WILS
CLS
PT1337
.B53x
1906
bd.11

IBLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •

Louisa P.

Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelange zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zu Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeige durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.
Auf Wunsch ein Backbuch gratis von
Dr. A. Oetker
Bielefeld.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das kleine Buch der Technik.

Ein Handbuch über die Entwicklung und den Stand der Technik, nebst Angaben über technische Schulen und Laufbahnen.

Von G. Neudeck,
Kais. Marine-Schiffbaumeister.

Mit 363 Abbildungen.
Elegant gebunden 4 Mark 80 Pf.

Inhalt:

Geschichte der Technik. — Verarbeitung des Holzes. — Bergbau und Hüttenwesen. — Verarbeitung der Metalle. — Maschinen. — Elektrizität. — Gebäude. — Bekleidung. — Bodenkultur. — Nahrungs- und Genußmittel. — Wohnungseinrichtungen. — Gebrauchsgegenstände. — Waffen. — Straßen. — Verkehrsmittel. — Sprache, Schrift, Druck und Bild. — Chemische Industrien. — Geld- und Schmucksachen. — Maße. — Technische Schulen. — Technische Berufe.

Neudecks „Kleines Buch der Technik" ist ein unentbehrliches Handbuch für alle, welche sich dem Studium und der Ausübung der Technik zuwenden oder über alle Zweige dieses interessanten Wissensgebietes in angenehmer, jedermann leicht verständlicher Weise Aufklärung suchen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Neu eingeführt.

Rioja-Bordeaux,

flaschenreifer roter Tafelwein, übertrifft an Qualität, Bouquet u. Feinheit alle kleineren **Bordeaux-Weine,** verzollt ab Konstanz zu **85 Pf. per Liter.**

1 Postkistchen mit 2 ganzen Flaschen franko gegen Einsendung von **M. 2.70.**

Allen Hotels und Restaurants empfohlen. Proben und Preisliste gratis und franko.

Naturreinheit garantiert.

SAMOS-SÜSS-WEINE

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine verzollt ab Konstanz zu **M. 1.— per Liter.**

1 Postkistchen mit 2 Flaschen franko **M. 2.80.**

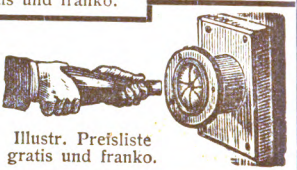
ZIEGLER & GROSS, Inh.: **Carl Aug. Ziegler,** Hoflieferant Sr. Kgl. Hoheit des Großh. v. Baden, **Konstanz 59** Baden, u. **Kreuzlingen** Schweiz.

Proben und **Preisliste** gratis und franko.

Verbess. Universal-Flaschen-Verkapsel-Maschine

Preis M. 6.—, steht bis jetzt in jeder Beziehung unerreicht da, redact. bespr. in Nr. 2296 der Ill. Zeitung, Leipzig.

ZIEGLER & GROSS, Inh.: **Carl Aug. Ziegler,** Hoflieferant, **Konstanz 59.**



Illustr. Preisliste gratis und franko.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

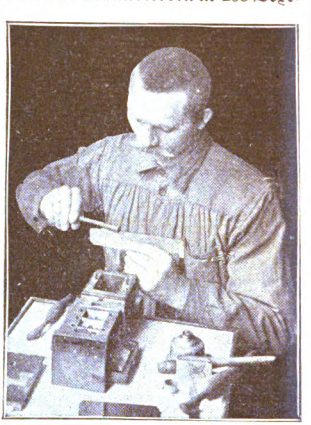
Schätze der Erde.

Entstehung, Gewinnung und Verwertung der interessantesten Stoffe aus allen Gebieten der Natur. Von **Dr. Richard Blochmann.** Mit 4 Tondruckbildern u. 168 Textillustrationen. Elegant gebunden 6 Mk.

Dem großen Kreise der Naturfreunde aller Stände, insbesondere auch unserer heranwachsenden Jugend, ist dieses Buch gewidmet. In unserer Zeit, in welcher die Naturwissenschaften zu hoher Blüte gediehen sind und deren Kenntnis für jedermann von großem praktischen Wert ist, gewinnt alles das, was Mutter Natur uns schenkt, was sie im endlosen Kreislauf der Dinge hervorbringt, erhöhtes Interesse. Unser Buch „Schätze der Erde" beantwortet die wichtigsten der vielen Fragen, die sich dem die Natur aufmerksam betrachtenden Menschen entgegendrängen. Die Vielseitigkeit der Gebilde aus der toten Natur und aus dem Reiche des Lebens, deren geheimnisvollen Aufbau, die ungeheure Zahl der Produkte, welche die schaffende Hand des Menschen der Erde abgerungen, ihre Gewinnung und Verwendung im Dienste der Kultur führt das Buch in gemeinverständlicher, fesselnder Weise in Wort und Bild vor. Es ist

ein außerordentlich nützliches und wertvolles Buch,

das in allen Kreisen, nicht zum mindesten auch in denen der Schule, lebhaften Beifall findet.



Das Spalten von Diamanten.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens

Zu der Novellette „Sein letzter Ritt auf grünem Rasen“ von Fr. Oskar Kühne. (S. 79)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1906. Elfter Band

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Schön-Almut. Roman von Hedwig Erlin-Schmeckebier (Fortsetzung und Schluss) 7

Über und unter den Wolken. Eine Liebesgeschichte aus den Bergen. Von Gustav Klitscher 37

Sein letzter Ritt auf grünem Rasen. Novellette von Fr. Oskar Kühne 65
Mit Illustrationen von Adolf Wald.

Indische Scheinfürsten. Kolonialgeschichtliche Skizze von Hans Petersen 90
Mit 8 Illustrationen.

Finstere Gewalten. Novelle von F. Clemens 115

Das Heim auf Rädern. Ein neuer Sport. Von Loth. Brenkendorff 180
Mit 6 Illustrationen.

Eine alte Evastochter. Erzählung von Auguste Klotz . 192

Durchs Werdenfelser Land. Eine Wanderung von R. Ortmann 210
Mit 9 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Die Lüge des Arztes 224

Neue Erfindungen:

I. Verbesserte Bohnenschneidemaschine 227
Mit 2 Illustrationen.

II. Reisepolster „Reise wohl“ 228
Mit 2 Illustrationen.

Seite

Vergrabene Schätze 229
Ein Vergessener 230
Fischjagd mit dressierten Kormorans 232
Mit Illustration.
Die letzte Whistpartie 234
Ein Bambusloblied 235
Was die Beredsamkeit kostet 236
Die Überführung eines Hauses auf einen höher gelegenen Baugrund 236
Mit Illustration.
Das Angstschreien der Frösche 238
Wie du mir, so ich dir 239
Die Bevölkerung Chinas 240
Der Jahrgang ist Nebensache 240

WLS, cls
ARR9160-1

Schön-Almut.

Roman von Hedwig Erlin-Schmeckebier.

(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Almut war bleich geworden, bleich wie ein Leichentuch, und machte eine Bewegung, als wolle sie den Mann an ihrer Seite mit ihrem eigenen Leibe decken. Und dann stürzte sie auf Konstantin zu, der mit verzerrtem, fahlem Gesicht auf den Stufen des Tempelchens stand, die lange Kutschierpeitsche mit der klammernden Faust gepackt.

„Konstantin, ich beschwöre dich, beherrsche dich! Du irrst dich — nur ein Zufall, nichts weiter als ein Zufall! — Komm fort von hier, ich werde mit dir —"

„Du kommst mit mir? Jetzt kommst du freiwillig mit mir?" Aus tückisch funkelnden Augen sah Konstantin Almut an. „Ja, du wirst mit mir kommen — später. Erst aber hier die Zahlung. — Lump — Lump!"

Ein sausender Hieb, ein geller Aufschrei Almuts,

die es nicht mehr vermocht hatte, des Rasenden Arm herabzuzwingen.

Und dann standen Brust an Brust zwei Todfeinde. Die scharfe Peitschenschnur hatte nicht das Ziel gefunden, auf das sie gerichtet war. Mit rasch vorgestreckten Händen hatte Jürgen Altringer sich geschützt. Doch um die Hände hatte die lange Schnur sich geschlungen, einen kurzen Moment hielt er sie gepackt, dann hatte er schon aus des anderen Faust den Peitschenstiel gerissen, brach ihn in Stücke und schleuderte die zu Marolfs Füßen nieder. Dabei kam über seine Lippen kein Laut. Aber fast unheimlicher noch als des anderen verzerrte Miene war sein versteinertes Gesicht mit dem erstarrten Blick.

Almut sah nichts von alledem. Sie sah nur Jürgen Altringers von der Peitsche getroffene Hände, die wie brennendes Feuer glühten. Und dann hatte sie sich jählings zwischen die beiden Todfeinde geworfen, sie auseinander gezwungen, und während ihre Augen nur immer wie gebannt an Altringers Händen hingen, rief sie's ihm zu in stammelnder Todesangst: „Gehen Sie! Um meinetwillen — gehen Sie!"

„Ich gehe nicht, lasse Sie nicht allein mit einem Wahnsinnigen oder einem Verbrecher."

Eisenharten Tones sagte es Altringer und trat dicht an Almuts Seite.

Da riß Marolfs Hand sie zu sich herüber, zwang sie über die Stufen des Tempelchens hinab auf den Weg. „Du kommst mit mir!"

„Ja, ich komme mit dir," sagte sie, ein Schauern in der Stimme, und drängte selbst den Hügel hinab, zu dem haltenden Wagen hin. Dabei flehte ihr zurückgewandter Blick es Altringer zu: „Bleib — erbarme dich meiner, folge uns nicht!"

Auf dem Weg rissen die ungebärdigen Gäule an ihren Zügeln, die der Groom kaum festzuhalten vermochte. Mit der Rechten Almuts Hand wie in einen Schraubstock pressend, packte jetzt Marolf mit der Linken die Leinen, daß die Pferde auf einen Ruck wie die Bildsäulen standen. Dann rief er über die Schulter dem Groom zu: „Lauf heim!“

Der ließ sich's nicht zweimal sagen, rannte davon, als ob hinter ihm der leibhaftige Satan wäre. Denn nicht viel anders als der kam ihm heute sein Herr vor.

Konstantin hatte Almut dicht zu dem Wagen hingedrängt. „Steig' auf!“

Einen Augenblick zögerte sie. Allein sie mußte jetzt um jeden Preis die beiden Todfeinde trennen. Sie stieg auf mit zitternden Knien. Mit einem Satz war Konstantin an ihrer Seite.

Klatschend ließ er auf die Pferderücken die Zügel fallen, ein Zungenschnalzen und die davonjagenden Rappen rissen das leichte Gefährt mit sich fort.

Vorwärts gestürzt war Jürgen Altringer, zur Straße hinab. Aber an ein Einholen der beiden Renner war nicht zu denken. Doch etwas namenlos Gräßliches, das er im Geiste vor sich sah, dort vorn, immer weiter voran, wo hinter dem Park die Landstraße begann, das riß ihn vorwärts, als längst schon das Gefährt seinen Blicken entschwunden war. — —

In Schweigen ging die jagende, wilde Fahrt. Konstantins Hand hielt noch die Zügel straff, aber die Leitung hatte er verloren. Wie Eisnadeln schlugen ihnen die mit Regen vermischten, dichter und dichter fallenden Schneeflocken ins Gesicht. Die Pferdeleiber beginnen zu zittern, einen Augenblick ist's, als wollten sie stille stehen — da — ein schriller, durchdringender

Lokomotivpfiff. Und dann ein blindes, wahnsinniges Vorwärtsrasen.

Kein Laut kommt von Konstantins Lippen. Seine Augen sind starr geradeaus gerichtet. Dort vorn die schmale Wegstelle, nur durch eine niedere Holzschranke geschützt, darunter steil abfallend der hohe Eisenbahndamm.

Die Angst um zwei Menschenleben ist in dem Ruck, mit dem sein rechter Arm plötzlich die Zügel zurückreißt. Und er hat's gezwungen. Blutig geschnitten sind die Mäuler der Rappen, die Köpfe fliegen fast auf den Rücken.

Da klingt er noch einmal auf, der gelle Teufelsruf, der schrillende Pfiff der Lokomotive.

Wild bäumen sich die Pferde auf. Die Zügel sind zerrissen. Aus der Schulter gerenkt sinkt Marolfs rechter Arm wie leblos herab, sein linker aber umklammert das zitternde Weib an seiner Seite.

Krachend bricht die Schranke. Den Bahndamm hinabgeschleudert liegen drunten auf dem Schienenstrang mit zerschmetterten Leibern die Rosse — das Gefährt. —

Altringer hetzt des Weges daher, das Gesicht kaum noch menschenähnlich in seiner wilden Todesangst. Schon von weitem bemerkt er, was er vorausgesehen: an der gefährlichen Absturzstelle die zertrümmerte Schranke.

Nur einen Augenblick steht er fassungslos still — dann hat er alles gesehen: ein wirres, zuckendes Knäuel unten auf den Schienen und ein blondes Frauenhaupt.

An den Mauervorsprüngen des Bahndammes arbeitet er sich hinab, und nun ist er unten. Nicht die schreienden Menschen, die den Schienenweg dahergestürmt kommen, bemerkt er, nicht die Wagentrümmer

und darunter die zuckenden Pferdeleiber — die Frauengestalt nur sieht er, die am Boden kauert und etwas in ihrem Schoße hält, darauf sie die Hände preßt.

Und Almuts Augen sieht er, die Augen, die er nie vergessen wird und wenn sein Leben Ewigkeiten währte. Die Augen schreien es ihm entgegen: „Geh — geh! Er ist tot.“

* * *

Durch die Zeitung, die sie ahnungslos zur Hand genommen, hat Frau v. Buchensee das Unglück erfahren. Starr sitzt sie da, von jähem Schrecken wie gelähmt.

„Tot ist er!“ Ihre Lippen murmeln es, die Augen schließen sich ihr, sie schaudert vor dem Bilde, das sie vor sich sieht.

Dann hat sie mit zitternden Händen die zu Boden gesunkene Zeitung wieder aufgehoben — sie hatte ja noch nicht ganz zu Ende gelesen gehabt. Da stand noch etwas anderes, von seiner Frau — von Almut!

Und sie liest: „Die Gattin des Verunglückten, die sich mit ihm im Wagen befand, ist wie durch ein Wunder nur wenig verletzt.“

Almut war bei ihm! Und sie ist unverletzt geblieben.

Plötzlich brechen ihr die Tränen hervor. Um wen sie weint? Um Konstantin, der allzeit gut wie ein Sohn zu ihr gewesen, oder um ihr Kind, das wie durch ein Wunder unverletzt geblieben? Sie empfindet nur die furchtbare Erschütterung des Augenblicks, alles andere liegt ausgelöscht in ihr.

Was sollte sie tun? Vielleicht zu Marianne reisen, die mit ihrem Mann noch in der Hauptstadt weilte? Warum schrieb oder telegraphierte Marianne nicht, die doch alles wissen mußte?

In diese Zweifel hinein bringt ihr das Mädchen einen soeben angekommenen Brief. Ein Brief — und Almuts Schrift. Sie reißt ihn auf. Eine ganze Geschichte der wildesten Seelennot schreit aus diesen hin und her geworfenen Buchstaben, und nur ein einziger Schrei sind die wenigen Worte des Briefes: „Konstantin ist tot. Komm zu mir, Mutter!"

Die Freifrau macht eine Bewegung, als wolle sie irgend etwas ergreifen, an sich reißen. Da kommt wohl eine Mutter, wenn sie so gerufen wird!

In fliegender Hast traf sie ein paar Reisevorbereitungen. Da fiel ihr ein, daß der Zug nach der Hauptstadt ja erst am Abend fuhr. Sie sank auf einen Sessel und wartete. Da ertönte abermals das doppelte Klingelzeichen des Postboten.

Von Marianne ein Brief. Die Freifrau liest und liest, und ihre Züge werden starr und hart. Was ihr Marianne schreibt, was Graf Taufers den Aussagen des Grooms entnommen, das hat alle Weichheit in ihr ertötet. Sie weiß, wer es gewesen, den vor der Todesfahrt Konstantins Peitsche getroffen. Alles schreit ihr seinen Namen: „Jürgen Altringer!"

Zerrissen von der Mutter Händen liegt Almuts Hilfeschrei am Boden.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wieder und wieder hatte Frau Henriette Sommer die Zeitungsnachricht über den jähen Tod des Barons Marolf gelesen und stammelnd die Hände gerungen. Solch ein Ende! Solch ein junges Blut! Gern hätte sie der armen, schwergeprüften „lieben Buchensee" einen Beileidsbesuch gemacht, aber wer sagte ihr, daß sie vor Erschütterung nicht gleich auf der Stelle der

Schlag traf? Menschen mit kurzen Hälsen dürfen nicht zu viel vom Sterben hören, müssen sich die Ruhe ihres Gemütes zu erhalten trachten, allzu trübseligen, schwerblütigen Gedanken ein Gegengewicht liefern, so wie sie es jetzt tat, die sich jetzt dem neuen Säuglingsheim mit ganz besonderer Hingabe widmete. Es hatte so etwas Wohltuendes, zu sehen, wie Leben um Leben in ununterbrochener Folge in das Dasein trat.

Sie legte das Zeitungsblatt auf den Tisch und griff nach einem Brief, den der Briefträger mit der Zeitung gebracht hatte. Aus Düsternwalde kam er, und er meldete, daß auch dort solch junges Leben seinen Einzug in dieses irdische Freuden- und Jammertal gehalten habe. Herr Hans Holbeck und Frau Eleonore, geborene Wendt zeigten hocherfreut die glückliche Geburt eines prächtigen Töchterchens an.

Prächtig! Natürlich! Solche Zusätze waren ja üblich bei gewöhnlichen Leuten, brummte Frau Henriette und griff nach dem Zettel mit dem Gekritzel, das der gedruckten Karte beigefügt war.

„Meine einzigste, unverändert geliebte Mama Sommer! Du mir etwas an meinetwegen — erwischen kannst Du mich ja doch nicht — aber ich nenne Dich wieder ‚Du', obgleich ich tot und gestorben für Dich bin. Ein Mensch, der so glücklich ist wie ich wird übermütig. Eigentlich darf ich noch nicht schreiben, und Du wirst's auch nicht gut lesen können, weil ich noch im Bett bin, aber das muß ich Dir selber sagen: sie heißt Henriette und sieht Dir riesig ähnlich. Und neun Pfund wiegt sie und hundert Gramm. O Gott, ich glaube, es schnappt über vor lauter Glück Deine treue, jetzt selber ‚Mama' Lore in Düsternwalde, letztes Häusel am Ende."

Da brach sich das Gefühl endlich in den düsteren Worten Bahn: „Du armes Kind!"

Lore — Lore Wendt als Mutter — und der Flötiste als Vater: das sagte alles! Du armes Kind!

Ordentlich feucht wurden ihr die Augen vor lauter Mitleidsrührung. Oder war's, weil sie die Sehkraft gar so sehr anstrengen mußte, um sich nochmals zu vergewissern, ob sie auch richtig entziffert, was da gekritzelt stand: „Sie heißt Henriette und sieht Dir riesig ähnlich!"

Sie sah ihr also ähnlich, wog neun Pfund und hundert Gramm und hieß Henriette — — und hatte eine Lore zur Mutter!

Laut schluchzend saß plötzlich die gute Mama Sommer da. — —

In Düsternwalde aber, da weinten sie nicht. In dem kleinen Haus, das am Ende des Städtchens neugierig über den Gartenzaun hinaus auf die schnurgerade Pappelallee guckt, da lacht's und zankt's und jubelt's den lieben langen Tag. Zuweilen kräht auch ein durchdringendes Stimmchen dazwischen, das sein Anrecht auf dieses Dasein in der energischesten Weise kundgibt.

Dann klingt's wohl oft wie ein Alarmsignal aus Küche oder Stall oder Boden: „Mann, Rabenvater, wirst du wohl dein Kind sich nicht totschreien lassen! Ich habe doch keine Zeit jetzt zum Kinderwiegen, auf meinen schwachen Schultern ruht doch die ganze Last des Haushalts."

Danach dauert es meist nicht lange, und der Rabenvater taucht irgendwo auf mit Hacke oder Spaten, heiß und wohlgerundet wie das Baby, um dessen Wohl er sich auch pflichtschuldigst bekümmert. Das heißt, er reißt ein weißes Bündel aus dem Wägelchen und schwenkt es taktmäßig auf und nieder, tanzt auch wohl Polkaschritt mit ihm dahin.

„Barmherziger Himmel, bist du von Sinnen! Hans — Mann — Kindsmörder!"

Wie eine Rachegöttin im kirschroten Kattunkleid kommt sie in solchen kritischen Momenten dahergestürzt, die nimmermüde, emsige kleine Frau Lore Wendt-Holbeck und drückt das kostbare Bündel ans Herz.

Oder es kommt vor, daß in eine derartig stimmungsvolle Familienszene hinein der Schreckensschrei gellt: „Hans — um Gottes willen! Auf nichts paßt du auf — die Gänse sind in den Gemüsebeeten!"

Dann fliegt das weiße Bündel in seinen Wagen zurück, und Hans und Lore ziehen als bewaffnete Mächte auf in den Kampf. Mit langen Stecken und rauhem Wort kann es nicht fehlen, die edlen, nützlichen Vögel auf die Pfade der Tugend zurückzutreiben.

Ja, es ist ein Leben voller Abwechslung, das sie führen, die zwei Düsternwaldener Grundbesitzer. Arbeit von früh bis spät. Abends aber unter der Linde ist's wie einst im Schlaraffenland bei Mama Sommer. Er spielt die Flöte, spielt sie inniglich und süß wie nur je. Und dann lehnt sie das Zigeunerköpfchen an ihn und fragt zuweilen: „Weißt du noch, Hanschen, wie wir uns so haßten?"

Oft auch, zwischen Flötenspiel und Küssen, wozu ein Frühlingsabend selbst die ältesten, vernünftigsten Ehepaare führen kann, gedenken sie der Unversöhnlichen in Karlstadt.

„Nicht eine einzige Zeile hat sie darauf geantwortet, daß wir ein Kindchen haben, das Henriette heißt — nichts, gar nichts!" Frau Lore hat das schon unzählige Male geklagt, aber heute klagt sie es mit besonderer Inbrunst.

Hansel indessen bewegt sich aber gerade heute nicht auf der Höhe schöner, edler Empfindungen, sondern

stapft in den Niederungen schnöder Erwerbsspekulationen herum. „Weißt du," sagt er, ohne nur die Flöte eines Blickes zu würdigen, „im Düsternwaldener Kiefernforst wollen sie doch nächster Tage die neue Lungenheilstätte eröffnen. Da sollte man dann öfter versuchen, mit Gemüse Absatz zu finden."

„Kann man ja," antwortet lakonisch das Frauchen und muß immer wieder an Mama Sommer denken. Sie wird ganz unruhig darüber. Wenn das Ahnungen wären? Rasch tritt der Tod den Menschen an ...

Allein der ist gerade jetzt weit entfernt davon, Frau Henriette Sommer Arm und Geleite anzutragen. Wer so schimpfen kann wie die Gute augenblicklich, der ist noch weit entfernt vom Gevatter Tod. Mit dem einzigen Abendzug, der in diesem gottverlassenen Nest hält, ist sie soeben angekommen — in Düsternwalde. Und nun steht sie in ihrer ganzen Pracht und Stattlichkeit auf dem sogenannten Bahnhof, flankiert von zwei Koffern mittlerer Größe. Um eben diese Koffer handelt es sich. Puterrot im Gesicht steht sie und erklärt sämtlichen zwei Bahnbeamten, daß sie ein Depot verlange, ein richtiges, verschließbares Depot mit Empfangsbestätigungsscheinen!

Das gäbe es nicht in Düsternwalde, heißt es.

Aber sie verlange das! Ein Packraum ohne Empfangsbestätigungsschein böte ihr nicht genug Sicherheit für ihr Eigentum.

Dann solle sie doch die Koffer mit zu ihren Leuten nehmen.

Ihre Leute? Sie habe keine Leute in Düsternwalde! Was sie denn dächten, wen sie vor sich hätten! Die neue Lungenheilstätte wolle sie als Mitglied des Allgemeinen Frauenvereins für öffentliche Gesundheitspflege inspizieren, und im Hotel bleiben müsse sie oder

in einer Privatunterkunft. Und solange das unentschieden war, bleiben die Koffer auf dem Bahnhofe.

Dann mußten sie eben in den offenen Packraum — dafür war man in Düsternwalde und nicht in Baden-Baden.

„Das merkt man," sagt Frau Henriette Sommer ergebungsvoll, schaut ihren Koffern nach wie auf Nimmerwiedersehen und schreitet fürbaß ins Städtle hinein.

Du lieber Himmel — anderthalb Reihen Häuser, eine Pappelallee und die Herrlichkeit hat ein Ende! Von Hotel im gebrauchsfähigen Sinn natürlich keine Spur. Nur eine Herberge „Zum blauen Pfau". Um die herum hat Mama Sommer mit Schaudern einen weiten Bogen gemacht. Und nun steht sie am Ende von Düsternwalde — so etwa fünfzig Schritte vor dem letzten Häusel.

Ein Mädchen mit hochgeschürztem Rock fegt hier die Straße. An dieses Wesen wendet sich Frau Henriette Sommer mit jenem huldvoll herablassenden Ton, den sie den unteren Millionen gegenüber anzunehmen pflegt: „Sie, liebes Kind, sagen Sie mir mal, wissen Sie wohl hier in Ihrem Düsternwalde so etwas wie ein Nachtlogis? Ich meine, ob Sie vielleicht Leute kennen, die Zimmer vermieten?"

Sperrangelweit vor maßlosem Staunen hat die edle Maid von der Straße ihre Blauaugen aufgerissen und den Mund dazu. Eine Antwort aber hört Mama Sommer nicht, ob ihre Augen sich auch vorwurfsvoll zum Herrn und Schöpfer solcher Wesen, wie eines hier vor ihr steht, aufschlagen.

Und noch einmal, noch sanfter, noch gemeinverständlicher wiederholt sie ihre Frage: „Mädel, ob's hier Bauern gibt, die Fremde zur Nacht bei sich aufnehmen, möcht' ich wissen?"

Da macht die Hochaufgeschürzte einen Satz und stürmt davon, als wäre der Leibhaftige hinter ihr drein.

Im letzten Haus am Ende der Pappelallee verschwindet sie. Dort drinnen hinten im Gärtchen unter der Linde sind Mama und Papa Holbeck gerade dabei, Abendbrot zu essen, als Trine, ihres Lebens „Trost für alles", wie eine Wahnsinnige angestürzt kommt und atemlos Bericht erstattet.

Das flinke Frauchen hat sich schon erhoben. „Ich will doch selbst nachschauen," sagt sie und eilt durch das Gartenpförtchen hinaus auf die Pappelallee, sieht ein das Abendrot verdunkelndes, breites, schwarzes Etwas, sieht einen Reiherbuschen gegen den rosigen Horizont sich abzeichnen, und ein Schrei, ein schmetternder, jubelnder, jauchzt auf: „Mama Sommer! Einzigstes Mamachen Sommerchen! Du — du in Düsternwalde!"

Gegen das breite dunkle Etwas mitten auf der Pappelallee ist sie angeflogen wie ein Tennisball, die kleine glückselige Lore.

„Du — du in Düsternwalde!"

„Ja, ich in Düsternwalde!" klingt es dumpf zurück.

Lore Sommer-Wendt-Holbeck ist außer sich vor Seligkeit und küßt, was sich zum Küssen bietet: Mama Sommers Wangen, ihre Hutbänder über den Ohren, ihre Hände, ihre Umhängetasche und stammelt und jubelt dazwischen: „Geahnt hab' ich's, geahnt! Ach, hab' ich an dich denken müssen! Dies Kommen zu mir in meinem Glück, das vergess' ich dir nicht im Leben, Mamachen Sommerchen! Ja, du bist ein edler Mensch, bist eine wahrhafte Wohltäterin!"

Frau Henriette hält sich die Ohren zu und sucht nach Beweismaterial dafür, daß sie nur wichtiger Gründe

halber, die mit dem letzten Häusel am Ende von Düsternwalde nicht das geringste zu tun hätten, hierher gekommen sei.

Die kleine Lore hört gar nicht darauf. „Was wird nur Hanschen sagen, Mama Sommer, geliebtestes! Und Henriette, daß sie ihr süßes Großmamachen zu sehen bekommt!“

„Wo ist deine Tochter?“ Dunkel klingt es, feierlich und ein wenig im Ton eines Richters, der sich nach dem Opfer eines ungeheuerlichen Verbrechens erkundigt.

„Im Bett ist sie, schlafen tut sie! Aber sehen kannst du sie noch, Mamachen Sommerchen! Und zuckersüß ist sie, einfach zuckersüß! Und ähnlich sieht sie dir, so um die Augen 'rum! Weißt du, das kommt davon, weil ich gar so sehnsuchtsvoll immer nach dir ausgeschaut habe.“ Aus den schwarzen, strahlenden Zigeuneraugen tropfen plötzlich die Tränen.

Das ist zuviel für die gute, leichtgerührte Frau Henriette Sommer, und mitten auf der Pappelallee sinkt sie schluchzend hinein in Lores weitgeöffnete Arme.

„Warum — warum habt ihr mich nur damals so — so hinterlistig belogen?“

Das kleine Frauchen schweigt und senkt die Wimpern und hebt sie doch endlich ganz klar und frank. „Ich kann's dir nicht sagen, ich weiß es nicht, Mama Sommer. Komm, sei großmütig, laß das begraben sein und nimm das als Abbitte: wenn meine Henriette es sich jemals unterstehen sollte, etwa nach mir zu arten, dann gnade ihr Gott!“ —

Dem Herrn Papa von Fräulein Henriette hat die Abwesenheit seiner Lore zu lange gewährt, und neugierig stelzt er auf die Gartentür zu, um mit langgestrecktem Hals darüber zu spähen.

Herr im Himmel — Frau Henriette Sommer aus

Karlstadt! Ein Blick an seinem häuslichen Negligé herunter, wurzelnd auf den mächtigen Pantinen an seinen Füßen — und mit affenartiger Geschwindigkeit retiriert Hanschen, um sich präsentabel zu machen.

Mama Sommer aber und Lore ziehen Arm in Arm ein durch das schmale Pförtchen, dahinter ein Glück wohnt, anders als jenes, das für Lore Sommer-Wendt versank, als das breite Tor des erborgten Reichtums hinter ihr ins Schloß gefallen.

In der Nacht aber ruht Mama Sommer im schönsten Zimmer, das im Häusel am letzten Ende von Düsternwalde zu finden war. Im Prachtbett liegt sie mit gefalteten Händen über der weißen Decke, schaut still hinauf zum Vollmondangesicht, das freundlich durch die Gardinen blickt, als wollte es sagen: „Sieh, wenn du dir ein bißchen Mühe gäbst, könntest du jetzt haben, was du immer entbehrt hast bei all deinem kalten Reichtum: Familie, Liebe, Glück. Alles dies wäre dein. Mutterfreuden freilich, die waren es nicht, die deiner warteten im Leben, die herben, kreuzesschweren, die aus Schmerzen wachsen und im Entsagen wurzeln; aber jene milden, stillen, heiteren, wie sie eine Großmutter fühlt, die ihr Enkelchen im Schoße wiegt, die blühten dir hier, wenn du es wolltest."

Mit einem Lächeln, lieb und zärtlich, entschlummert sanft Frau Henriette im letzten Häusel am Ende von Düsternwalde. Und einen seltsamen, schönen Traum hat sie: Tag für Tag wandelt sie in einem Gärtchen mit Sommernelken, Reseden, Salatbeeten und Kartoffelstauden auf und nieder und hat ein weißes Bündelchen im Arm, daraus zwei kohlschwarze Äuglein sie anlachen, zwei dicke Patschhändchen sich ihr entgegenstrecken. Abends aber, wenn die Linden stärker duften und zwei schwarze Guckäuglein geschlossen sind, dann flötet durch

den lauen Duft ein süßes Lied. Und sie ist Großmutter, ohne je Mutter gewesen zu sein, und sie ist glücklich, daß in Düsternwalde ein Menschlein geboren ist, das Henriette heißt, neun Pfund und hundert Gramm wiegt und ihr so riesig ähnlich sieht.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Im Empfangssalon der Gräfin Taufers, die inzwischen mit ihrem Gatten Wohnung in der Hauptstadt genommen, saß wartend Frau v. Buchensee. Steif und bedrückt wie eine Fremde im Hause ihrer Wohltäterin saß sie da. Die schmalen Lippen fest zusammengepreßt, den Blick durch das Fenster hinausgerichtet. An ihr Ohr schlug brausend der Lärm der Weltstadt, dieser Stadt, die nie wieder ihr Fuß hatte betreten sollen. Und nun war sie doch gekommen — mit schmachvoller Bitte, in demütigender Erkenntnis gekommen, daß kein Gnadenbrot der Welt so bitter schmeckt als jenes, das eine Mutter von einem selbstsüchtigen Kind empfängt. Seit Marolfs Tod hatten Gläubiger von früher her, die sie fast vergessen, sie hart bedrängt in plötzlicher Furcht, ihr Geld zu verlieren. Fast anderthalb Jahre lang hatte sie gespart und gedarbt wie nie zuvor, um ihnen gerecht zu werden — es war ihr nicht gelungen bei dem spärlichen Monatsgeld, das Graf Taufers ihr widerwillig ausgesetzt hatte. O, er war keiner von denen, die vornehm gaben! Er wußte es dem Nehmenden fühlbar zu machen, daß Almosenempfangen kein Vergnügen zu sein braucht. So war er immer sicher, nur in den äußersten Notfällen angegangen zu werden.

Nur unter dem Druck eines solchen Notfalles war es denn auch geschehen, daß die Baronin sich endlich

an Marianne gewandt hatte in ihrer Bedrängnis. Allein die Antwort auf ihren Brief war ausgeblieben. Da hatte sie den schweren Entschluß gefaßt, persönlich die Tochter aufzusuchen, ohne erst ihre Ankunft zu melden. Ein Wort gesprochen galt ja mehr als zehn geschrieben.

Doch sie hatte es schlecht getroffen mit der Stunde ihrer Ankunft. Das gräfliche Paar war ausgefahren, und sie mußte warten. Lange — sie wußte selbst nicht wie lange schon. Eine müde, altgewordene Frau, die mit ängstlichem Herzpochen der Heimkehr ihrer reichen Tochter entgegenbangte, dieser Tochter, an die sie ihres Lebens ganze Liebe verschwendet hatte.

Nach Stunden erst kam Marianne. Seidenraschelnd rauschte sie über den Korridor, ein Diener öffnete die Tür zum Salon vor ihr, und sie stand vor ihrer Mutter. Betroffenheit, schlechtverhehlte Mißstimmung malte sich in ihren beweglichen Zügen, und flüchtig nur waren die Küsse auf Mund und Wangen, die der Mutter den Willkomm boten.

„Aber, Mama — diese Überraschung! Ich — ich verstehe gar nicht recht. Hättest du doch bloß geschrieben vorher! Es ist ja sehr nett, daß du mal kommst, nur —"

Sie stockte und wurde rot vor den eingesunkenen stillen Augen, die unbewegt auf ihr ruhten.

„Gott — Mama, du mußt mich nicht mißverstehen, aber es geht ja immer so mit Überraschungen — sie fallen meist ins Wasser! Gerade heute sind wir zum Botschaftsfest geladen. Karl Theodor ist bereits bei der Toilette und ich —"

„Du mußt dich ebenfalls eilen. Ja, ja — ich begreife, mein Kind."

Scheu sah Marianne die Mutter von der Seite an. Wie war sie denn nur? So sonderbar! Sie nahm

sich zusammen und suchte ihren sehr wenig herzlichen Empfang durch allerhand Fürsorge, durch Speise- und Trankanerbieten gutzumachen, allein Frau v. Buchensee wehrte ab. Ihr bleiches Gesicht trug die Spuren großer Ermüdung.

Dennoch stand sie steif aufgerichtet, als sie fragte: „Warum hast du meinen Brief nicht beantwortet, Marianne? Du hättest mir diese Reise ersparen sollen!"

„Aber — Mama!" Das hübsche, kokette Puppengesichtchen in Glut getaucht, verriet, was der Mund nicht bekennen wollte: über allen Festen und Vergnügungen der Residenz hatte die Gräfin Taufers den Notschrei ihrer Mutter einfach vergessen.

Die sah sie mit langem Blicke an und sagte: „Du weißt nun, warum ich gekommen bin, kommen mußte, Marianne."

„Ja doch — ja! Aber dann hättest du es gar nicht unglücklicher treffen können, Mama! Gerade heute hatte ich eine Szene mit Karl Theodor in Geldsachen. Du glaubst gar nicht, Mama, wie er zuweilen sein kann, und was eine junge Frau hier braucht, um nur halbwegs mit den anderen mitzukommen."

„Ich brauche die Summe, um die ich dich bat, fürs tägliche Brot, Marianne."

Dieser Stimmenklang wie aus dem Grabe fiel einem ja ordentlich auf die Nerven. Die liebe Mama! Daß sie nie auskam mit dem, was sie erhielt. Die Schulden würden ja doch wohl nicht so drängen.

Nervös vor Ungeduld und Furcht, nicht mehr rechtzeitig zur Gesellschaft fertig zu werden, sagte Marianne, was sie dachte. Dabei zog sie verstohlen mehrmals die Uhr, lief auf und ab und zuckte schließlich die Achseln.

„Es hilft wirklich nichts, Mama, wir müssen das

Thema auf morgen vertagen. Ich fürchte aber, ich fürchte —"

„Dann kann ich ja wieder gehen, Marianne."

„Ich bitte dich, Mama, sei nicht gleich beleidigt!" Jetzt hatte das feine Gesichtchen alle Beherrschung verloren und zeigte Unmut und Ärger unverschleiert. „Ich habe doch keine Rechte. In meinen Händen liegt doch gar nichts! Ich hänge ganz von meinem Manne ab! Dich aus deinem ewigen Gelddilemma zu reißen, hätte die Bühnenprinzessin viel leichter gehabt. Die könnte heute eine reiche Witwe sein, hätte glänzend für dich sorgen können. Statt dessen aber mußte sie die Großartige spielen und Konstantins ganze Erbschaft seinen Verwandten überlassen — doch bloß für die Welt, damit es heißt: Seht da, welch eine vornehme Natur! Durch ihr heimliches Rendezvous hat sie ihren Mann in den Tod gejagt, und nun tut sie, als ob sie wer weiß wie sehr um ihn trauere! Jahr und Tag will sie der Bühne fern bleiben und sich in Einsamkeit vergraben! — Schwindel und Raffiniertheit ist alles, sage ich, oder höchstens Schuldbewußtsein!"

Frau v. Buchensee, die diesen Ausbruch schweigend mitangehört, verzog die Lippen, als verspüre sie körperlichen Schmerz, und sagte mühsam atmend: „Spare dir die Worte, Marianne. Du brauchst dich auch nicht zu entschuldigen, ich bin ja im Unrecht. Und nun geh und laß dich nicht stören."

„Aber Mama, bestes Mamachen, morgen arrangieren wir alles! Nur heut laß mich. Ich werde kaum noch fertig. Wüßte man doch nur, was man für dich tun könnte! Wie gerne ließe ich dir ein Theaterbillett besorgen, im Opernhaus wird Tannhäuser gegeben, zwei Gäste von den diesjährigen Baireuther Festspielen singen. Aber da ist natürlich alles ausverkauft."

„Ich danke dir. Hast du ein Bett für mich? Sonst kann ich auch ein Hotel aufsuchen."

Wieder dieser Ton namenlosen Gekränktseins! Wie unbequem! Schließlich war's wirklich kein Wunder, wenn man die Geduld verlor. „Natürlich haben wir ein Fremdenzimmer, Mama. Doch es ist nicht gerichtet und ziemlich ungemütlich. Gleich nebenan aber im dritten Hause ist ein vorzügliches kleines, feines Familienhotel. Wenn du da für die erste Nacht vielleicht Wohnung nehmen wolltest. Der Diener wird dich hinbringen."

Die Mutter nickte mehrmals hintereinander, als bestätige sie unabänderliche, aber unsagbar traurige Dinge. „Gut, ich werde im Hotel bleiben. Laß dich nicht stören durch mich. Auch den Diener brauche ich nicht, ich finde schon allein meinen Weg."

„Bist du mir böse, Mama?"

„Warum sollte ich böse sein? Das ist ja ganz in der Ordnung so!"

Auch dann, als die Freifrau in dem kleinen Hotelzimmer ihre Handtasche auspackte und ihr dabei auf einmal die Hände zu zittern begannen, wiederholte sie es leise vor sich hin: „Es ist ja ganz in der Ordnung so!"

Wie lang der Abend noch vor ihr lag! Wie grau und trübselig die Schatten der Dämmerung in den Ecken hockten, wie fremd, wie einsam es hier war! Fröstelnd saß sie in einem Sessel, den Kopf gesenkt, die Linke gegen die Stirn gedrückt.

Und es wurde dunkler und dunkler, die Stille um sie her wuchs und sprach: Dunkel und Einsamkeit, das ist nun dein Los bis an dein Lebensende. Was soll sich noch daran ändern? Du bist alt und müde. Niemand braucht dich, ruft dich. Und kommst du unge-

rufen zu deinem Kinde, dann kannst du's treffen, daß das — „Fremdenzimmer" nicht gerichtet ist.

Das Fremdenzimmer! Aus ihrer Brust empor stieg es ihr würgend in die Kehle hinauf, ein Schrei aus des Herzens Tiefe, der sich Bahn brechen wollte. Sie zwang ihn hinunter, stand auf, wollte Licht machen, griff aber plötzlich nach Hut und Umhang.

Drunten strich frische, frühlingsherbe Luft durch die Straßen. Gewürzt mit jungem Laubgeruch, den der Abendwind von fernen Gärten herüberwehte, weitete sie die Lunge. Tief aufatmete die einsam Wandernde und ging weiter und weiter im Straßengewirr der großen, fremden Stadt — ohne Ziel, ohne Rast.

Aber ihre Gedanken hielten gleichen Schritt mit ihr, ermatteten nicht, wie sie es sollten. Sie liefen hierhin und dorthin, liefen zu Marianne, Gräfin Taufers, die jetzt auf glänzendem Feste sich feiern ließ, und kehrten zurück zur eigenen Einsamkeit mit schmerzvollem Fragen: „Was hast du nun dafür gewonnen, daß du kein anderes Mutterglück erstrebtest, als deine Kinder so glänzend als möglich zu verheiraten? — Nichts! Die eine vergißt dich, läßt dich allein, die andere aber —"

Die hatte ihren Notschrei: „Komm zu mir, Mutter!" nicht wiederholt. Die war wohl in die weite Welt hinausgegangen, ihren eigenen Weg — über Tote und Lebendige hinweg.

Hastiger strebten der Freifrau Schritte voran, weiter und weiter. Als wäre jene strahlende Lichtflut dort am Ende der breiten Straße ein Magnet, der sie aus ihrem Dunkel zu sich zöge in seinen Bann. Und es war, als würden ihre unruhvollen Gedanken stiller und stiller, je näher sie der winkenden Helle kam, bis ihr Fuß stockte und es ihr dumpf ins Bewußtsein schlug:

Du stehst vor dem Theater. Was willst du hier? Kehr um!

Doch sie regte sich nicht, starrte nur immer hinein in den blendenden Glanz um dieses Haus, an das sie ihr Kind verloren hatte. Warum floh sie denn nicht, warum warf ihr Herz nicht Steine auf dieses Haus?

Auf blutrotem Zettel, der quer über den gewöhnlichen weißen hinlief, sprangen ihr Worte entgegen, vor denen sie zusammenschreckte wie der Nachtwandler, den man angerufen. Da stand es: „Frau Almut Steinach hat sich, da plötzliche Erkrankung den erwarteten Gast verhindert, bereit erklärt, heute abend die Rolle der Elisabeth zu übernehmen."

Vor ihren verschwimmenden Blicken zerfließt der rote Zettel in ein weites, wogendes Meer. Wankend lehnt sie sich gegen die Mauern.

Almut hier! Warum wendet sie sich noch immer nicht und flieht zurück, woher sie gekommen? Ihr rinnt es eiskalt durch die Glieder. Zurück in das öde Hotelzimmer, das es ihr zurufen würde die langen, bangen Nachtstunden hindurch: Von deiner reichgewordenen Tochter, um die du dir das Herz hättest zerteilen können, bist du wie eine lästige Bettlerin aus dem Hause geschickt!

Und plötzlich, wie ein Mensch, der unter geheimem Zwange handelt, von dem sein Bewußtsein nichts weiß, steht sie vor der Theaterkasse und fragt nach einem Platz. Man verwundert sich über die so spät Kommende und verneint.

Da sagt die Freifrau leise: „Ich bin Almut Steinachs Mutter."

Nun hat man Platz für sie. In eine kleine Loge nahe der Bühne heißt man sie flüsternd eintreten und schließt lautlos die Tür hinter ihr. Der Zuschauer-

raum ist dunkel. Der letzte Akt hat begonnen. Die Freifrau nimmt ihren Sitz ein, stützt die Arme auf die Logenbrüstung und bedeckt minutenlang ihre Augen mit der Hand.

Aus der Orchestertiefe flutet's empor zu ihr. Töne, die gegen die Enge und Kleinheit ihrer Seele branden, Töne, vor denen sie die Hände vom Antlitz sinken läßt und den Blick dorthin richtet, woher sie kommen. Und da graben sich ihre Finger tief hinein in den Samt der Logenbrüstung.

Die „Bühnenprinzessin", die tausendmal Geschmähte, die von Vater und Mutter verwünschte Tochter — dort steht sie im weißen Büßerinnengewande — wie eine Heilige.

Das stumme Spiel ihres leidvollen weißen Gesichts, der Wechsel zwischen Hoffnung, Enttäuschung und todesmatter Ergebung, als der letzte der Pilger, mit denen Tannhäuser, seiner Sünden ledig, hatte zurückkehren sollen, an ihr vorüberzieht, ist erschütternd. Noch klingt kein Ton von ihren Lippen, aber über dem ganzen Theater liegt atemloses Schweigen.

Die Freifrau starrt auf die Bühne wie entgeistert. Diese dort, die mit allem Frauenleid der Menschheit in den reinen Zügen vor dem Kreuze in die Knie sinkt, betend die Hände emporgefaltet — ist das wirklich ihre Tochter?

Und nun schwebt's wie auf Engelsschwingen himmelwärts:

„Allmächtige Jungfrau, hör mein Flehen,
Zu dir, Gepries'ne, rufe ich,
Laß mich im Staub vor dir vergehen,
O nimm von dieser Erde mich —"

Der Mutter Hände greifen nach dem Herzen, sie sinkt zurück mit schwindelnden Sinnen.

Inbrünstiger heben sich die Klänge, bezwingender in ihrer Süße und Reinheit:

„Mach, daß ich rein und engelgleich
Eingehe in dein selig Reich —"

Niemand im Hause rührt sich, selbst das Orchester scheint die Begleitung zu dämpfen vor dem, was droben auf den Brettern ein Menschenherz zum Himmel fleht.

Über die Menge geht ein andächtiges Schauern. Das Haupt tief auf die Brust herabgesunken, bedeckt die Freifrau v. Buchensee die Augen und weint. Und in ihre Tränen hinein schluchzt ihres Kindes Stimme:

„Wenn je, im törigen Wahn befangen,
Mein Herz sich abgewandt von dir,
Wenn je ein sündiges Verlangen,
Ein weltlich' Sehnen wohnt' in mir,
So rang ich unter tausend Schmerzen,
Daß ich es töt' in meinem Herzen,
Und konnt' ich jeden Fehl nicht büßen,
So nimm dich gnädig meiner an ..."

„Ottomar!" Mit lautlosem Aufschluchzen hauchen der Freifrau Lippen den Namen des toten Gatten. Ein Wehen seiner Nähe fühlt sie plötzlich, wähnt, seiner Stimme Klang zu hören. Was will er ihr sagen? Was will er dort der Beterin sagen?

Das Schluchzen aber, das sie in ihrer Brust erstickt, fremde Menschen drunten in der Zuhörermenge schämen sich dessen nicht, als des Gebetes letzte Töne verhallen:

„Um deiner Gnaden reichste Huld
Nur anzuflehn für seine Schuld."

Droben aber auf der Bühne gleitet langsam, wie abschiednehmend von aller Erde Leid und Glück, eine weiße Gestalt in das Waldesdämmer hinein.

Unter dem Eindruck einer ungeheuren Erschütterung bleibt das Publikum noch immer regungslos.

Fest gegen ihren Sitz gelehnt, verharrt Frau v. Buchensee mit geschlossenen Augen während des Tannhäusers Sang. Sie hört ihn nicht, sie lauscht in sich hinein und findet nicht die Stimmen, die sonst in ihr geklungen. Die sind stumm, die sind tot.

Da ist es plötzlich, als ob ein hörbares Aufmerken durch die Zuschauer gehe. Das öffnet auch ihre Lider, ihr Blick sucht wieder die Bühne — und mit einer jähen, entsetzten Bewegung biegt sie den Körper zurück vor dem, was ihre Augen sehen.

Ein bleiches Totenangesicht — Almut, ihr Kind — tot im Sarge, mit letztem, schmerzvollem Lächeln um die Lippen, mit einem erstarrten Weinen in den weißen, schönen Zügen.

Zitternd an allen Gliedern ist sie von ihrem Platze aufgestanden, zurückgewichen, bis die Logentür sie hemmt. Der Mutter starrende Augen aber bannt das grausame Bild: ihr schönes totes Kind im Sarge und vor ihr knieend die Liebe, die zu spät gekommen.

Die zu spät gekommen!

Ihre bebenden Hände tasten nach dem Türgriff. Dann fühlt, weiß sie nur, daß sie draußen steht, daß von weitem verwehte Klänge zu ihr dringen, daß jemand zu ihr spricht sie fragt, wohin sie denn wolle.

„Zu ihr — zu ihr! Ich bin ihre Mutter!"

Der, dem sie es gesagt, der muß sie wohl verstanden haben. Er sieht sie so eigen an und führt sie einen langen, weiten Weg.

In einem kleinen, hellen Raume steht jetzt die Mutter und wartet auf ihr Kind — wartet mit dem Schreckbild in der Seele von der Liebe vor dem Sarge, die zu spät gekommen.

Da tut die Tür sich auf, Almut erscheint wie eine vom Tode Auferstandene in ihrem weißen, schleppenden Büßergewande.

Ihre Augen blicken noch weltabgewandt, mit dem Ausdruck der heiligen Beterin. Da sehen sie der Mutter Gestalt, ihr tränenüberströmtes Antlitz. Hin zu ihr, an ihr hernieder stürzt sie, keines Wortes mächtig.

Auch die Mutter spricht kein Wort — nur auf ihres Kindes Haupt hernieder senken sich segnend ihre Hände.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Es war ihr Schwanengesang gewesen. Es gab keine Almut Steinach mehr. Wie die junge Sängerin plötzlich gleich einem hellen Stern am Himmel der Kunst aufgestrahlt, war dieser Stern im vollen Leuchten wieder erloschen. Im Sarge als Elisabeth hatte man sie von der Bühne getragen, ergriffene Herzen hatten ihr nachgeweint, und eine Tote blieb sie für die Bühne fortan. Seit der Todesfahrt Marolfs war ihr ein öffentliches Auftreten zur Pein geworden, das hatte sie empfunden, als sie sich auf vieles Bitten bereit erklärt, für den ausgebliebenen Gast die Elisabeth zu singen. Es sollte ihr Abschied bleiben von jener glänzenden Welt, die ihrer Seele die Schwingen gelöst, der sie ihr Bestes gegeben hatte. Sie durfte scheiden, und sie schied in Frieden. —

Was in den nächsten Tagen alle Zeitungen erörterten, das drang auch zu ihm, der nach halbjähriger beruflicher Abwesenheit gerade jetzt nach der Hauptstadt zurückgekehrt war. Jürgen Altringer fand bis dahin immer Mittel und Wege, über Almut unauffällig sich zu unterrichten. Was sich in ihrem Leben abspielte von dem Augenblicke an, wo ihr grausender

Blick ihm das „Geh!“ zurief, und er doch blieb, bis er an das Wunder ihrer Rettung glauben mußte — alles das wußte er. Wie sie krank gelegen vor Erschütterung, wie sie dann eines Tages fortging, um Ruhe und Einsamkeit zu suchen. Fort von allem — auch fort von Marolfs goldenen Schätzen, um die sich beutegierige Erben rissen.

Er selber gedachte stiller und stiller des Mannes, dessen Hand ihm brennende Schmach antat und der im Wahnsinnskampfe um seines Weibes Liebe untergegangen war.

Almut aber sollte Ruhe finden in ihrem armen, jungen, wechselvollen Leben. Auch vor ihm. Liebe ist keine Ruhebringerin — darum nahte er sich ihr mit keinem Wort, mit keinem Zeichen in all der langen Zeit. Wie hätte er jetzt wohl vor sie hintreten können mit dem Weckruf zum Glückesmute: nicht der Tote, der Lebende hat recht!

So wartete er denn, wartete wie auf ein Himmelszeichen, das ihn rufen würde.

Doch sein Warten währte lange und wurde quälender und immer unruhvoller.

Da trug der Mund der Öffentlichkeit ihm die Botschaft zu, daß Almut für immer der Bühne Lebewohl gesagt. Er wollte es nicht glauben und fühlte doch, es war die Wahrheit. Sein Herz erzitterte in Furcht. Wenn all sein Warten Torheit gewesen wäre, wenn nicht nur die Kunst, wenn auch er sie für immer verloren hätte!

Und plötzlich war das Warten in ihm durch lodernde Sehnsuchtsflammen erstickt. Sehen wollte er sie — wenigstens sehen! Er kannte ihrer Züge Schrift, die sollten es ihm sagen, welche Wandlung ihren Entschluß gereift. So eilte er nach ihrer Wohnung und hörte,

daß Almut die Stadt verlassen hatte und heimgekehrt war zu ihrer Mutter.

Er stürzte nach Hause zurück wie im Fieber, und alles in ihm schrie: „Du hast sie verloren, du hast sie zu lange allein gelassen, hast gegrübelt und gezögert, wo deine Liebe hätte handeln müssen! Nun hat sie in ihrer Einsamkeit und Verlorenheit eine Heimstätte gesucht und hat das Opfer dafür gebracht, das die Mutter von ihr gefordert. Sie ist doch nur ein Weib! Welche Kraft hast du denn von ihr erwartet? Sie sollte dir ein Zeichen geben — sie dir!“ Das kam ihm nun unsinnig vor, und er zürnte mit sich selbst. Durfte, konnte seine Liebe auch jetzt noch des Zeichens harren, das sie von ihr erhoffte? Er fühlte es, seinem Sehnen nahte eine neue Prüfung.

— — — — — — — — — — — —

Sehr still war es zwischen Mutter und Tochter, und gut waren sie zueinander. Als ob jeder dem anderen mit jedem Blick, mit jedem Wort glaubhaft machen wollte: ich habe überwunden, ich habe vergessen! Daß ich dich wieder habe, löscht alles aus in mir, was vorher war. — Aber dennoch: in dem Bemühen, einander nur Gutes zu erweisen, lag etwas Gesteigertes, das verriet, daß doch noch ungelöste Fragen zwischen ihnen standen.

Zum Glück hatte Almut daheim wenig Zeit zu Erwägungen und Träumereien. Es galt, für den Alltag zu sorgen, der Mutter das Leben zu erleichtern. Sie entschloß sich dazu, Gesangunterricht zu erteilen, um Karl Theodor Taufers' Gnadenbrot zurückweisen zu können.

Auch das erfuhr Jürgen Altringer. — —

Ein Herbsttag war's, ein klarer, schöner, mit aller Sonnenkraft der früchtetragenden Zeit des Jahres gesegnet, da schritt Jürgen Altringer noch einmal durch

die Straßen von Karlstadt dahin. Er wußte bald, wo Almut mit ihrer Mutter wohnte, suchte den stillen Stadtteil auf, wanderte an ihrem Hause vorüber, kehrte wieder um, als er aus einem Seitenweg heraus zwei Gestalten treten sah, die auf ihn zuschritten.

Zwei dunkelgekleidete Frauen, die langsam Arm in Arm gingen.

Er blieb stehen, nahm den Hut vom Kopfe und verharrte so, bis sie an ihm vorüberkamen und stumm wie er zum Gruß die Köpfe neigten. Alle beide — auch die Mutter.

Ob sein Anblick sie erschreckt hatte? Er wußte es nicht. Er hatte ihr nicht in die Augen gesehen. Die waren gesenkt, und ihr Gesicht war blaß bis in die Lippen hinein. Diese Lippen aber — das hatte er gesehen — die zuckten und bebten. Welche Worte verschlossen sie? Noch einmal ein „Geh!" — oder der Liebe Ruf: „Komm endlich und erlöse mich!" —

Er folgte den beiden nicht nach, die schweigend miteinander dahinschritten, bis sie das Haus erreicht hatten, darin sie wohnten.

Da blieb die Mutter zögernd stehen. Es war ihr, als müsse sie jetzt, noch ehe die Schranken der vier Wände sie wieder einschlossen, die Scheidewand niederreißen, die noch zwischen ihnen stand. Und langsam fragte sie: „Almut — nur ein Ja oder Nein! Ich will nicht richten, will nicht verdammen, doch sag es mir jetzt: steht zwischen dir und — ihm eine Schuld?"

Das blasse Gesicht hob sich nicht sogleich. Dann aber, mit jenem franken, freien Blicke, der ihr in ihren Kindertagen eigen gewesen, schlug sie die Augen zur Mutter auf und sagte: „Gegen den Toten weiß ich von keiner anderen Schuld, als daß ich ihn verlassen habe, um mich selbst zu suchen."

Der Mutter Hand legte sich um die ihre. So gingen sie schweigend miteinander ins Haus hinein.

Droben blieb Almut lange mit sich allein. Nichts störte sie, kein Mahnen an irgend eine Pflichterfüllung. So saß sie und sah hinaus in des Herbstes früchtetragende Pracht. —

Die Freifrau aber fragte nicht nach ihrem Ziel, als Almut am Spätnachmittag zum Ausgehen angekleidet zu ihr kam, um ihr Lebewohl zu sagen. Nur die Augen, die zu ihr sprachen, die sie noch immer ansahen mit dem leuchtenden Kinderblick, die küßte sie.

Und dann stand sie lange, lange und schaute auf die Tür, die sich hinter Almut geschlossen. Sie wußte es: wenn diese Tür sich wieder auftat, dann kamen zwei.

— — — — — — — — — — — —

Zu dem Werke, das seines Schaffens Ruhm verkündete, das seines Geistes Sprache redete, zum neuen Dom nahm Almut ihren Weg. Alles zwang sie, zu tun, was sie noch nie bisher getan, wovon sie furchtvolle Scheu immer zurückgehalten hatte: sie schritt des Domes Stufen hinauf. Unter der säulengetragenen Vorhalle aber blieb sie stehen und sandte den Blick zu des Glockenturmes Höhe hinauf.

Dort droben hatte es begonnen. Dort waren die Grundmauern gerichtet von allem, was heute war. Sie hatte bitter kämpfen müssen um jeden Baustein, mit dem sie sich die Heimat in sich selbst gerichtet. Er aber, der sich zu ihres Schicksals Meister hatte machen wollen, er war seines Wahnes Opfer geworden. Sie gedachte seiner in Mitleid. Das Grausen vor seinen toten Lippen und ihrer stummen Forderung: „Du bleibst mein!“ hatte keine Macht mehr über sie. Die Zeit des Friedens, die eine festgefügte innere Heimat gibt, die war da.

Vor ihr ſtand plötzlich Altringer. Im Dunkel des Säulenganges hatte er gewartet, ſchon ehe ſie erſchien. Es hatte ihn hierhergetrieben mit übermächtigem Drange. Es ahnen wohl die Seelen, die ſich kennen, zuweilen, wo ſie einander begegnen. Dann aber fragen ſie auch nicht mehr: Darf ich dich ſuchen? Dann finden ſie ſich, weil ſie nicht anders können.

„Weil wir nicht anders können, komme ich zu dir — kommſt du zu mir.“

Seine Lippen ſprachen es nicht, doch ſeine Augen, die auf ihrem Antlitz brannten, riefen es.

Da wandte ſie den Kopf nach ihm und lächelte — ein ſehnſüchtig-glückliches Lächeln.

Und mit dieſem Lächeln hauchte ſie ihm entgegen: „Ich habe hier gewartet auf — dich!“

„Almut — und ich auf dich.“

Kein Wort weiter ſprachen ſie, ſtanden nur Hand in Hand und Blick in Blick. Zwei, die den Tempelbau ihres Glückes vollendet haben und über ſich der Weihe Glocken hören.

Ende.

Über und unter den Wolken.

Eine Liebesgeſchichte aus den Bergen.

Von Guſtav Klitſcher.

(Nachdruck verboten.)

Erſtes Kapitel.

Herrn Aſſiſtenzarzt Dr. Walter Plantikow, an Bord S. M. S. ‚Herta‘. Oſtaſiatiſche Station.

Bozen, 23. Juni Abends.

Mein lieber, lieber Walter!

Du wirſt ſehr erſtaunt ſein, einen Brief aus Bozen von mir zu erhalten. So will ich mich denn mit der Aufklärung beeilen, um meinen lieben und geſtrengen Herrn Verlobten — oder ziehſt Du lieben und geſtrengen verlobten Herrn vor? — nicht warten zu laſſen.

Noch vor acht Tagen ſaßen Mama und ich harmlos in unſerem alten Greifswald und dachten, offen geſtanden, eigentlich an gar nichts Beſonderes, am allerwenigſten aber daran, daß wir eine Woche ſpäter mitten in den Alpen ſein würden. Mit unſerer alljährlichen Sommerreiſe nach Swinemünde iſt es nämlich diesmal nichts geworden. Und das kam ſo. Der brave Sanitätsrat — Du ſagſt, er wäre veraltet, wäh-

rend mir seine alte Art für den Hausgebrauch doch recht sympathisch ist — also der Sanitätsrat meinte, das nebelige Klima taugte auf die Dauer nicht für Mama, deren Asthma sich hin und wieder recht störend bemerkbar macht. Bergluft sei dagegen das einzige. Und außerdem wäre es auch für mich ganz gut, wenn ich ein wenig herauskäme aus dem alltäglichen Einerlei. Das heißt, ich bin nicht etwa krank. Gott bewahre! Immer noch frisch und fest — wie der Sanitätsrat sich auszudrücken pflegt. Aber ein bißchen nervös soll ich in der letzten Zeit geworden sein. Das ist natürlich Unsinn — ich und Nerven wie ein modernes Weib! Nein, das sei ferne von mir! Du brauchst Dich also in keiner Weise zu beunruhigen. Wenn nur das Warten nicht wäre! Das lange Warten auf unsere Hochzeit — und dann das schreckliche Warten auf Deine Briefe. Es sind nun wieder sechs Wochen verflossen, seitdem ich die letzte Nachricht von Dir erhielt. Ich weiß ja, daß ich Dir deswegen nicht zürnen darf. Die unglückseligen Postverbindungen! Ich will mich ja auch nicht beklagen. Ich habe es ja gewußt, als ich mich mit einem Seemann verlobte. Aber oft ist es doch recht schmerzlich. — Also — der langen Rede kurzer Sinn: Mama überwand ihre Scheu vor dem Bahnfahren, tat einen tiefen Griff in den Geldbeutel, ohne viel Besinnen wurde gepackt, und jetzt sind wir beide auf dem Wege nach Sulden! Direktor Störmer hat es uns empfohlen. Einmal soll es dort ein gutes Hotel geben, und zweitens wird in jener schönen Gegend die patentierte Höhenluft angeblich ganz besonders rein verzapft — frisch von der Kuh. In Berlin und München haben wir Station gemacht, und heute sind wir bis hierher über den Brenner gefahren.

Gott, war das schön! Ich habe ja noch nie die

Berge gesehen — ich kann Dir gar nicht sagen, wie es mich gepackt hat! Wir logieren hier in Bozen in zwei kleinen Stübchen in einem alten Gasthaus. Es liegt am Markt, auf dem sie dem tapferen Minnesänger Walter von der Vogelweide eine weiße Marmorstatue errichtet haben. Der Tisch, an dem ich dies schreibe, steht dicht am offenen Fenster, durch welches linde, laue Abendluft hereinweht, und wenn ich mich ein wenig zur Seite beuge, kann ich das Leben und Treiben vor dem Hause beobachten. Mama hat sich im Nebenzimmer zur Ruhe gelegt. Ich fürchte aber, sie wird nicht schlafen können, denn unten geht es noch sehr lebhaft zu, obwohl es schon zehn Uhr ist. Denke Dir, den halben Markt, der von elektrischen Bogenlampen fast taghell erleuchtet ist, haben sie vor dem Hotel mit Tischen und Stühlen besetzt, und daran drängen sich die Touristen und Reisenden und trinken Bier und Wein, ganz wie die Studenten in Jena, von denen Du mir so oft erzählt hast. Und dazu machen ein paar Italiener Musik mit Mandolinen und Gitarren, und ein kleiner Kerl mit braunem Schnurrbart singt mit einer schmetternden Tenorstimme das Lied von der Annemarie, aber natürlich mit italienischem Text. Über dem hellen lustigen Bilde aber wölbt sich tiefdunkelschwarzblau der Nachthimmel, an dem die Sterne viel glänzender funkeln als bei uns.

Überhaupt scheint hier alles so anders. Mir ist, als wenn die Wirklichkeit gar nicht wirklich wäre. Die Leute, die dort unten trinken und lärmen, sind zu Hause wahrscheinlich sehr gesetzte Lehrer, Bankbeamte oder Amtsrichter, aber hier haben sie grüne Hüte auf und Wadenstrümpfe an und benehmen sich, als wenn sie zu den Zillertaler Sängern gehörten. Öfter ist mir's, als wenn ich selbst nicht mehr die alte Eva sei.

Dann träume ich mich in eine schöne Zeit hinein, wo Du und ich — — —

— — — — — — — — — — — — —

Ich bemerke, daß ich eine ganze Stunde zum Fenster hinausgeschaut und nicht weitergeschrieben habe. Jetzt aber ist die Musik verstummt, die Gäste haben sich zerstreut, und das elektrische Licht wird ausgelöscht. So ist es auch für mich Zeit, aufzuhören. — Gute Nacht, mein Lieber — Lieber!

Es grüßt und küßt Dich vielmals von Herzen

Deine Braut Eva.

P. S. Eva Dircksen — wann wird es heißen: Eva Plantikow?? Du siehst, daß auch große verständige Mädchen im Wachen träumen können. — Nochmals: Gute Nacht!"

* * *

Als die beiden Damen am nächsten Morgen vor ihrem Gasthaus beim Frühstück saßen, fragte die Justizrätin ihre Tochter: „Was hast du denn gestern abend noch getrieben? Du bist ja so lange auf gewesen."

„Ich? — Ich habe das Leben und Treiben beobachtet. Und dann" — das junge Mädchen betrachtete angelegentlich den Zwieback, den sie in den Tee eintauchte — „ich habe an Walter geschrieben."

Die Justizrätin zuckte die Achseln. „So — so?" Dann seufzte sie leise. „Na ja — du mußt es schließlich am besten wissen."

Jetzt warf Eva den Kopf trotzig empor und erwiderte in gereiztem Ton: „Ich bitte dich, Mama, verdirb mir nicht auch noch diese Reise mit deinen ewigen Vorhaltungen!"

„Ich — Vorhaltungen?" verteidigte sich die Mutter lebhaft. „Ich mache doch die ganze Reise nur, damit du auf andere Gedanken kommst und wieder vergnügt

wirst und vernünftig wie früher. Mein bißchen Asthma — du lieber Gott! Aber du?! — Den ersten Abend in den Bergen verwendest du darauf, an deinen Musjö Bräutigam zu schreiben!"

„Mama!"

Der Ausruf klang halb flehend, halb empört.

„Was denn? — Soll einem dabei nicht die Galle überlaufen?! Auf fünf Briefe hast du keine Antwort erhalten, seit sechs Wochen sind wir ohne Nachricht und —"

„Du weißt sehr gut, daß es nicht seine Schuld ist."

„So? — Das ist mir noch gar nicht so sicher. So furchtbar wichtig wird seine Person für das Vaterland wohl nicht sein, daß er nicht Zeit finden sollte, an seine Braut zu schreiben. — Ist übrigens Japan nicht das Land, wo es die Blumenmädchen gibt und die Geishas?"

Eva stand auf. Sie war rot geworden. Einen Augenblick biß sie die Lippen fest aufeinander. Dann fragte sie: „Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen, Mama?"

Die Mutter sah sie groß an. Dann nickte sie. „Wie du willst, mein Kind." Sie erhob sich ebenfalls.

Die beiden schlugen den Weg nach der inneren Stadt ein. Wie sie so nebeneinander her schritten, hätte man sie nicht für Mutter und Tochter halten mögen. Die Justizrätin war untersetzt und rundlich, in Sprache und Gebärden lebhaft und schnell. Die ebenmäßig schlanke Gestalt der Tochter dagegen war hochgewachsen, während ihr Wesen eine gewisse kühle Vornehmheit und Zurückhaltung zeigte. Die Mutter war brünett, unter Evas lichtem englischen Sommerhut aber quoll volles aschblondes Haar hervor, das am Hinterkopf zu einem großen Knoten zusammengeschlungen war. Wer den verstorbenen Justizrat Dircksen gekannt hatte, sagte,

daß die Tochter ganz und gar sein Ebenbild wäre. Nur die schönen braunen Augen hatte sie von der Mutter. Und der Eindruck, den diese großen braunen Augen unter dem blonden Haar machten, war ein ganz besonders eigenartiger.

Die Damen gingen in den alten Laubengängen hin, unter denen es so wundervoll kühl war, über den Krammarkt. Eva wurde nicht müde, sich an dem bunten Bilde der lieblichen Stadt zu erfreuen. Altertümliche Brunnen rauschten vor altertümlichen Häusern in engen Gassen. Aber trotz der schmalen Straßen war hier nichts finster und kalt. Sonnige Heiterkeit flimmerte über allem. In den Verkaufsständen lag das prächtig aussehende frühgereifte Obst des Südens zu großen Haufen aufgeschichtet: Äpfel und Birnen, Pflaumen, Datteln, Feigen und Pfirsiche, dazwischen türmten sich Berge von Tomaten, Zwiebeln, Kohlköpfen und anderen Gemüsen. Phantastisch geformte Wasserflaschen, aus Kürbisschalen gefertigt, wurden feilgehalten und grellbunte Tücher und Stoffe, wie sie der Geschmack des italienischen Landvolkes liebt. Dichtgedrängt standen die Menschen, unter denen hie und da ein paar Gestalten in kleidsamer Landestracht auffielen, Welsche und Deutsche, feilschend, kaufend, aber trotz der Enge des Raumes fanden doch mit Maultieren bespannte Karren und am Leitseil geführte gelbbraune und silbergraue Rinder ihren Weg durch die Menge. Über das Ganze hin aber wehte ein eigenartiger Duft, an dem die verschiedenen Käsestände nicht zum wenigsten schuld trugen.

Da es die Vormittagssonne recht gut meinte, so hielten es die beiden Frauen in diesem Trubel nicht allzu lange aus. Besonders die Justizrätin fühlte sich bald abgespannt. Man kehrte also nach dem Gasthaus zurück.

Als Eva auf ihr Zimmer gehen wollte, bat die Mutter sie, einen Augenblick zu bleiben.

„Sei mir nicht böse, Kind, wegen heute morgen —"

„Ich bin nicht böse, Mama; nur traurig macht es mich, wenn du so redest."

„Ja, glaubst du denn, mich macht es nicht traurig!" rief da die Justizrätin gleich wieder schnell erregt. „Mich kostet es schon manche schlaflose Nacht. Ich hätte es damals gar nicht zugeben sollen. Und sei sicher: dein Vater, wenn er noch am Leben gewesen wäre, hätte es nun und nimmer zugegeben. Du warst kaum achtzehn und er ein dreiundzwanzigjähriger Student. Du hattest noch dein ganzes Leben vor dir — du warst leidlich hübsch und konntest wählen. Du brauchtest dich nicht gleich festzulegen — aber natürlich wollen die Küken immer klüger sein als die Hennen. Jetzt siehst du's ja. Vier Jahre hast du unnötig vertrauert."

Eva war ans Fenster getreten. Die Mutter sollte nicht sehen, daß ihr das Weinen nahe war. Eine verzweifelte Stimmung kam über sie, deren sie sich jetzt öfter nicht erwehren konnte. Ja, es war alles richtig, was die Mutter sagte. Sie saß da in ihrer Sehnsucht und härmte sich ab, und er war weit draußen in der Fremde, im tosenden Leben. Wer weiß, ob er noch an sie dachte, wer weiß, ob ihm das Band nicht schon zur lästigen Fessel geworden war, das ihn an die Heimat knüpfte. Seit sechs Wochen hatte er nicht geschrieben. Vielleicht schrieb er überhaupt nicht mehr. Dann war alles umsonst gewesen, alles Hoffen und alles Bangen — und vier unwiederbringliche Jugendjahre waren verloren. Hatte die Mutter doch recht?

Eva schlang die Hände fest ineinander, als könnte sie damit einen schweren Seufzer zurückdrängen, der

ihr die Brust bedrückte. Nein, nein — die Mutter sollte, sie durfte nicht recht haben!

„Vier Jahre sind fort, und was hast du nun?“ fragte die Justizrätin, die sich nicht so leicht beruhigen konnte.

Da nahm Eva alle Kraft zusammen. Ruhig wandte sie sich um. „Sein Wort und seine Liebe,“ sagte sie leise, aber bestimmt.

Die Mutter schwieg einen Augenblick. Dann erwiderte sie: „Das ist gewiß etwas sehr Schönes. Natürlich — Ideale müssen sein. Aber geholfen ist uns damit auch nicht.“

Sie ergriff die Hand der Tochter.

„Komm her, Kind, gib mir einen Kuß. — So. — Es ist ja nur meine dumme Liebe zu dir, daß ich dich und mich so quäle. Und nun wollen wir wirklich versuchen, uns die Reise nicht weiter zu verderben. Was man nicht ändern kann oder will, muß man eben tragen.“

* * *

Am Nachmittag fuhren die Damen mit der Bahn nach Meran. Eva war zunächst sehr erstaunt, daß der Zug nur die erste und dritte Klasse führte. Sie waren sonst gewohnt, die zweite zu benützen. Nach einer kurzen Beratung beschloß man, Billette erster Klasse zu nehmen, zumal die dritte von den Marktleuten schon reichlich besetzt war. Die erste Klasse jedoch, welche in einer Art von durchgehendem Salonwagen bestand, war ganz leer und blieb es auch bis kurz vor Abgang des Zuges. Da stieg noch ein einzelner Herr ein, der höflich grüßte und es sich dann in einer Ecke bequem machte.

Eva hatte ihn beim Eintritt flüchtig angeblickt und dabei den Eindruck eines sogenannten schönen Mannes

gehabt. Er war groß und stattlich und trug seinen modernen Sommeranzug mit Geschmack. Sein Haar war blond, und der ziemlich starke Vollbart hatte einen Stich ins Rötliche. Ein Landwirt oder Forstmann aus Norddeutschland, dachte Eva unwillkürlich. Dann aber wandte sie ihre Aufmerksamkeit anderem zu. Sie hatte für diesen Männertyp, den sie von Jugend auf so oft gesehen hatte, nicht viel Interesse übrig.

Inzwischen hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt. Durch das gesegnete Etschtal ging die Fahrt hinauf. Von den Bergen grüßten Schlösser und Burgruinen, im Tale lagen, versteckt zwischen reichen Obstgärten und üppigen Anpflanzungen von Weinstöcken, die hier auf dem Felde wuchsen wie zu Hause der Roggen, saubere Ortschaften, deren rotgespitzte Kirchtürme fröhlich in die sonnige Luft ragten.

Die unruhige Justizrätin brachte es nicht fertig, die ganze Zeit still zu sitzen, nur mit der Betrachtung der Landschaft beschäftigt. Sie nahm den Bädeker hervor und begann in dem Buche den Text über die Dörfer, an denen man vorbeikam, nachzulesen. Da sie aber in dieser Hinsicht sehr unerfahren war, so liefen ihr allerhand Verwechslungen unter. Schließlich wandte sie sich um Auskunft an den ihr gegenübersitzenden Herrn, der bis dahin ruhig zum Fenster hinausgesehen hatte. Die Auskunft wurde ihr aufs bereitwilligste erteilt, und nun ließ sie nicht mehr ab mit allerhand Fragen.

Eva verhielt sich in ihrer Ecke ganz ruhig und beteiligte sich nicht an dem Gespräch. Sie kannte die Art ihrer Mutter, sich auf der Reise mit jedermann sehr schnell bekannt zu machen. Aber ihr war diese rasche Art, obwohl sie öfter wohl nützlich sein mochte, nicht angenehm. Sie selbst hätte Tag und Nacht mit den-

selben Leuten in demselben Abteil fahren können, ohne auch nur an einen einzigen das Wort zu richten.

Die Justizrätin war augenscheinlich erstaunt, wie gut ihr Gegenüber hier Bescheid wußte, obwohl er doch sicherlich nicht aus der Gegend war.

„Sie fahren diese Strecke wohl öfter?" fragte sie.

„Ich? — Allerdings — leider —"

„Leider?" wiederholte die Dame beinahe ein wenig erzürnt. „Ja, was kann es denn Schöneres geben als eine vergnügte Reise durch dies herrliche Land!"

„Eine Vergnügungsreise ist es nun allerdings für mich nicht —". Er brach ab. Aber als er den fragenden Blick seines Gegenübers sah, setzte er hinzu: „Meine Frau verbringt seit einigen Jahren den Winter in Meran, und da bietet sich mir natürlich öfters Gelegenheit —"

Die Justizrätin wurde ein wenig verlegen. „Ah, ich bitte um Verzeihung!" sagte sie stockend. „Ihre Frau Gemahlin ist leidend?"

Er zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Ja — aber unbedeutend. Atembeschwerden und dergleichen."

Jetzt war die Justizrätin wieder in ihrem Fahrwasser. „Asthma?! Das kenne ich," rief sie. „Was habe ich nicht schon alles dagegen angestellt."

Und nun begann sie eine eingehende Krankengeschichte, die der Herr, höflich zuhörend, ruhig über sich ergehen ließ.

Eva war die wortreiche Erzählung der Mutter peinlich. Zudem empfand sie, ohne sich über den Grund Rechenschaft abzulegen, viel weniger Scheu davor, sich an der Unterhaltung zu beteiligen, seitdem sie wußte, daß sie einen verheirateten Mann vor sich hatte. So benützte sie die erste schidliche Gelegenheit, ihn zu fragen, ob er in Sulden bekannt wäre, und ob er ihnen

für ihren dortigen Aufenthalt einen guten Rat geben könnte. Da stellte es sich denn heraus, daß sie sich gerade an den Rechten gewandt hatte.

„Ob ich Sulden kenne?!" rief er. „Seit beinahe fünfzehn Jahren! Als junger Dachs von Zwanzig war ich schon dort. Damals stand das große Hotel noch nicht. Damals wohnte alle Welt beim Kuraten Eller. Der ist jetzt tot. Aber in seinem Gasthaus logiere ich auch heute noch — das heißt, wenn ich als Tourist hinkomme, allein. Mit meiner Frau gehe ich natürlich ins Hotel, und Sie werden wohl auch dort absteigen. — Ob ich Sulden kenne?! — Ich kenne es nicht nur — ich habe es lieb, das trauliche Nest mit seinen Hütten um das alte Kirchlein, das viel schöner war als jetzt das neue, große Gotteshaus. Dieses stille Bergdorf mit seinen weiten grünen Matten, auf denen im Juli bunte Alpenblumen in tausend Arten blühen, mit seinen dunklen Tannenwäldern, seinen gewaltigen Gletschern und himmelanragenden Bergen: Ortler und Königsspitze. Ja, die Königsspitze, das ist eigentlich so recht meine Geliebte. Mein Sulden! — Sie werden Augen machen — ein lieblicher, glücklicher Erdenfleck!"

Eva hatte ihm mit wachsender Verwunderung zugehört. Welche Begeisterung und welche Schilderung mit wenigen Worten! Seine Art zu sprechen paßte nicht zu dem Bilde des sogenannten „schönen Mannes", an den er sie zuerst erinnert hatte. In seinen blauen Augen blitzte es hell auf, seine Züge arbeiteten in einem ausdrucksvollen Mienenspiel, und seine Hände, kräftige und doch vornehm-nervöse Hände, zuckten lebhaft. Das war sicher kein Gutsbesitzer oder Forstmann, wie sie ihn in der Heimat kannte, obwohl sein Dialekt den Norddeutschen verriet.

„Wenn Sie übrigens nach Sulden wollen, meine

Damen," fuhr er fort, „so hoffe ich Sie dort noch begrüßen zu können. Ich habe selbst die Absicht, in den nächsten Tagen mit meiner Frau hinaufzufahren."

Während man anläßlich dieses späteren möglichen Zusammentreffens ein paar artige Komplimente austauschte, fuhr der Zug in den Meraner Bahnhof ein. Der Reisegefährte sorgte noch dafür, daß die Damen einen Gepäckträger bekamen, dann verabschiedete er sich mit höflichem Gruße.

Als Eva sich auf dem Platz vor dem Stationsgebäude umschaute, sah sie ihn zu einer Dame, die mit einem Einspänner dort wartete, in den Wagen steigen.

* * *

„Mein geliebter Walter!

Ich habe erst vorgestern einen langen Brief an Dich geschrieben, aber ich muß es heute noch einmal tun. Mir ist das Herz allzu voll. So sagt man ja wohl. Doch diesmal ist es keine Phrase, sondern reinste Wirklichkeit. Wie ich mich sehne — Du kannst es Dir gar nicht denken, wie ich mich nach Dir sehne! Ich breite hier in meiner Einsamkeit die Arme aus, als könnte ich sie Dir um den Hals legen und mein Gesicht an Deine liebe Wange schmiegen. Ach, wie wollte ich dann glücklich sein! Jetzt sind es nun bald drei Jahre, daß wir uns nicht mehr gesehen haben. Bis dahin habe ich die Trennung und alles andere standhaft ertragen. Aber ich fühle: bald kann ich nicht mehr. Mir ist, als wäre ich eine Rosenknospe, deren Kräfte alle nach Entfaltung drängen. Aber ein Reif hält sie umschlossen und hindert sie am Blühen. Du wirst über diesen dummen Vergleich lächeln. Aber ich bitte Dich, lache mich nicht aus! Es ist mir furchtbar ernst.

Walter, Du mußt endlich zurückkommen — Du

mußt! Mache Dich frei, wie — das ist ganz gleich! Ganz gleich — hörst Du? Und komme zu mir. Ich vergehe hier allein. So groß ist meine Sehnsucht. Und dabei ist es hier so schön, daß eine nur kleine Sehnsucht von all den herrlichen Eindrücken wohl zurückgedrängt werden würde.

Wir haben heute eine wundervolle Wagenfahrt gemacht nach Schloß Tirol, mitten durch das blühende Land. Wir — das heißt Mama und ich und ein Ehepaar, das wir auf der Reise kennen gelernt haben. Laut Visitenkarte Professor Dr. Werner Goch, Musikdirektor und Hofkapellmeister — ein bißchen viel Titel — nicht wahr? — aus Weimar oder Gotha oder Koburg oder Meiningen. Genau weiß ich das nicht mehr. Er ist hier zum Besuch seiner kranken Frau, einer schwächlichen Dame, die er mit rührender Sorgfalt pflegt und hütet. Er muß sie sehr lieb haben. Wie schön ist das doch: zwei Menschen, die ganz füreinander leben, und deren jedes im Glück und Wohlbefinden des anderen seine höchste Befriedigung erblickt!

Auf dem Rückweg machten wir in einem alten Kloster Station. Es ist jetzt aber kein Kloster mehr, sondern ein Wirtshaus. Hier tranken wir einen goldgelben Wein, der wonnig schmeckte — Muskateller glaube ich. Ist das richtig? Wir waren sehr fröhlich, selbst die kleine Frau Professor, die sonst sehr zum Klagen zu neigen scheint, taute auf. Er sang lustige Lieder von der Lindenwirtin und andere, aber nicht so gröhlend wie die Greifswalder Studenten, sondern mit ganz annehmbarer Baritonstimme. Mama war so aus dem Häuschen, daß sie schließlich mitsang, und ich, ja wenn ich ehrlich sein soll, ich glaube, eine Zeitlang hatte ich einen ganz, ganz kleinen Schwips.

Ach, mein Walter, wenn ich denke, was aus einem

soliden norddeutschen Mädchen werden kann, wenn es durch das blühende Land fährt und Muskateller dazu trinkt!

Am Abend habe ich dann noch lange allein auf dem Balkon gesessen und an Dich gedacht, an jene glückliche Zeit, wo wir uns zuerst heimlich trafen, und an die seligen Tage, als wir jung verlobt waren, und an jenen wunderschönen Sommer am Meer. Und jetzt schreibe ich Dir diesen Brief, der Dich eitel machen wird — oder nicht? Macht er Dich ein bißchen glücklich? Das wäre das schönste! Und nun lebe wohl, mein Lieber! Komm zurück, komm bald zurück!

Deine Eva.

Nachschrift: Als ich diese Epistel noch einmal durchgelesen hatte, wollte ich sie zerreißen. Aber dann ließ ich es. Du hast mir manchmal vorgeworfen — übrigens fälschlich —, meine Briefe wären allzu kühl und gar nicht recht bräutlich. Ich denke, diesmal wirst Du zufrieden sein. Und darum will ich dies Schreiben absenden, obwohl ich mich — ein wenig schäme. Tausend, tausend Küsse. Gute Nacht!"

Zweites Kapitel.

Zwei Tage später fuhr ein mit zwei flotten Braunen bespannter Landauer die Straße nach dem Stilfser Joche zu. Im Fond saßen die Justizrätin und Frau Professor Goch, ihnen gegenüber Eva und der Musikdirektor. Die beiden Greifswalder Damen hatten eigentlich aus Ersparnisrücksichten den öffentlichen Stellwagen benützen wollen; als ihnen aber Goch, der seiner Frau wegen ohnehin einen Privatwagen genommen hätte, vorschlug, gemeinsam einen Landauer zu mieten, wodurch sie beinahe ebenso billig, jedenfalls aber viel

angenehmer fuhren, stimmten sie, nach einigem Zögern zwar, aber schließlich doch dankbar zu. Denn die zehnstündige Fahrt in dem nicht eben bequemen Omnibus wäre für die Justizrätin eine harte Prüfung gewesen.

Bei der Abfahrt hatte es ein Weilchen gedauert, bis die Professorin glücklich Platz genommen hatte. Sie war eine kleine, schmächtige, zierliche Dame mit schwarzem Scheitel und brennenden schwarzen Augen in einem schmalen Knabengesicht, der man wohl ansah, daß ihre Gesundheit zu wünschen übrig ließ. Obwohl sie eine Frau und erst dreißig Jahre alt war, wirkte sie, hauptsächlich wohl durch einen Leidenszug um den Mund und einen gewissen klagenden Tonfall beim Sprechen, ein wenig altjüngferlich.

Als der Wagen, in dem die beiden Dircksenschen Damen schon saßen, da der Kutscher sie unterwegs abgeholt hatte, vor der Gochschen Pension vorgefahren war, hatte das Ehepaar in der Tür gewartet, umgeben von einer ganzen Anzahl kleinerer Gepäckstücke. Es war nicht ganz leicht gewesen, diese Gepäckstücke so zu verladen, daß alle nach dem Wunsch der Frau Professor untergebracht waren.

„Liebling" — so nannte sie ihren Mann — „Liebling, diese Decke hier — ja? — Nein, nicht so breit — so — schön! Und dies Täschchen möchte ich immer bei der Hand haben. Ich habe mein Mundtuch gegen den Staub darin — und die Tropfen. So — danke, Liebling! Den Mantel — nein, den laß dir vom Kutscher wiedergeben, man kann nicht wissen —"

So ging es noch eine Weile fort. Eva bewunderte wiederum, mit wie unermüdlicher, sich stets gleich bleibender Freundlichkeit der Professor alle Wünsche seiner Frau zu erfüllen suchte. Er blieb sogar ohne Verstimmung heiter, als er einen nicht mißzuverstehen-

den Verweis erhielt. Er hatte in Anbetracht des mit einem Mundstück zum Aufblasen versehenen Gummikissens, dessen sich die Gattin gegen die Stöße des Wagens bediente, harmlos-vergnügt gefragt: „Hast du auch die Posaune, mein Kind?“

Endlich war alles in Ordnung gewesen. Jetzt erst war man dazu gekommen, sich so recht ordentlich zu begrüßen. Bis dahin hatte man über all der Unruhe des Einsteigens kaum Gelegenheit dazu gefunden. Auf die Frage nach ihrem Befinden antwortete die Professorin klagend, daß sie wieder sehr schlecht geschlafen hätte, und daß es ihr gar nicht gut ginge.

Ihr Mann aber tröstete sie: „Jetzt im Sommer taugt die Meraner Luft nicht mehr viel. Sie ist zu heiß und stickig. Aber paß auf, wenn wir erst in das Hochtal kommen! Da ist sie kühl und rein. Da wirst du leicht atmen und gut schlafen können.“

Da nahm sie seine Hand, streichelte sie und sagte zu den Damen: „Ist er nicht gut, mein Liebling?!“

Dann wandte sie sich mit allerhand Fragen an die Justizrätin. Die beiden Frauen hatten sich, obwohl die eine wohl fünfzehn Jahre älter war als die andere, sehr schnell aneinander angeschlossen. Beide waren mitteilsam, auch das Geringste schien ihnen der Erwägung wert, selbst ein wenig Familienklatsch wurde nicht verschmäht. Dabei hatte es sich dann herausgestellt, daß Frau Professor Goch, welche eine geborene Neuber war, einen rechten Vetter hatte, dessen Frau den Familiennamen Dircksen führte. Freilich wußte die Justizrätin nicht zu sagen, ob diese Dircksen mit ihrem seligen Mann verwandt war. Immerhin aber brachte schon der Umstand einer möglicherweise bestehenden Familienbeziehung die Damen von vornherein einander näher. So ging denn auch während

der Fahrt die Unterhaltung lebhaft zwischen ihnen hin und her.

Inzwischen plauderte der Professor mit Eva. Allerdings führte er meist allein das Wort, während das Mädchen zuhörte. Er erzählte ihr von den stolzen Gipfeln, die sie noch gar nicht kannte, und die er schon seit Jahren als rüstiger Bergsteiger durchklettert hatte. Er schilderte ihr, wie prachtvoll es da oben wäre über den Tälern und über den Gletschern, ja über den Wolken, hoch über aller menschlichen Kleinheit und Erbärmlichkeit. Er sah, wie ihre Augen in heller Freude und Begeisterung glühten bei seinen Worten, und plötzlich rief er lustig: „Sie müssen mit mir ein paar Spitzen machen, mein gnädiges Fräulein. Ja — wollen Sie?“

Sie wurde ganz rot, als sie lachend erwiderte: „Ich möchte schon. Aber ich verstehe ja nichts davon. Und dann — ein richtiges Kostüm habe ich auch nicht.“

Er ließ sie nicht ausreden. „Das Verständnis werde ich Ihnen schon beibringen. Sie sind groß und kräftig. Sie können es lernen und auch leisten. Und was das Kostüm angeht — das ist schnell erledigt. Den Rock schneiden wir eine Handbreit ab, und das übrige, was noch fehlt, kriegen wir in der Krambude in Sulden. Derbe Stiefel tragen Sie ja vernünftigerweise. Das habe ich gleich bemerkt. Brauchen nur noch ein paar Nägel in die Sohlen geschlagen zu werden.“

Sie sah von ihm weg. Einen Augenblick war es ihr peinlich, daß er sie so genau beobachtet hatte.

Er aber fuhr fort, halb zu der Justizrätin gewandt: „Anvertrauen, denke ich, wird Sie mir Ihre Frau Mama. Ich bin ja ein alter Ehekrüppel, und Sie sind Braut.“

Die Mutter übernahm für ihre Tochter die Ant-

wort: „Wenn Sie mir versprechen, keine gefährlichen Dinge zu unternehmen," sagte sie, „gebe ich Ihnen das Mädel gern mit. Wir sind ja in die Berge gegangen, damit sie sich in der freien Gottesluft Bewegung macht und etwas Neues in der Welt zu Gesicht bekommt."

Die Frau Professor aber begann zu jammern, halb klagend, halb grollend: „Liebling, du hast mir doch versprochen, daß du diese entsetzlichen Kraxeleien nun endlich unterlassen wirst! Nein, Sie glauben gar nicht, liebste gnädige Frau, wie ich mich immer abängstige, wenn er in die Berge geht! Und das wollen Sie Ihrem Fräulein Tochter gestatten? Ich bitte Sie —"

Ihr Mann unterbrach sie: „Aber, liebes Kind, wir wollen ja keine Erstbesteigungen ausführen. Ein Damenberg wie die hintere Schöntauffspitze wird dem gnädigen Fräulein gewiß keinen Schaden tun."

Die Frau aber beharrte auf ihrem Standpunkt: „Das kenne ich. Erst versprichst du alles mögliche, und dann machst du es doch anders. Wie damals in Zermatt, als du aufs Matterhorn stiegst."

„Damals hatte ich nichts versprochen. Was ich verspreche, pflege ich auch zu halten."

Eva schien es, als ob es um seine Augen zuckte vor unterdrücktem Zorn.

Aber das währte nur eine Sekunde. Gleich darauf sagte er wieder im Tone heitersten Gleichmuts: „Laß nur gut sein, Schatz, und ängstige dich nicht unnötig im voraus. Du sollst schon mit mir zufrieden sein."

Die Frau Professor aber wandte sich an die Justizrätin: „Wenn Sie wüßten, was ich mit diesem Mann für eine Not und Sorge habe! Überall muß er dabei sein. Kann er das nicht Jüngeren, Unverheirateten überlassen? Er weiß doch, wie ich mich ängstige!"

In diesem Augenblick hielt der Wagen vor einem

Dorfwirtshaus, wo der Kutscher die Pferde tränkte. Der Professor stieg aus, um etwas Wein zu besorgen, und die Unterhaltung war zu Ende.

Es kam auch kein lebhaftes Gespräch wieder in Gang. Nach dem Mittagessen brannte die Sonne mit südlicher Glut herab. Die Pferde trotteten langsam und müde die staubige Straße entlang, eingehüllt in einen Schwarm summender Fliegen. Die Justizrätin war in ihrer Ecke eingenickt und schnarchte sogar ein ganz klein wenig. Auch die Frau Professor hatte die Augen geschlossen. Doch rauchte schweigend eine Zigarre nach der anderen, um die Mücken zu vertreiben, und Eva träumte vor sich hin von einem fernen Meer, wo Seiner Majestät Schiff „Herta" ihr Liebstes durch die blaugrünen Wogen trug. Und ein altes Lied fiel ihr ein, das Walter ihr so oft vorgesungen hatte, bis sie es auch auswendig konnte:

Auf, Matrosen, die Anker gelichtet,
Segel gespannt, den Kompaß gerichtet!
Liebchen, ade! Scheiden tut weh.
Morgen da geht's in die wogende See.

Dort draußen auf tobenden Wellen
Schwankende Schiffe an Klippen zerschellen.
In Sturm und Schnee wird mir so weh,
Daß ich auf immer vom Liebchen geh'.

Einen Kuß von rosigen Lippen,
Und ich fürchte nicht Sturm und nicht Klippen.
Brause, du See! Sturmwind, weh!
Wenn ich mein Liebchen nur wiederseh'!

Doch seh' ich die Heimat nicht wieder,
Rissen die Fluten mich nieder
Tief in die See: Liebchen, ade!
Wenn ich dich droben nur wiederseh'!

Das Gedicht war gewiß kein poetisches Kunstwerk ersten Ranges. Aber es ergriff sie doch tief im innersten Herzen. Sie hatte die ganzen vier Verse in Gedanken leise vor sich hin gesummt. Jetzt fuhr sie plötzlich auf. Nein, er durfte nicht dort draußen bleiben! Sie mußte ihn wiedersehen, nicht erst droben im Himmel, nein, hier, hier auf Erden! Sie konnte nicht umsonst die ganze Zeit in Sehnsucht gewartet haben. Mein Gott — er muß wiederkommen, bald, bald! — —

Der Professor sah sie sehr erstaunt an. „Was ist Ihnen, mein Fräulein?"

Da schoß ihr das rote Blut in die Stirn. „Mir? — Nichts — das heißt, ich glaubte, eine Wespe wollte mich stechen."

Er lachte gutmütig. „Sie werden ein wenig geträumt haben wie die anderen Damen."

Da lächelte sie auch. — —

Am Spätnachmittag, als es schon anfing, kühler zu werden, kam man nach Gomagoi, wo die in Serpentinen steil ansteigende Straße ins Suldental abbiegt.

Der Professor stieg hier aus, weil er einen abkürzenden Fußweg durch den Wald einschlagen wollte. Eva, welche von der langen Wagenfahrt ebenfalls reichlich genug hatte, bat ihn, sich ihm anschließen zu dürfen. Auch die Justizrätin wäre am liebsten ein Stück zu Fuß gegangen. Aber da die Professorin lebhaft bat, sie nicht im Wagen allein zu lassen, so gab sie schließlich diesem Wunsche nach und verzichtete auf die Wanderung. Eva aber und Goch verabschiedeten sich und waren gleich darauf zwischen den alten Tannen verschwunden.

Im Schritt fuhr der Wagen langsam bergan. Der Kutscher war vom Bock gestiegen und ging neben den Pferden her, sie hin und wieder mit einem Zuruf oder dem Knallen der Peitsche zu erneuter Anstrengung

antreibend. Die beiden Damen waren zum ersten Male allein, und Frau Goch brachte das Gespräch bald auf ein Thema, das ihr schon lange am Herzen lag: auf Evas Verlobung, von der sie aus dem Munde der mitteilsamen Mutter zwar schon dies oder jenes, aber doch nicht alles erfahren hatte.

„Ich kann mich in Ihre Lage hineindenken, liebe gnädige Frau," sagte sie. „Ich glaube es Ihnen angemerkt zu haben, daß Sie mit dieser Verlobung — — du lieber Gott, das ist ja auch ganz erklärlich! Vier Jahre wartet das arme Kind nun schon, und immer noch keine Aussicht."

Die Justizrätin bedurfte nur dieses Anstoßes, um ihr übervolles Herz auszuschütten. „Ich mache durchaus kein Hehl daraus," rief sie lebhaft, „daß mir die Sache ganz und gar nicht paßt. Aber was soll man machen? Ich habe das Unglück kommen sehen. Ich habe es auch von vornherein gesagt. Aber hört denn solch Mädchen?! Gott bewahre!"

„Konnten Sie als Mutter denn nicht —"

„Ich will Ihnen die Geschichte erzählen," unterbrach die Justizrätin die Frage. „Das heißt — glauben Sie nur ja nicht, daß es eine besonders romantische Geschichte ist. Im Gegenteil — so etwas kommt wohl hundertmal vor, überall. Aber wem es gerade passiert, für den ist es schmerzlich."

Sie fuhr sich mit dem Taschentuch mehrmals über die Stirn und räusperte sich.

„Ein Jahr, nachdem Eva konfirmiert war, starb ihr Vater. Gerade in der Zeit, wo ich den Rat eines Mannes am nötigsten brauchte, mußte ich ihn entbehren. Wie das Kind so in die Jahre kam, daß man allmählich an eine Heirat denken konnte, habe ich natürlich unseren Verkehr danach eingerichtet. In einer

Universitätsstadt gibt es immer eine ganze Reihe von jungen Leuten — natürlich meine ich nicht die Studenten —, die das Ihrige gelernt und eine gesicherte Lebensstellung zu erwarten haben, kurz denen man sein Kind mit einer gewissen Ruhe anvertrauen kann. Ich hatte mir auch schon ein paar ausgesucht, einen Staatsanwalt, einen angesehenen Kaufmann und einen Chemiker, von denen ich glaubte, daß sie sich wohl eigneten. — Ja, meine liebe Frau Professor, als Mutter muß man doch ein wenig sorgen, daß — —"

„Selbstverständlich, selbstverständlich!" fiel Frau Goch schleunigst ein. „Das ist einfach Mutterpflicht."

„Aber was nutzt uns alle Sorge? Es kommt ja nachher doch immer ganz anders. Die Eva ging an den ernsthaftesten Bewerbern einfach achtlos vorbei. Na — das will ich ihr nicht einmal übelnehmen. Sie war ja noch so schrecklich jung! — Da trat dieser unglückselige Musjö in unseren Kreis. Er war als Kandidat der Medizin von Kiel nach Greifswald gekommen, um hier sein Staatsexamen zu machen. Meinetwegen hätte er es auch wo anders machen können — wahrhaftig! Wie er es angefangen hat, dem armen Kind den Kopf zu verdrehen, das weiß ich nicht. Aber ich merkte natürlich bald, wie die Sachen standen. Nun nahm ich mir meine Tochter vor und redete ihr ordentlich ins Gewissen. Daß das Staatsexamen mindestens ein Jahr in Anspruch nähme, daß er dann noch sein zweites halbes Jahr bei der Marine abdienen müßte. Die ganze Geschichte mit der Marine war mir von vornherein unsympathisch. Denn, man mag sagen, was man will, Wasser hat keine Balken. Aber sein Vater war Lotsenkommandeur, von dem mag er wohl die Liebe zur See geerbt haben. Na — auf eine sichere Existenz war vorläufig gar nicht zu rechnen. Das sagte

ich dann auch meiner Tochter — und daß an Hochzeitmachen in absehbarer Zeit nicht zu denken wäre. Aber natürlich — ich hätte ebensogut Chaldäisch reden können. Geheult und geschrieen — und wenn sie ihren Walter nicht kriegte, müßte sie ins Wasser gehen. Ich bitte Sie! Wir waren anders als junge Mädchen, deucht mich. So haben wir uns nicht gehabt — wie?"

Die Frau Professorin wiegte leise den Kopf hin und her: „Ich weiß nicht. — Aber wenn ich meinen lieben Mann nicht bekommen hätte — ich wäre auch zu allerhand schlimmen Dingen fähig gewesen."

Die Justizrätin war einen Augenblick etwas verlegen. Sie sah ihre Gefährtin von der Seite an und zuckte die Achseln. Dann fuhr sie fort: „Ich muß ja zugeben, mein Herr Schwiegersohn ist ein hübscher, schneidiger Mensch, dem die blaue Uniform und der kleine blonde Spitzbart nicht schlecht stehen. Und gegen seinen Charakter und seine Bildung ist am Ende auch nicht viel zu sagen. Für reichlich viel Grog sind die Seeleute ja leider alle. Na schön, gut! Ich habe schließlich nachgegeben. Ich sagte nur zu Eva: am letzten Ende bist du es, die die Folgen trägt. Aber es hat sich leider herausgestellt, daß ich sie reichlich mit zu tragen habe, diese Folgen. Das Examensjahr war glücklich überstanden. Walter diente als Unterarzt in Kiel, da brachen die Chinawirren aus. Er mußte sich natürlich melden. Wenn's für seinen Beruf geht oder für die deutsche Flotte und das Vaterland, da ist er gleich aus dem Häuschen. Richtig — er bekam ein Kommando auf zwei Jahre nach Ostasien. Da war nichts zu machen. Meine Freude können Sie sich vorstellen! Ein Jahr verlobt, zwei Jahre, drei Jahre — das tut doch nicht gut! Und der Bräutigam immer auf dem Wasser, wobei sich so ein Kind natürlich eine stete Lebensgefahr

ausmalt. Ich sage Ihnen, es war nicht schön. Mein kräftiges Mädchen wurde bleichsüchtig und von Tag zu Tag nervöser. Und nun kam das Schlimmste. Plötzlich, als wir schon auf seine Rückkehr rechneten, kamen Andeutungen, daß er wohl noch auf ein halbes Jahr nach Japan kommandiert werden würde oder länger. Ich bin nicht daraus klug geworden, und ich fürchte, Eva auch nicht. Öfter kommt mir der Gedanke, er hat es gar nicht so eilig. Vielleicht ist ihm die Geschichte schon längst leid. Ach, meine liebe gnädige Frau, was ist aus meiner Tochter geworden! Ich habe mich früher nie über sie zu beklagen gehabt, aber jetzt ist sie übellaunig und reizbar und gallig, daß man sie mit aller Vorsicht behandeln muß wie ein rohes Ei."

Die Justizrätin seufzte in ehrlichem Kummer tief auf.

„Sie muß den Mann doch sehr lieb haben," sagte die Professorin.

Frau Dircksen, die einen Augenblick gedankenvoll in das grüne Wirrsal des Waldes gestarrt hatte, drehte sich mit einem Ruck zurück. „Lieb haben? Gewiß hat sie ihn damals sehr lieb gehabt, wie so junge Dinger sind. Aber heute? Ich weiß es nicht, obwohl ich es natürlich hoffe und von Herzen wünsche. Denn wozu wäre sonst der ganze Jammer gewesen? Sie läßt sich natürlich keine Enttäuschung anmerken. Im Gegenteil: ihr Walter — gegen den darf ich nichts sagen. Ich weiß aber nicht, was ich getan hätte, wenn es mir passiert wäre."

Die Professorin lächelte träumerisch und erwiderte in ihrer ein wenig affektierten Art: „Eine wirkliche Herzensneigung bleibt. Wenn ich an meinen lieben Mann denke — zwischen uns hat sich trotz sechsjähriger Ehe noch nichts geändert."

Die Justizrätin zuckte wieder einmal die Achseln.

„Ja, ja, die Menschen sind eben verschieden," sagte sie mit einem Seufzer.

„Ich finde es rührend von Ihrer Tochter," erwiderte Frau Goch.

* * *

Eva schritt mit dem Professor den schmalen Fußweg durch die Tannen bergan. Die Hitze des Mittags war einer lauen Kühle gewichen, in der es sich sehr wohl steigen ließ. Nach der langen Fahrt auf der staubigen Landstraße war die Wanderung in dem harzduftenden Wald besonders schön. Der Schein der sinkenden Sonne fiel mit goldgelbem Glanz durch die Nadelkronen und huschte in schimmernden Lichtern über die moosbewachsenen Steine im Unterholz. Hin und wieder lief ein Eichhörnchen an den weißen Stämmen entlang, die Finken schlugen noch, und von fernher tönte das Hämmern eines Spechtes.

Eva atmete die kräftige Luft mit vollen Lungen ein. Sie hatte den Strohhut abgenommen, damit ihr der leichte Wind, der von den Bergen herabstrich, die Stirne kühlen konnte. Ihr blondes Haar leuchtete auf, wenn ein Strahl der Abendsonne sie traf.

„Hier ist es schön!" rief sie selig, indem sie die Arme ausbreitete, als könnte sie den ganzen Wald an die Brust drücken. „Hier ist es schön!"

„Ja, hier ist es schön," wiederholte der Professor, der ein paar Schritte hinter ihr ging. „Aber so ähnlich ist es in Thüringen auch. Nun passen Sie auf, wenn wir erst einmal ins wirkliche Hochgebirge steigen."

Plötzlich ertönte ein gellender Schrei, dem ein Juchzen folgte, so daß sich Eva ganz erschrocken umdrehte. Da merkte sie denn: der Professor jodelte. Und er jodelte für einen Nordländer gar nicht schlecht. Dann warf er seinen Hut in die Luft und fing ihn wie-

der auf und jodelte noch einmal und noch einmal, daß die steilen Felsen der Tabarettawand den Schall zurückwarfen.

„Nein, was Sie alles können!" rief Eva lachend.

Da lachte auch er in fröhlichster Ausgelassenheit, machte einen regelrechten Luftsprung und juchzte wieder.

„Ja, man sollte es nicht für möglich halten bei einem alten Knaben von vierunddreißig," erwiderte er.

Nach einer Weile begann er Schnaderhüpfel zu singen, und dem jungen Mädchen schien es, als wenn er für einen Norddeutschen auch den Dialekt recht glücklich beherrschte.

„A Herz wie a Vogel,
A Bluat als wie a Fisch,
Ka Mensch kunnt mir's glabe,
Wie wohl, daß mir's is.

Dort oben auf der Eck
Steht ein schneeweißer Schimmel,
Und die lustigen Leut'
Kommen alle in Himmel.

Wann's Täler tät regnen
Und Dukaten möcht' scheiben,
Tät i 'n Herrgott schön bitt'n,
's möcht 's Wetter so bleiben."

Eva freute sich herzlich über jede einzelne Strophe. Und je länger sie zuhörte, desto mehr wunderte sie sich über ihren Begleiter. Drunten in Meran und während der Fahrt war er ja auch lustig gewesen, aber jetzt schien er doch ganz anders. Es war, als wenn gegenüber der freien Natur aus diesem Manne die Lebenslust und Lebenskraft in einem unaufhaltsamen Strom hervorbräche. Unwillkürlich mußte sie an Walter

denken. Der war gewiß auch kein Duckmäuser und verstand Spaß; aber so toll hätte er es doch nicht getrieben.

Der Professor machte eine Pause, während welcher er schweigend neben ihr her ging, sie hin und wieder von der Seite betrachtend. Dann hub er plötzlich wieder an:

„Mit a'n bildsaubern Madel
Da gang i im Wald,
Und i mach' gar ka Hehl draus,
Daß mir's mächtig g'fallt!"

Sie drohte ihm scherzend mit dem Finger. „Herr Professor, Herr Professor, wenn das nun Ihre Frau hörte!"

Er machte eine Gebärde des Gleichmuts, und dann warf er wieder seinen Hut in die Luft.

Sie aber wurde plötzlich ernst. Sie sah ihm voll ins Gesicht. „Wissen Sie — so etwas dürfen Sie mir nie wieder sagen. Nein! — Ich bin gewiß nicht zimperlich, aber ich finde, es paßt sich nun einmal nicht — für Leute wie wir zwei."

Er war ganz rot geworden unter dieser Zurechtweisung. „Aber ich bitte Sie, mein liebes gnädiges Fräulein," rief er eifrig, „es war doch nur ein G'stanzl, und in einem G'stanzl darf man schon manches vorbringen, was in der hochdeutschen Konversation nicht gestattet wäre."

Sie schüttelte leicht den Kopf. „Es sollte ja auch kein Tadel sein. Nur — ein Wink für die Zukunft."

Jetzt gingen sie schweigend nebeneinander her. Es war eine Verlegenheit zwischen ihnen, deren sie beide nicht sofort Herr werden konnten. Der Specht hämmerte noch immer. Ein Kuckuck begann zu schreien,

immer von neuem — dreißigmal. Eva hatte unwillkürlich gezählt.

Endlich fragte der Professor, nur um etwas zu sagen, weil ihm die Frage am nächsten lag: „Wie lange sind Sie eigentlich schon verlobt?“

„Vier Jahre.“

„Du lieber Gott! — Sie armes Kind — vier Jahre!“

Eva, die durch das vorhergehende peinliche Schweigen schon unangenehm erregt war, wurde jetzt vollends unwirsch. Wie kam er dazu, ihr derartiges zu sagen! Wie kam dieser fremde Mann dazu, sie zu bemitleiden und zu bedauern! Alle Welt bedauerte sie, das fühlte sie wohl, und es war ihr schrecklich genug, der Gegenstand dieses allgemeinen Mitleids zu sein. Heftig erwiderte sie, und ihre Stimme klang gereizter, als es ihr selbst lieb war: „Ich weiß nicht, wie Sie zu dieser Bemerkung kommen. Ich beklage mich nicht und habe auch keinen Grund, mich zu beklagen. Ich bin sehr glücklich — und damit könnten die anderen eigentlich zufrieden sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Sein letzter Ritt auf grünem Raſen.

Novellette von Fr. Oskar Kühne.

Mit Illuſtrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

War der Briefträger da?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant. Habe die Poſt auf den Tiſch gelegt.“

Leutnant Horſt v. Zingſt kam ſporenklirrend aus einem Nebenzimmer und riß im Wohnzimmer am Tiſch einen Rohrpoſtbrief auf. Er las: „Ich laſſe mich auf nichts mehr ein. Friſt morgen mittag zwölf Uhr abgelaufen. Petermann.“ — Er las noch einmal. Sein wettergebräuntes Geſicht verfinſterte ſich noch mehr. „Alſo alles umſonſt!“ rang es ſich aus ſeiner Bruſt. „Ich wußte es. — Die zehntauſend Mark kann ich nicht ſchaffen. Was ſoll nun werden?“

Der Gedanke, die Ulanka ausziehen zu müſſen, trieb ihm kalten Schweiß auf die Stirn. Ja — ja, ſein ererbtes Reiterblut war mächtiger geweſen als alle Vernunft. Ohne Vermögen hatte er ſich mit eigenen Pferden auf den grünen Raſen gewagt. Siege hatte er genug errungen, die Sportzeitungen nannten mit Ehrfurcht ſeinen Namen. Aber die Siegespreiſe ſtan-

den in keinem Verhältnis zu den Unkosten. Und dann die Siegesfeiern, das Spiel — das kostete Geld!

Der grüne Tisch ist nun einmal fest mit dem grünen Rasen verknüpft. Eigentlich ist der grüne Rasen auch weiter nichts als ein großer grüner Tisch.

Gedankenvoll ging Horst im Zimmer auf und ab. „Alles umsonst — alles ist gegen mich!“ sprach er durch die aufeinandergebissenen Zähne. „Mit ‚Hortensia‘ hätte ich mir getraut, das große Jagdrennen heute zu holen. Ich mußte es gewinnen! Viertausend hätte es mir gebracht. Und von dem gestrigen Sonnabendsiege zweitausend dazu — mit sechstausend hätte sich Petermann sicher noch hinhalten lassen. Aber alles ist gegen mich. Im gestrigen Rennen sprang ‚Hortensia‘ noch wie eine Puppe, aber gleich nach dem Rennen lahmte sie. Alles ist gegen mich. Was werde ich mit ‚Valet‘, den mir Kapitän Loë als Ersatz zur Verfügung gestellt, ausrichten? Mit diesem Outsider werde ich, wenn alles gut geht, knapp einen Platz belegen. Das kann mich nicht retten.“ Er lachte bitter auf. „Es wird mein letzter Ritt auf dem grünen Rasen sein — ein trauriger Ritt.“

Seine „Hortensia“ hatte Horst durch Petermann, einen bekannten Pferdehändler, gekauft. Petermann wußte, daß Horst sich mit „Hortensia“ längst den Kaufpreis erritten hatte.

Eine Weile überlegte Horst, ob er nicht Petermann die zweitausend Mark, die er vom gestrigen Sieg noch hatte, als Abzahlung schicken sollte, und damit noch einmal versuchen, eine Fristverlängerung zu erreichen. Er schüttelte den Kopf. Die Art der Antwort auf seine schriftliche Bitte sagte genug. Petermann ließ sich auf nichts mehr ein. Ihm, einem Geschäftsmanne, war es schließlich auch nicht zu verdenken.

Horst ließ Bekannte und Kameraden im Geiste Revue passieren. Keiner würde helfen oder würde helfen können. Ja, wenn es sich um einige hundert Mark gehandelt hätte? Sein Freund Wedell hatte ihm seit seiner Heirat oft schon mit solchen Summen unter die Arme gegriffen. So viel aber zu geben, lag nicht in seiner Macht. „Es ist mein letzter Ritt auf dem grünen Rasen," sprach Horst noch einmal dumpf.

Im Vorbeischreiten bemerkte er auf dem Tische noch zwei Briefe, die der Bursche wohl schon vor dem Rohrpostbriefe hingelegt hatte. Nervös zerriß er den Umschlag des oben liegenden. Er enthielt eine Sattlerrechnung. „Duplikat" stand in auffallender Schrift am oberen Rande. Er warf die Rechnung zornig auf den Tisch. Der andere Brief fesselte ihn mehr. Graf Wedell lud ihn für heute abend zu einem Souper — ganz „unter uns", wie er schrieb. So leichthin Wedells Einladung abgefaßt war, witterte Horst doch etwas, das ihn zum Nachdenken zwang, zwischen den Zeilen, hieß es doch zum Schluß: „Bei dem heutigen Rennen werde ich Dich Deiner Tischdame vorstellen."

Wie war das doch gestern abend im Klub gewesen? Wedell machte ihn mit einem Amerikaner — wie hieß er doch? Ach ja, Mister Fairbank — bekannt. Der Herr sprach nicht allzuviel, man führte aber doch eine leidliche Unterhaltung, die sich natürlich um die Rennen drehte. Ganz wie von ungefähr flocht Mister Fairbank ein, daß sich seine Tochter ganz hervorragend für den Pferdesport interessiere, er selbst weniger.

Wedell, der mit einer Amerikanerin verheiratet war, die zu Mister Fairbank in irgend einem Verwandtschaftsverhältnis stand, nahm ihn später unter vier Augen vor. „Horst, du hast ein unverschämtes Glück!

Auf dem grünen Rasen feierst du Triumphe, und die Herzen der Damen auf der Tribüne eroberst du im Sturm. Wir waren natürlich heute zum Rennen. Hätte dich gern begrüßt, warst aber nicht zu erwischen. Dein Sieg auf ‚Hortensia' war brillant. So was kannst eben nur du! Du hättest sollen die Begeisterung von Miß Violet sehen! Na ja, und am Nachmittag bat mich der Alte, dich ihm am Abend im Klub vorzustellen. Willst du noch mehr, Junge? Ich sage dir bloß: halte dich 'ran — Fairbank ist schwer!"

So war es gewesen. Und er hatte lachend erwidert: „Wedell, alter Junge, das ist nun dein dritter Anlauf, mich fürsorglich unter die Haube zu bringen!"

In des am Tische Stehenden Augen fing es an aufzublitzen. Er nahm eine Reitgerte zur Hand und ließ sie sausend die Luft durchfahren. „Das wäre ein Weg," sagte er. „Wenn ich mich jetzt hinsetzte und Petermann Andeutungen machte — und zu den Andeutungen die zweitausend? Hm. Das würde ihn vielleicht doch noch hinhalten. Und den anderen, dessen Sturm ich am Ende der Woche zu erwarten habe, und den, der mir in folgender Woche auf den Leib rücken wird, auch." Wieder sauste die Reitgerte durch die Luft. Sein Blick schweifte im Zimmer umher. An dessen einer Wand hing inmitten bunter Bilder von Vollblütern mit langen Hälsen und Steckelbeinen eine einfache Photographie in einfachem Rahmen.

Er ging zu der Photographie und betrachtete sie lange. Sie zeigte ein feines, schmales Damengesicht mit auffallend großen Augen, die dem Beschauer fragend in die Seele drangen. Die Blitze in seinen Augen verschwanden. Weich wurde sein Ausdruck. „Irmgard, könnte ich dir das antun?" kam es über seine Lippen. Er ballte die linke Hand zur Faust. „Nein!

Nie! Denn dadurch würde ich an dir und an mir selbst zum Verräter werden!"

Horsts Liebe währte schon drei Jahre. Damals — ja damals, als sie im Begriffe standen, sich zu verloben, war ihr Vater, der Major v. Althoff, noch gesund und rüstig im Dienst gewesen. Es war aber nur äußerer Schein. Plötzlich war er krank geworden. Der Schmerz über den Verlust seines Vermögens, wie man später erst erfuhr, fraß an seiner Gesundheit. Er mußte den Abschied nehmen. Seit zwei Jahren war er nun tot. Seine Tochter hatte er vermögenslos in der Welt zurückgelassen. Sie lebte seitdem im Hause eines Onkels, eines Oberstleutnant v. Retzenhagen, wo sie die Stelle einer Art Hausdame bekleidete.

Horst verfiel wieder in Träume. „Irmgard, und wenn ich dich frage, was ich tun soll? Ich sehe dich vor mir, ich höre dich. Du erhebst deine seelentiefen Augen und sagst mit einer Stimme, die mir ans Herz greift: ‚Horst, gehe den Weg, den du deines Namens wegen gehen mußt. Werde glücklich.'" Die Reitgerte pfiff durch die Luft. „Herrgott, ich könnte verzweifeln! O Irmgard! — Nie war unsere Liebe hoffnungsloser als heute!"

Er hörte sein Dogcart vorfahren, das ihn zum Rennen bringen sollte, das deuchte ihm wie eine Erlösung. Er eilte ins Nebenzimmer und vollendete seine Toilette. Zurückkehrend warf er noch ein Fernglas in gelbem Futteral an gelbem Riemen über die Schulter. Im Hinausgehen knirschte er: „Es ist barer Unsinn, auf ‚Valet' zu reiten. Kenne den Gaul absolut nicht. Barer Unsinn! Aber ich muß zum Abschluß kommen. So oder so. Es ist mein letzter Ritt auf grünem Rasen."

Der Bursche konnte den Rappen in der Deichsel kaum halten. Horst schwang sich auf den Bock, ergriff

die Zügel, und fort sauste das leichte Gefährt. Fast wäre es dem Burschen nicht gelungen, sich hinten aufzuschwingen. Horst hielt die Arme weit vom Körper ab und gab „Hans" Luft ins Maul. Das Pferd griff immer mehr aus.

„Ich muß zum Abschluß kommen," murmelte Horst fortgesetzt. „Jeden Ausweg will ich mir ungangbar machen. Ich werde auf ‚Valet' setzen!" Er erschrak über diesen unsinnigen Gedanken. „Bei der vorhandenen Konkurrenz der reinste Selbstmord! ‚Zauberin' mit dem kleinen Reimanns im Sattel, ‚Wolkensaum' mit Reitzenstein, ‚Reinfall' mit Brachmayr, ‚Eiscreme' mit Solms, ‚Tenor' mit Venningen — und der unbekannte ‚Valet' mit mir! Richtiger, ausgewachsener Selbstmord! Ich will es aber so. Ich muß zum Abschluß kommen."

Weiter rollte das leichte Gefährt durch die belebten Straßen. Sein Lenker verstand es meisterhaft, Straßenbahnen auszuweichen, Droschken zu überholen, Passanten durch ein „Ho!" rechtzeitig zu warnen. Endlich gelangte es in eine Allee. Diese hinab rollte ein unabsehbarer Zug von Hansoms, Breaks, Fiaker, Mailcoachs, Dogcarts. Und in allen saßen Damen in großer Toilette, Offiziere in bunten Uniformen und Herren vom Zivil in hellen Sommeranzügen. Glitzernd spiegelte sich die Sonne in den blitzblanken Geschirren. Auf den schattigen Wegen rechts und links der Allee wälzte sich eine wahre Völkerwanderung. „Das ist Zingst!" meinte einer dort, als er Horst in seiner blauen Ulanka erkannte. „Zingst — Zingst!" pflanzte es sich fort.

Die Wagen fuhren, abgesehen von solchen, für die besondere Wagenkarten an dem Wagenplatz gelöst waren, hinter der Tribüne auf. Horst lenkte dorthin.

Er ermahnte seinen Burschen, auf „Hans“ gut achtzugeben, und schritt dann durch den mittleren Tribünenhintereingang. Die beiden Billettabnehmer an der Schranke warfen einen Blick auf sein Rennklubabzeichen — ein silbernes Schild in der Größe eines Zweimarkstückes in rotsamtener Fassung, das an einem Uniformknopf baumelte — und grüßten militärisch. „Das war Zingst!“ tuschelte hinter ihm der eine dem anderen zu.

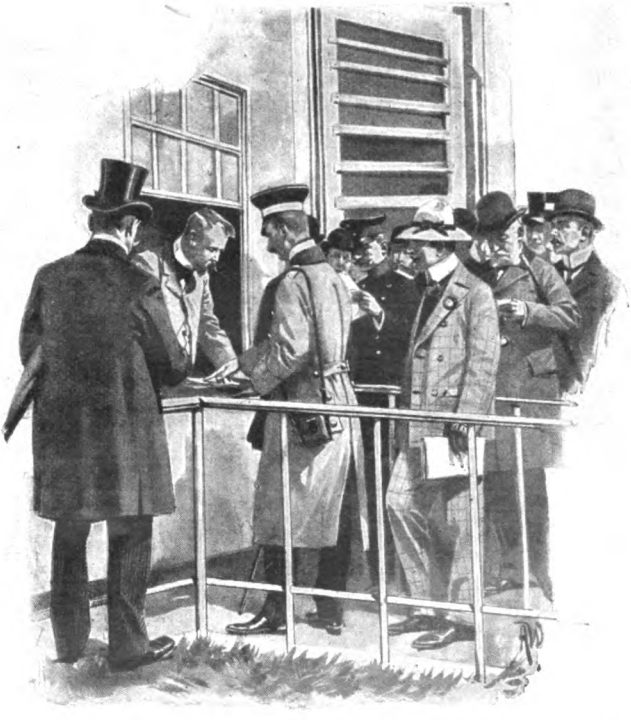
Auf dem Platze vor der Tribüne angelangt, wendete sich Horst nach links. Dort war der Totalisator. Herren vom Zivil und vom Militär umlagerten ihn. Die Totalisatormaschine arbeitete. Er hörte rufen: „Jagdrennen, ‚Zauberin‘ Sieg 200“ — „Jagdrennen, ‚Reinfall‘ Platz 50“ — „Hürdenrennen, ‚Federfuchser‘ Sieg 40“ — „Jagdrennen, ‚Zauberin‘ Sieg 500“ — „Jagdrennen, ‚Zauberin‘ Sieg 100“ — „Handicap, ‚Orkus‘ Platz 150“ — „Jagdrennen, ‚Zauberin‘ Sieg 300.“

Im Jagdrennen war also „Zauberin“ erklärte Favoritin. Und damit hatte man recht. Reimanns gewann mit der Stute sicher. Ja, wenn Horst gestern abend nicht „Hortensia“ hätte streichen lassen müssen! Da würden die Tipps anders lauten. Statt „Zauberin“ würde man „Hortensia“ rufen. Wieder hörte er: „Handicap, ‚Frondeur‘ Sieg 100“ — „Jagdrennen, ‚Zauberin‘ Sieg 100.“

Jetzt stand er in der ersten Reihe. Der Wettbureauinhaber überreichte sein Buch, das die Tipps, die er entgegengenommen, enthielt, oder besser gesagt, alle — wegen der Totalisatorsteuer — enthalten sollte. Der Totalisatorbeamte las laut vor. Alle Pferde des Tages hörte Horst nennen, nur nicht „Valet“. So schätzte man also diesen in Sportkreisen ein!

Horst hatte seine Brieftasche gezogen und ihr zwei

Tausendmarkscheine entnommen. Nur ein Hundertmarkschein blieb noch darin zurück. Dieses Papier und noch einiges Gold im Portemonnaie war der Rest der gestern mit „Hortensia“ gewonnenen dreitausend Mark.



Die zwei Tausendmarkscheine brannten Horst in den Fingern. „Es ist Tollheit!“ murrte er in sich hinein. Er ward unschlüssig. Sollte er wirklich Sieg setzen? Oder lieber Platz? Einen Platz konnte er unter Umständen mit „Valet“ erobern.

Platzwetten sind vorsichtigere Wetten. Belegt das Pferd, auf das man in dem betreffenden Rennen „auf Platz" wettet, nur einen Platz, gleichgültig, ob den ersten, zweiten oder dritten, so erhält man eine Quote, die sich anteilig aus der Summe, die insgesamt bei dem betreffenden Rennen „auf Platz" gesetzt wurde, ergibt. Da aber drei Pferde dabei gewinnen, und demzufolge an der Summe viele Gewinner teilnehmen, ist die Quote, die auf „Platz" fällt, naturgemäß klein. Anders ist es bei „Sieg". Alles Geld, das in dem betreffenden Rennen auf alle teilnehmenden Pferde „auf Sieg" gewettet wird, bildet die Summe. Und nur jene erhalten Quoten, die auf das zuerst einkommende Pferd gewettet haben. Alle anderen gehen leer aus. Die Quoten sind deshalb naturgemäß höher.

Der Totalisatorbeamte fragte: „Was wünschen Herr Leutnant?"

Horst zuckte leicht zusammen. „Zweitausend Mark ‚Valet' Sieg — Jagdrennen."

Der Totalisatorbeamte, der sicher sehr viel zu tun hatte und für den Zahl Zahl und Wort Wort war, glaubte nicht recht gehört zu haben. „Wie meinen Herr Leutnant?" fragte er nochmals.

„Zweitausend Mark ‚Valet' Sieg."

Die Totalisatormaschine klapperte. Horst erlegte die zwei Kassenscheine und erhielt dafür ein Streifchen so groß wie ein Postanweisungsabschnitt. Rechts und links neben ihm forderte man: „Jagdrennen, ‚Zauberin' Sieg 100" — „‚Zauberin' Sieg 300." — Mit einem trüben Lächeln wendete er sich ab. Auf dem Tribünenvorplatz wurde er vielfach gegrüßt. Er grüßte wieder. Dann schlenderte er über die Bahn zum Sattelplatz.

„Mensch — Zingst!" hörte er hinter sich rufen.

Schon war ein grüner Husar, der kleine Reimanns, an seiner Seite. „Servus, Zingst! Sag' bloß, Mensch, das ist wohl ein Druckfehler auf dem Programm? Auf ‚Valet' willst du reiten? Was ist denn das für ein blutiger Outsider? Soviel ich mich erinnere, wurde er mal in Karlshorst als Pacemaker für ‚Mummelgreis' verwendet und kam natürlich unplaciert ein. Sonst ist, wo er genannt wurde, immer für ihn Reugeld gezahlt worden. Wie kommst du um des Himmels willen zu diesem Gaul? Warum begehst du den Frevel und zahlst für deine sichere ‚Hortensia' Reugeld?"

„Weil ich muß. ‚Hortensia' lahmt."

„Lahmt? Alle Wetter! Das nenn' ich Pech."

„Ich halte dafür, daß du es mit deiner ‚Zauberin' Glück nennen könntest."

„Mensch — hältst du mich für so interessiert?"

„In dieser Weise war es nicht gemeint, Kamerad."

„Also. — Jedenfalls gehört ein Zingst auf einen ersten Gaul."

Horst zuckte die Achseln. „Ich bin Loë zu Dank verpflichtet, daß er mir ‚Valet' zur Verfügung stellt. Es ist die einzige Möglichkeit für mich, an dem Rennen überhaupt teilzunehmen."

Der grüne Husar wurde jetzt seinerseits angesprochen. „Bis auf nachher, Zingst!" rief er Horst zu.

Es war noch eine halbe Stunde bis zum Beginn der Rennen. Horst bummelte vom Sattelplatz zur Tribüne zurück. Graf Wedell inmitten zweier Damen kam ihm auf der Bahn entgegen. Dahinter tauchte Mister Fairbank auf. In der Dame links von Wedell erkannte Horst sofort Miß Violet, obgleich er sie noch nie gesehen. Wedell stellte sie ihm vor. Miß Violet musterte ihn ungeniert und knüpfte sogleich ein Gespräch an. Ihre drollige Aussprache des Deutschen und

ihr Radebrechen brachte Horſt in leidliche Stimmung. Er faßte ſie gleichfalls ins Auge: ein anziehendes, ovales Geſicht über tiefliegenden waſſerblauen Augen, die ſich

vor keinem Männerblick ſenkten, ein charakteriſtiſches Merkmal — gerade verlaufende Augenbrauen, die Naſenflügel ein ganz klein wenig zu weit, die Mundwinkel des mittelgroßen Mundes ein ganz klein wenig

herabgezogen. Der mächtige Gainsboroughhut paßte prächtig als Rahmen darum. Und ohne Frage, ihre lichtfliederfarbene, mit Brüsseler Spitzen besetzte Toilette verriet einen gewählten Geschmack.

Sie hatte von Wedell erfahren, daß er heute nicht die Siegerin von gestern, sondern ein fremdes Pferd reiten würde.

„Uie heißen die Pferd, die uir heute reiten?"

„‚Valet', gnädiges Fräulein."

„Das sind eine fremde Pferd?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein. Eigentum des Kapitän Loë."

„Uer sind Kapitän Loë?"

„Loë ist das Pseudonym eines ersten Rennstallbesitzers. In Deutschland ist es im Gegensatz zu England und Amerika gestattet, Pferde unter Decknamen laufen zu lassen."

„Uarum reiten uir aber nicht eigene Pferd? Haben uir nur die eine Pferd?"

„Ich besitze noch zwei Vollblüter, gnädiges Fräulein, habe aber für dieses Rennen keines weiter genannt."

„Aber uarum haben uir keines ueiter genannt?"

Er konnte ihr doch nicht sagen: Weil ich mir das nicht leisten kann. Für jede Nennung muß eine Nenngebühr erlegt werden. Außerdem muß für jedes Pferd, das nicht mitläuft, Reugeld gezahlt werden. „Wie sollte ich annehmen, daß ‚Hortensia' gerade am Haupttage versagen werde!" gab er zur Antwort.

„Das sein aber höchst, höchst" — sie suchte nach einem Ausdruck — „höchst leichtsinnlich."

Dieses ohne jede Milderung gesprochene Urteil berührte ihn, obgleich es von schönen, drolligen Lippen kam, unangenehm.

„Uerden uir mit die ‚Valet' gewinnen?"

„Ich hoffe kaum."

„Uir müssen gewinnen, Sir!" Ein leiser Befehl lag in dem Ausruf.

Auf Horsts Stirn bildete sich eine Falte. Wie kam diese Amerikanerin dazu, ihm Befehle erteilen zu wollen? Nun sah er noch Wedell hinter ihr lachend und ihm beschwichtigend mit der Hand winken. Was sollte das alles heißen? Hatte man vielleicht schon Bestimmung über ihn getroffen, wie man etwa über ein Kleidungsstück Bestimmung trifft? Mehr und mehr Falten bildeten sich auf seiner Stirn. Die Falten schoben sich zusammen.

„Uir müssen gewinnen, Sir! Ich uünschen es!"

Horst hatte, um seinen Unmut zu verbergen, sich halb abgewendet und die lange und hohe Tribüne, auf der es von glänzenden Toiletten und Uniformen leuchtete und blitzte, überflogen. Plötzlich riß er sein Fernglas aus dem Futteral, richtete es auf die Tribüne und wurde unruhig. Kurz verabschiedete er sich von der Miß, verbeugte sich vor der Frau Gräfin Wedell und winkte seinem Freund, der eine Frage auf den Lippen hatte, ab.

„Shocking!" hörte er die Miß hinter sich sagen.

Eilig stieg er die Mitteltreppe der Tribüne hinauf. Er hatte sich nicht getäuscht. In einer Loge hatte Frau Oberstleutnant v. Retzenhagen nebst ihren Töchtern Platz genommen. Und dahinter lehnte an der Brüstung, wahrscheinlich weil ihr nur ein Sitzplatz auf einer Tribünenbank gehörte, Irmgard.

Horst schlug das Herz bis zum Halse, als er sie so nahe erblickte. Im Unterschied zu all den Damen ringsum in den kostbaren Toiletten trug sie nur ein einfaches weißes Kleid. Aber wie erschien sie ihm

darin? Wie eine lichte Fee! Wie hatte er sich — wenn auch nur auf Minuten — mit dem Projekt einer Verbindung mit der Amerikanerin beschäftigen können? Eine schwere Sünde deuchte es ihm.

Von Retzenhagens unbemerkt, trat er hinter sie. Sie hatte ihn längst kommen sehen. Sie richtete sich auf.

„Irmgard!“ sagte er leise.

Nun wendete sie sich um und schaute ihm ins Auge. „Horst!“ flüsterte sie. Dann fuhr sie lauter fort: „Sie sehen recht angegriffen aus, Herr Leutnant!“

Horst trafen die Worte ins Herz. Das war ganz seine Irmgard. Sie sah nicht nur eine Person in ihm, die reitet und Siege erringt, sie sah ihn selbst! Ihn — Horst! Seine Lippen bewegten sich.

Nun hatte ihn aber schon das eine Fräulein v. Retzenhagen bemerkt. „Ah, Herr Leutnant!“ rief sie und warf Irmgard einen giftigen Blick zu.

Das andere Fräulein wurde ebenfalls aufmerksam. Auch Frau Oberstleutnant wendete sich halb im Sessel um. Die Worte flogen hin und her.

Die Damen wollten einen kleinen Tipp riskieren, denn das gäbe dem ganzen Tage mehr Reiz. Horst sollte Rat erteilen.

Er beteuerte: „Im Jagdrennen ist ‚Zauberin‘ Favoritin.“

„Und ‚Valet‘, den Sie reiten?“ erkundigte sich das ältere Fräulein.

Er zuckte mit den Achseln. „Wahrscheinlich kaum Platz.“

„Wollen Sie uns, bitte, einen ‚Zauberintipp‘ besorgen, Herr Leutnant? Sie wissen ja, daß man Damen den Zutritt zum Totalisator verbietet.“

„Mit tausend Freuden, gnädiges Fräulein.“

Horst ging mit seinem Auftrag zum Totalisator.

Er nahm für das Zwanzigmarkstück, das ihm übergeben war: „‚Zauberin' Sieg." In Gedanken beschäftigte er sich mit seinem Tipp: „‚Valet' Sieg." Das war richtiger Selbstmord. Dann dachte er an Irmgard. Sollte er ihr nicht auch eine Freude machen? Es war wohl das letzte Mal, daß er hierzu in der Lage war. Er zog seine Brieftasche und entnahm ihr den letzten Hundertmarkschein. Der Gedanke der Zweitausendmarkwette auf „‚Valet' Sieg" fing ihn an zu peinigen. Ohne sich klar zu sein, was er sprach, forderte er: „Jagdrennen, ‚Valet' Sieg 100." Die Totalisatormaschine klapperte.

Was hatte er gefordert? „‚Valet' Sieg"? „Nein — ‚Zauberin' —, ‚Zauberin'!" verbesserte er sich im nächsten Augenblick. „Ich habe mich versprochen, ‚Zauberin' Sieg will ich haben."

Der Totalisatorbeamte hatte aber schon gestempelt. „Wenn Herr Leutnant durchaus wünschen? Es macht aber einige Umstände. Der Herr Leutnant müßten —"

„Geben Sie her!" schnitt Horst seine Rede ab. So hatte er wider seinen Willen noch hundert Mark auf „‚Valet' Sieg" gesetzt. Daran würde Irmgard allerdings keine Freude erleben. Gedankenvoll ging er zurück.

Um die Loge Retzenhagens fand er verschiedene Offiziere von der Infanterie versammelt. Das erleichterte ihm nach Ablieferung des Zauberinticketts das Loskommen. Irmgard stand im Gange hinter der Loge.

„Irmgard," murmelte Horst, „das ist für dich!" Zagend nahm sie den Streifen, den er ihr in die Hand drückte.*)

„Ich bin bei dir, Horst, wenn du reitest," hauchte

*) Siehe das Titelbild.

sie nur ihm hörbar und gab ihm den Druck der Hand zurück.

Sein Herz blutete. Er riß sich los. Als er die Tribünentreppe hinabstieg, dachte er wieder: „Nie war unsere Liebe so hoffnungslos wie gerade heute.“——

Das Eröffnungshürdenrennen verlief, das folgende Jockeiflachrennen endete. Nun kam das Hauptrennen des Tages: das große Memorialjagdrennen. An dem Totalisator klapperte die Maschine eifriger. Die Tribüne füllte sich bis zum letzten Platz. Ein Summen ging über die tausendköpfige Zuschauermenge. In jedem Gesicht stand die Erwartung.

Die Distanz für das Jagdrennen betrug viertausend Meter. Der Weg führte vom Start, ein Stück von der Tribüne rechts voraus, rings um die weite Bahn herum. Von der Tribüne wendete er sich dann halb rechts zu dem Wassergraben, ging wieder bis zum jenseitigen Ende der Bahn und bog dort in den Einlauf, der am Bande vor der Tribüne sein Ziel hatte. Die Reiter mußten also zweimal an der Tribüne vorbei.

„Reinfall“ wurde bei der Wage aufgepullt. Sein Reiter, Oberleutnant Brachmayr, stand dabei. Der Leibkürassier Graf Solms saß auf „Eiscreme“ schon im Sattel. Nun erschien auch noch der Dragoner Freiherr v. Reitzenstein auf „Wolkensaum“ und der Gardereiter v. Venningen auf „Tenor“. Zwei Stallburschen hielten den rittfertigen „Valet“ am Zügel. Kapitän Loë und einige Sportsmen bildeten um ihn eine Gruppe. Horst kam aus dem Ankleideraum.

Kapitän Loë eilte ihm entgegen. „Herr Leutnant, bitte nur ‚Valet‘ laufen lassen, wie er will. Ganz wie er will. Sie sollen sehen. Sie sollen sehen.“

Horst gab sich sehr gleichgültig.

„Sie halten das Rennen wohl für hoffnungslos,

Herr Leutnant? Bedenken Sie doch die Gewichte! ‚Zauberin' 88 Kilo, ‚Wolkensaum' 75 Kilo, ‚Reinfall' 83½ Kilo, ‚Eiscreme' 76½ Kilo, ‚Tenor' 81 Kilo und ‚Valet' nur 62½! Nur 62½! Das kommt von seiner Karlshorster Niederlage. Dort hatte er aber 77½ zu tragen! Sie sollen sehen, wie er mit dem leichteren Gewichte springt. Wie eine Puppe! Und den Galopp" — er betonte nach Sportsmansart die erste Silbe des Wortes — „den Galopp, den er nach dem Sprung einschlägt! Nur laufen lassen, Herr Leutnant, nur laufen lassen! Bei dem geringsten Zwange wird er muckisch."

Horst unterbrach ihn. „Pardon, Herr Kapitän," — Los hörte sich von Sportsmen am liebsten so angesprochen — „eine Gewissensfrage: Haben Sie auf ‚Valet' gesetzt?" Scharf sah ihn Horst an.

Der elegante Sportsman wurde verlegen. „Ich setze niemals auf meine Pferde, Herr Leutnant. Prinzipiell niemals!"

„So."

„Valet" stand mit zitternden Flanken da. Aus seinen Nüstern floß ein leichter weißer Schaum. Ein Klirren erklang. „Ho!" Die Gruppe stob auseinander. Horst saß im Sattel. Mann und Pferd schienen wie aus einem Guß.

Die Flanken „Valets" fingen wieder an zu zittern. Unvermittelt machte er einen wilden Satz, um gleich wieder wie angewurzelt stehen zu bleiben. Er fing an mit dem Kopf zu nicken. Reichlicher spritzte Schaum aus seinen Nüstern. Das Zittern der Flanken ließ nach. Er gab sich überwunden. Willig folgte er dem Schenkeldruck.

Horst leitete ihn zur Wage, die Reimanns auf „Zauberin" soeben verließ.

„Mensch — Zingst!“ rief der grüne Husar. „Was höre ich? 62½ Kilo? Da nimm doch lieber jar nischt!“

Der Aufgalopp begann. Tausend Ferngläser richteten sich zum Start, wo die sechs Pferde des Rennens tänzelten. Der Starter erhob seine Flagge. Jetzt senkte er sie. Gleich sechs Pfeilen flogen die Pferde davon. Auf der Tribüne war ein Lob: Ein großartiger Start! Aber eigentlich selbstverständlich bei solcher Konkurrenz. Alles erstklassige Reiter.

Die erste Barriere kam. Hopp! Geschlossen nahm sie das Feld. „Valet“ zog im Zügel. Horst gab ihm ganz gegen seine sonstige Reitgewohnheit — er ritt stets auf Abwarten — Luft ins Maul. Er ritt ja heute auf Instruktion. „Valet“ reagierte sofort und marschierte aus dem Felde heraus.

„Mensch — Zingst, willste nich durch die Lappen jehn!“ hörte Horst den kleinen Reimanns hinter sich rufen.

Der trockene Graben kam. „Valet“ nahm ihn spielend als erster. Vornübergebeugt hockte Horst im Sattel. „Reite ich überhaupt?“ fragte er sich. Auf dem Damme rechts, dem Fünfzigpfennigplatze, stand Sonntagspublikum und jauchzte dem Reiter zu. „Valet“ zog noch mehr an. „Reite ich überhaupt?“ fragte sich Horst nochmals. Und dabei fiel ihm Irmgard ein. Wie hatte sie auf der Tribüne gestanden? Als Dienerin ihrer Cousinen! Und die Infanteristen, die diesen Komplimente machten, kehrten ihr den Rücken. Es zuckte ihm im Arm. Er mochte dabei wohl etwas scharf am Zügel gerissen haben, denn „Valet“ kam aus seiner flüchtigen Gangart. „Gehen lassen soll ich ihn,“ sprach Horst für sich und gab ihm reichlicher Luft ins Maul. „Valet“ fing wieder an ruhig und sicher auszugreifen.

Den Ligusterzaun übersprang er glatt, ohne Anstand nahm er den zweiten breiteren, trockenen Graben, die zweite höhere Barriere und unweit vor der Tribüne den Graben mit beiderseitigem Tannenzaun.

Auf der Tribüne rauschte es wie ein Wasserfall. Hunderte von weißen Tüchern sah Horst schemenhaft in der Luft flattern. „Irmgards Taschentuch ist darunter. Sie hat es gesagt, sie ist bei dir!“ schallte es in ihm. Das nächste Hindernis, der breite nasse Graben, war vor ihm. „Ho! Ho! Hopp!“ — er war darüber.

Den Wall ging es jetzt hinan. Er konnte nicht anders, er sah sich im Sattel um. Das Feld war weit zurück. Ein Frohlocken überkam ihn. Wenn er mit „Valet" siegte? Was würde der Totalisator für eine Quote zahlen? Sicher 100 : 10 oder 200 : 10 oder gar 300 : 10! Luftbilder fingen ihn an zu äffen. Er sah sich für seine zweitausend Mark zwanzigtausend Mark, vierzigtausend Mark, schließlich sechzigtausend Mark einheimsen. Er taumelte im Sattel. Was wollte er tun, wenn er siegte? Seine Schulden bezahlen, das Kommißgeld für den Heiratskonsens erlegen, Irmgard heimführen und nie — nie wieder auf dem grünen Rasen reiten. Nie wieder auf dem grünen Rasen reiten! Das schwor er sich zu. Es war ihm, als lehne Irmgard glückstrunken an seiner Schulter. Er biß die Zähne aufeinander und richtete sich im Sattel hoch. Er mußte siegen! Es ging um Irmgard! Seine Pulse flogen, heiß lief es an seinem Körper herab. Wie noch keiner gesiegt, mußte er siegen! Immer wütender packte ihn dieser Gedanke. Erfüllt von ihm, wollte er hoch, hoch über die Buchsbaumhecke vorausſetzen. Die Reitgerte, die während des ganzen Rittes noch unbenutzt geblieben, sauste auf „Valet" nieder.

„Valet" duckte unter dem Schlag zusammen. An der Hecke bockte er und drängte aus der Bahn. Horst fing an grimmig auf ihn einzuhauen. Er gab ihm Sporen, Schenkel und Trense. Horst kochte beim Arbeiten. „Valet" gebärdete sich immer störrischer.

Nach und nach verließen Horst die Kräfte. Eben noch war er in Schweiß gebadet, jetzt fühlte er, wie er bis ins Mark hinein fror. Seine Augen weiteten sich, als es ihm bewußt wurde: Den sicheren Sieg hatte ich in der Hand, der Traum meines Lebens war so nahe der Erfüllung, und nun — nun —

Endlich wurde er wieder Herr seiner selbst. Mit eiserner Kraft zwang er „Valet“ herum und brachte ihn nun auch zum Sprung. Es war ein dürftiger Sprung. Die Hinterhufe klappten an das Holz, an das der Buchsbaum befestigt war. „Valet“ schleuderte eigensinnig mit dem Kopf und machte wieder Miene auszubrechen. Die Reitpeitsche sauste auf ihn nieder. Das hatte zur Folge, daß er in einen harten, kurzen Galopp fiel, aus dem er mit Aufbieten aller Kräfte und Reiterkniffe nicht zu bringen war.

„Ho! Ho!“ hörte Horst nahe hinter sich das Feld. Auseinandergezogen nahm es die Buchsbaumhecke. „Na, oller Durchbrenner?“ schlug es an sein Ohr. Reimanns auf „Zauberin“ schob sich unheimlich sicher an ihm vorüber. Brachmayr mit „Reinfall“ folgte, Reitzenstein mit „Wolkensaum“, Venningen mit „Tenor“ und Solms mit „Eiscreme“ kamen.

Von Sekunde zu Sekunde wurde der Abstand zwischen ihm und Solms größer. Traurig lispelte er: „Es war mein Glück, das an mir vorüberzog, dort in der Ferne verschwindet es.“ Er hätte weinen mögen. Schlaff hing er im Sattel. Die Zügel lockerten sich.

„Valet“ wurde darunter wieder munterer. Er schnaubte und ging in einen flüssigeren Galopp über. „Irmgard,“ flüsterte Horst, „arme Irmgard!“ Soeben erwog er, ob er nicht lieber das Rennen aufgeben sollte, als ihn das Geschrei der Menge auf dem Damme aufmerken ließ. Voraus an der Mauer sah er, obgleich es ein ziemliches Stück hin war, das Feld in Unordnung. Hatte sich ein Unfall ereignet? Neuer Mut wuchs ihm. Er klopfte „Valet“ die Kruppe. Der Wallach schnaubte heftiger und geriet in noch lebhaftere Gangart.

„Ho! Ho!“ Jetzt sah Horst die Bescherung. Vor

der gefährlichen Mauer wälzten sich „Wolkensaum“ und „Tenor“ am Boden. „Zauberin“, die das Feld führte, war an der Mauer ausgebrochen, Brachmayr mit „Reinfall“ dicht dahinter war hierdurch nicht zum Sprunge gekommen. Reitzenstein mit „Wolkensaum“ hatte nur einen kurzen Angalopp gehabt, hatte den Sprung dennoch gewagt und war gestürzt, Venningen mit „Tenor“ über ihn weg. Solms hatte „Eiscreme“ noch rechtzeitig stoppen können.

„Ho! Ho!“ Glatt nahm Horst neben den Gestürzten die gefährliche Mauer. „Ho! Ho!“ Jetzt nahmen sie auch Reimanns, Brachmayr und Solms, die weit zu frischem Sprunge ausgeholt.

Man war nahe dem Einlauf. Unter lauten „Ho! Ho!“ preschte Reimanns gewaltsam mit „Zauberin“ vor. Es galt, den letzten Tropfen herauszuholen. „Zauberin“ rückte an „Valet“ vorüber. Der Kopf von „Reinfall“ kroch vorbei. Nun zeigte „Reinfall“ die Hufe. „Ho! Ho!“ Solms mit „Eiscreme“ saß Horst am Sattel.

In Horst tanzte jede Fiber. Er hob die Gerte zum Schlag, um sie auf „Valet“ niedersausen zu lassen — im letzten Augenblick besann er sich. Er warf sie von sich und klopfte „Valet“ die Kruppe. „Ho! Ho!“ rief er ihm zu. „Valet“ zog wieder mehr an. „Eiscreme“ blieb zurück. „Reinfalls“ Hufe wurden erobert, „Reinfalls“ Sattel, „Reinfalls“ Hals. Brachmayr entfaltete sein ganzes, staunenswertes Reitertalent. In halbsekundenlangen Zwischenräumen ging er maschinenmäßig im Sattel hoch auf und nieder. Dabei arbeiteten seine Arme frei in der Luft gleich Windmühlenflügeln. „Reinfall“ gewann schneller und schneller wieder Bahn. „Valet“ blieb ihm auf gleicher Höhe. Jetzt hatten beide „Zauberin“ stark bei den Hufen. Wütend sing Reimanns

auf ihr an zu spurten. Er war ebenfalls ein Reiter, der nicht so leicht den Sieg aus der Hand gab. Sein Kopf ragte über den seines Pferdes voraus. „Ho! Ho!“ Hageldicht sausten die Hiebe. „Reinfall“ und „Valet“ hatten sich bis zum Sattel „Zauberins“ gebracht. „Ho! Ho!“ Jetzt waren sie an ihrem Halse. Dichter fielen auf „Zauberin“ und „Reinfall“ die Schläge. Horst schwebte gleichsam über „Valet“. Und doch ritt er sich an Brachmayrs linkem Schenkel seinen rechten Schenkel wund. Er achtete des grimmen Schmerzes nicht. „Hooo!“ Fortgesetzt klopfte er „Valet“ die Kruppe. Durch einen roten Schleier sah er, wie dessen Kopf, dessen Hals in die Luft voraus stach. Der Boden donnerte. Von der Tribüne her drang ein Brausen. „Ho! Ho! Ho!“ hörte Horst hinter sich schreien. Das Brausen auf der Tribüne schwoll zum Sturme an. Musik fiel ein.

Das Band war passiert.

Er hatte mit einer halben Pferdelänge gesiegt.

„Gesiegt!“ jauchzte es in Horst. „Gesiegt!“ Er wußte nicht, was er tat, als er „Valet“ in die Zügel riß. „Valet“ bäumte hoch auf. Im weiten Bogen flog Horst aus dem Sattel. Er fühlte noch einen dumpfen Aufschlag. Dann schwanden ihm die Sinne.

* * *

Am Abend erst erwachte Horst im Garnisonlazarett, wohin man ihn verbracht, aus seiner Betäubung.

„Wie steht's, Herr Stabsarzt?“ fragte er schwach.

„Es geht nicht ans Leben, Herr Leutnant. Verschiedene Wochen wird es aber wohl dauern. Jetzt Ruhe — Ruhe.“ —

Am anderen Morgen fragte Horst wieder. Diesmal ließ sich der Stabsarzt etwas näher aus: rechtes

Schlüsselbein gebrochen, rechte Hüfte verrenkt, das andere ist Haut. Um den Patienten etwas aufzumuntern, plauderte er davon, daß gestern abend schon viel Besuch dagewesen sei. Er hätte die Herrschaften auf heute nachmittag vertröstet. Dann kam er auf Horsts gestrigen Sieg zu sprechen. Er beglückwünschte ihn. „Und die Quote!“ fuhr er fort. „Gewiß, in England und Frankreich hat man schon höhere Quoten gehabt, für deutsche Verhältnisse aber ist die gestrige Quote 290 : 10 ein Ereignis. Das ganze Geld stand ja auf ‚Zauberin‘.“

In des Kranken bleiches Gesicht schoß helle Röte. Er versuchte sich aufzurichten.

„Bleiben Sie liegen, Herr Leutnant!“ rief besorgt der Arzt. „Was ist Ihnen?“

Horst lispelte: „Für zehn Mark zweihundertneunzig Mark.“

„Haben Sie auf ‚Valet‘ gesetzt, Herr Leutnant? Wohl gar viel?“ fragte der Arzt interessiert.

Langsam löste es sich von des Daliegenden Lippen: „Zweitausend Mark.“

„Zweitausend Mark! Alle Wetter! Das gibt —“ er rechnete — „gibt tatsächlich achtundfünfzigtausend Mark! Nicht zu glauben!“

Horst faltete still die Hände. Er dachte an Irmgard. Nun war sie sein. Ein ruhiges Glück überkam ihn. Seine Schulden konnte er bezahlen, seine Pferde verkaufen. Reichlich würde ihm das Kommißgeld für den Heiratskonsens verbleiben. Dann würde er sich zur Intendantur oder zu einem Remontedepot versetzen lassen, denn mit dem Reiten in der Front war es wegen der Hüfte vorbei. Wenn es sich nur so schickte, daß er noch ab und zu ein Stündchen einen ruhigen Gaul würde besteigen können. „Es war mein letzter Ritt auf dem grünen Rasen,“ murmelte er. Die hundert

Mark, die er wider seinen Willen für Irmgard auf „Valet' Sieg" gesetzt, kamen ihm in den Sinn. Neunundzwanzighundert Mark würde sie dafür erhalten. Das reichte zur Ausstattung. Wie glücklich würde sie sein.

Mit gefalteten Händen schlief er ein.

Als er am Mittag nach erquickendem Schlummer die Augen aufschlug, beugte sich ein feines Gesicht über ihn. Halb noch im Traum lispelte er: „Irmgard."

Nun erkannte er auch die anderen Personen im Zimmer, Frau Oberstleutnant v. Retzenhagen, Frau Gräfin Wedell, seinen alten Freund.

Mit bebenden Fingern umschloß er Irmgards Hand.

Indiſche Scheinfürſten.

Kolonialgeſchichtliche Skizze von Hans Peterſen.

Mit 8 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

Sowohl die Engländer wie die Holländer haben bei der politiſchen Ausgeſtaltung ihrer indiſchen Kolonialreiche die Klugheit gehabt, den meiſten Dynaſtien, die ſie entthronten, eine Art Scheinherrſchaft bei fürſtlichem Einkommen zu belaſſen, in deren Beſitz es den gegenwärtigen Maharadſchas, Nawabs (Nabobs), Radſchas u. ſ. w. nicht ſchwer fällt, die Suprematie ihrer europäiſchen Oberherren anzuerkennen.

Die Reiſe, die in dieſem Jahre König Edwards älteſter Sohn, der Prinz von Wales, mit ſeiner Gemahlin durch das britiſch-indiſche Reich machte, hat ein allgemeineres Intereſſe auf dieſes Vaſallentum gelenkt, wie ja auch das glänzende Auftreten einiger der zur Thronbeſteigung König Edwards nach England gekommenen Radſchas damals viel von ſich reden gemacht hat. Es iſt ein Rieſenreich, das England in Oſtindien beherrſcht. Es begreift faſt ganz Vorderindien, den weſtlichen Teil von Hinterindien, einen Teil des öſtlichen Afghaniſtans und Belutſchiſtans, das ſüdliche Kafiriſtan und damit ein Gebiet von 89,911 Quadratmeilen in ſich, ja rechnet man noch Aden mit den arabiſchen Schutzgebieten, die Somalküſte,

Sokotra u. s. w. hinzu, so beläuft sich das Gesamtareal auf 93,481 Quadratmeilen. Dieses Reich wird begrenzt im Norden vom Himalaja, im Westen von Persien und Afghanistan, im Osten von China, Anam und Siam, im übrigen vom Arabischen Meer, vom Indischen Ozean und der Bai von Bengalen.

Um die Geschichte der britischen Kolonisation in Indien zu begreifen, muß man sich einigermaßen die geographische Beschaffenheit von Vorderindien vergegenwärtigen. Dem mächtigen Alpenwall des Himalaja mit seinen hochragenden Eisgipfeln und bewaldeten Vorketten sind fruchtbare Längstäler eingebuchtet, die sich zur landwirtschaftlichen Kultur trefflich eignen. Sie bilden den Übergang zu der großen indischen Tiefebene, in der von Ost nach West drei Hauptteile zu unterscheiden sind: das am Gebirge hochkultivierte, dann aber steppen- und wüstenartige Flußgebiet des Indus mit dem Salzgebirge im Nordwesten, das zum Arabischen Meer hinabreicht, die Indische Wüste, von den Bewohnern „Tharh" genannt, mit ihren bewohnten Oasen, das Flußgebiet des Ganges, das an den Abhängen des Himalaja im Tarai von sumpfigen Wäldern bedeckt ist, in der großen Ebene von Hindostan aber, so weit der Einfluß des fließenden Wassers reicht, von unerschöpflicher Fruchtbarkeit ist.

Im Flußgebiet des Indus setzte sich im dritten Jahrtausend v. Chr. vom Norden her einbrechend der arische Volkszweig fest, der nach dem Indus den Namen Inder (Hindu) annahm und die wilden Ureinwohner von schwarzer Farbe unterjochte und südwärts drängte. Im 14. Jahrhundert v. Chr. drangen die Inder nach Osten vor und eroberten dann in jahrhundertelangen Kämpfen Bengalen, die fruchtbare Landschaft am Ganges, während sie sich selbst der von Norden her

eindringenden skythischen Völker zu erwehren hatten. Gleichzeitig machten einige besonders kriegerische Stämme Vorstöße nach Süden. Hier füllt das Innere Indiens eine große, ringsum isolierte Bergmasse, das vorderindische Hochland, das man gewöhnlich mit dem Namen Dekhan bezeichnet. Das Bollwerk gegen den Sand der Indischen Wüste bildet die bis zu 1714 Meter hohe Aravallikette, die dem größeren Windhjagebirge vorgelagert ist. Hinter diesem dehnt sich das große zentralindische Plateau aus, dessen steppenartiger Charakter mit den Kettenformationen der West- und Ostghats kontrastiert, die es von den Küstenebenen auf beiden Uferseiten der Halbinsel trennen. Die Ebenen an der Meeresküste, im Osten der Halbinsel viel breiter als im Westen, sind wohlbewässert und haben eine üppige Vegetation; zwischen Kap Comorin an der Südspitze der Halbinsel und dem vom Dekhan ostwärts abfließenden Godawari sind sie durch ihre Reisernten die „Kornkammer" Indiens.

Die Verdrängung der Inderherrschaft in Ostindien durch den Islam begann ebenfalls vom Norden her. Türkisch-tatarische Völker aus Zentralasien drangen siegreich bis in den Dekhan vor; die Priesterherrschaft des Brahmanentums, welche das Volk durch religiöse Gesetze an ein beschauliches Leben und bloß friedlichen Erwerb gewöhnt hatte, das erschlaffende Klima und die große Fruchtbarkeit Bengalens hatten die Inder verweichlicht, die strenge Kastenordnung die Bildung eines oder mehrerer größerer Staaten verhindert. Ostindien war vielmehr in eine Menge kleiner oder größerer Reiche ohne allen Zusammenhang zerspalten, von denen nur wenige die Kraft besaßen, den fremden Eroberern erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen.

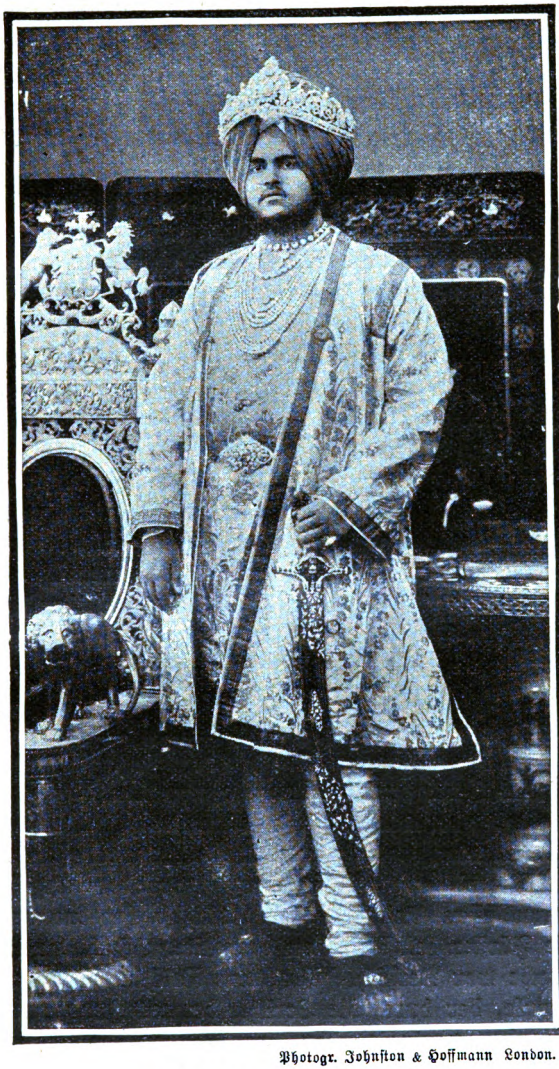
Im 8. Jahrhundert wurden verschiedene dieser

Photogr. Johnston & Hoffmann, London.

Der Nawab von Bahawalpur.

Länder durch die von Iran, dann vom Meere her eindringenden Araber erobert. 1001 unternahm der Ghasnawide Mahmud aus dem türkischen Herrschergeschlecht Afghanistans seinen ersten Heereszug nach Indien; auf den weiteren Kriegszügen drang er bis Dehli vor und zerstörte Städte und Tempel. Doch behaupteten die Ghasnawiden dauernd nur die Indusprovinzen, und gegen Ende des 12. Jahrhunderts wurde dann ihre Herrschaft von den afghanischen Ghoriden gestürzt. Doch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts dauerten noch die Kämpfe der Ghasnawiden und Ghoriden um die Herrschaft über das Reich, dessen Residenz Dehli an der schiffbaren Dschamna geblieben war, die alte Hauptstadt des Pandschab am Himalaja.

Das Pandschab (Fünfstromland), nach den fünf Strömen benannt, die teils zum Flußgebiet des Indus, teils zu dem des Ganges gehören, war neben Bengalen schon unter der Herrschaft der Inder das bedeutendste der Reiche im Norden. Aber es war seiner Lage entsprechend bei den Einfällen erobernder Völker aus Zentralasien immer zuerst der Eroberung ausgesetzt. Den schon genannten Völkern folgten die Tataren und Mongolen. Auf der Wende des 13. und 14. Jahrhunderts erfolgten viele Einfälle der letzteren, die immer nur schwer abzuweisen waren. Die mohammedanischen Könige von Dehli hatten Brigaden mongolischer Söldner in ihren Diensten. Der Eroberungszug des gewaltigen Timur, den die Überlieferung auch Tamerlan nennt, aus Afghanistan brachte die Reste des türkischen Reiches von Dehli unter afghanische Herrschaft. Dann kam es um 1526 durch Baber, den Beherrscher von Ferghana, zur Gründung einer mongolischen Dynastie und eines mächtigen Reiches von Dauer, dem bald auch Ben-



Photogr. Johnston & Hoffmann London.

Der Maharadscha von Kapurthala.

galen einverleibt wurde. Dieses Reich befestigte von 1556 an Akbar, so kennzeichnet Ratzel in seiner „Völkerkunde" das für die Kolonialgeschichte Ostindiens hochwichtige Ereignis, indem er die zahlreichen Souveränitäten vernichtete, welche besonders auf dem Boden der Invasionen sich erhoben hatten. Dadurch wandelte er Vorderindien bis zum Windhyagebirge in einen einzigen Staatsorganismus mit Unterabteilung in unselbständige Provinzen und Bezirke um.

Akbars Reich maß 375 Wegstunden zwischen Norden und Süden, 500 zwischen Osten und Westen. Bezeichnend ist, daß Türken als Freunde und Gegner dabei eine große Rolle spielten, und daß der zäheste Widerstand dort seinen Sitz hatte, wo die aus Innerasien eingewanderten Scharen sich am dichtesten festgesetzt hatten. Als Dschat und Radschputen sind dieselben bis auf den heutigen Tag die stärksten Träger des Islam, der kriegerischen und der staatenbildenden Fähigkeiten. Die zwei einzigen großen Militärmächte, mit denen England es in Indien zu tun gehabt, die Mahraten in Zentralindien und die Sikh im Pandschab, sind beide diesem fremden, aber auch im neuen Boden seine Kraft lange bewahrenden Stamme entsprossen.

Das Reich der Großmogule von Dehli, wie die Engländer den von Akbar gegründeten indischen Großstaat nannten, hat bis ins 19. Jahrhundert gedauert. Die Bezeichnung „Großmogul" ist von dem angeblich mongolischen Ursprung der Dynastie hergenommen. Die Fürsten selbst führten den Titel Schah, die Hofsprache war Persisch. Von dem Reichtum der Großmogule, der durch die Berichte der aus Indien heimkehrenden portugiesischen, französischen, holländischen und britischen Kolonisten sprichwörtlich wurde, gibt

Photogr. Johnston & Hoffmann, London.

Der Maharadscha von Kaschmir.

noch heute der kaiserliche Palast in Dehli einen Begriff, ein mächtiges, mauerumsäumtes Gebäude am Flußufer von 1000 Meter Länge und 500 Meter Breite, das einst von herrlichen Palmenhainen, Blumengärten und schöngefaßten Teichen umgeben war. Zwei prächtige Tore aus rotem Sandstein führen in ein mächtiges Gewölbe, dann in den Diwan-i-Khas, einen Pavillon aus weißem Marmor mit vier vergoldeten Marmorkuppeln und Mosaiken aus edlen Steinen. Ihm gegenüber leuchtet die kleine Perlmoschee aus weißem Marmor mit drei vergoldeten Kuppeln. Jetzt ist der Palast in eine Festung verwandelt. Ein noch großartigeres Gebäude ist die alte Dschama Masdschid, die größte Moschee der Welt. Sie ist aus weißem Marmor gebaut, der mosaikartig mit rotem Sandstein abwechselt. Eine prächtige Freitreppe bildet den Haupteingang, drei weiße Marmorkuppeln mit schwarzen Streifen überwölben den Bau, an jedem Ende der Front ragt ein nahezu 50 Meter hohes Minarett auf.

Eine starke Erschütterung erlitt das Reich der Großmogule unter den Kämpfen mit dem kriegerischen Stamm der Mahraten, die aus dem Dekhan ihre Eroberungszüge nordwärts machten, schon im 18. Jahrhundert. In diesem überzog auch der persische Schah Nadir das Reich mit Krieg; er richtete in Dehli ein schreckliches Blutbad an und schleppte eine ungeheure Beute mit sich fort, die sich auf 2½ Milliarden Mark bewertet haben soll.

Auch durch innere Unruhen wurde die Herrschaft der Großmogule erschüttert, indessen die seit 1612 deren Schutz genießende Englisch-Indische Handelskompanie an Macht und Landbesitz in Bengalen immer mehr zunahm, wo es noch im 17. Jahrhundert an einem der Mündungsarme des Ganges zur Gründung des

Photogr. Johnston & Hoffmann, London

Der Maharadscha von Nepal.

Fort William (Kalkutta) gekommen war. Eine religiöse Sekte vom Stamme der Dschat, die Sikh, rang nach politischer Selbständigkeit, und sie wurden die Anstifter wiederholter Revolutionen gegen die Mogulkaiser. Wohl versuchten diese, die Aufrührer mit Gewalt zu unterdrücken und auszurotten, was aber nur zu deren politischer Einigung unter der Bundesgenossenschaft ihrer Fürsten, der Sirdars, führte. Dieser Bundesstaat wurde zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch den tatkräftigen Randschit Singh in einen einzigen Staat umgewandelt, dem er 1819 auch Kaschmir einverleibte, und das er mit militärischem Despotismus regierte. Der Vertrag, den er 1806 mit den Engländern abschloß, wurde dann zur Grundlage kriegerischer Verwicklungen, aus denen die Engländer als Sieger hervorgingen. Schon vorher, 1803, hatten diese in ähnlicher Weise das in Zerfall geratene Mogulreich durch die Einnahme von Dehli sich unterworfen. Schah Alam II. behielt jedoch den dortigen Palast, sein Vermögen und mancherlei Vorrechte; ebenso erhielten seine Nachkommen einen Jahresgehalt von England und genossen zu Dehli Hofehren. Das würde heute noch so sein, wenn die Familie sich im Jahre 1857 nicht an der Militärrevolution der „Sipoys" gegen die Engländer beteiligt hätte. Der letzte Scheingroßmogul, Mohammed Bahadur Schah V., wurde, nachdem die letzteren den Aufstand blutig unterdrückt, nach Rangun verbannt. Die jetzigen Prinzen der einstigen Dynastie leben in Benares, der heiligen Stadt der Brahmanen am Ganges, die Kalkutta beträchtlich näher liegt, als englische Staatspensionäre. Dehli ist jetzt die Hauptstadt der gleichnamigen Division der britisch-indischen Provinz Pandschab. Außer dem Fort, zu dem der alte Kaiserpalast umgebildet ist, hat es eine Kaserne.

Für den englischen Gouverneur ist ein besonderer Palast erbaut worden. Die stark bewohnte Stadt, in der sich das Hindu- und das mohammedanische Element so ziemlich die Wage halten, wird von drei Eisenbahnen berührt und ist als Sitz altindischer Kunstindustrie wie als Handelsplatz für Indigo, Seide, Baumwolle u. s. w. gleich bedeutend.

In dem Pandschab, das mit seinen 36 Tributärstaaten heute als Provinz des britisch-indischen Reiches mehr als 7000 Quadratmeilen umfaßt, besitzt England das natürliche Ausfallstor gegen Afghanistan und Kaschmir, sowie ein festes Bollwerk gegen Angriffe von Russisch-Asien her. Neben Dehli haben die Städte Lahor, Amritsar, Multan, Ambala, Simla und Peschawar für Handel und Verkehr Bedeutung. Die Verwaltung der Provinz wird geleitet von einem Leutnant-Gouverneur ohne eine gesetzgebende Versammlung. Eingeteilt wird die Provinz in zehn Divisionen. Die Polizeimannschaft besteht aus rund 20,000 Mann. Das Militär, soweit es zur „Bengalarmee" gehört, ist stationiert in 36 Städten, Kantonnements und militärischen Stationen; es zählte 1891 33,867 Mann (davon 15,554 Europäer und 18,313 Inder) mit 96 Geschützen; die Pandschabgrenzarmee, auf 7 Städte und 46 Außenposten verteilt, hat 12,415 Mann mit 16 Geschützen.

Von den 30 kleineren Tributärstaaten, die der britischen Provinzialregierung im Pandschab unterstehen, aber ihre alten Dynastien behalten haben, stellen Patiala, Bahalpur, Kapurthala, Dschind, Nabha, Faridkot und Maler Kotla noch ein besonderes Truppenkontingent. Diese Eingeborenenstaaten des heutigen Pandschab zerfallen in drei Gruppen: die 10 Staaten der östlichen Ebenen, Bahawalpur auf den westlichen

Ebenen und 25 Bergstaaten. Von den Fürsten sind nahezu die Hälfte Mohammedaner, die übrigen Hindu, meist Radschputen, sechs aber Sikh.

Unter unseren Bildern befindet sich eine Porträtaufnahme des Nawab von Bahawalpur, dessen Gebiet an Radschputana grenzt und in die Indische Wüste hineinragt. Er bezieht jährlich 16 Millionen Rupien und hat als Gegenleistung ein kleines Heer zu unterhalten. In der Hauptstadt Bahawalpur, die an der Industalbahn, drei Kilometer vom Satledsch, gelegen ist, besitzt der Nawab einen großen Palast. Der englische Einfluß hat die Kultur des Landes sehr gehoben, sowohl in landwirtschaftlicher Beziehung durch Anlage von Kanälen, als auch in Bezug auf Rechtspflege und Schulwesen.

Auch von den sechs Fürsten, die von einstigen Führern der Sikhbewegung im Pandschab stammen, können wir den Lesern einen im Bilde vorstellen, den noch sehr jugendlichen Maharadscha von Kapurthala. Die Einkünfte dieses Scheinfürsten betragen 20 Millionen Rupien, wovon 1,5 Millionen als Tribut an die englische Regierung zu zahlen sind; außerdem hat der Maharadscha, der ohne Hoheitsrechte in der Hauptstadt Kapurthala residiert, 1112 Mann mit 13 Geschützen zu stellen.

Ihrem über die kriegerischen Sikh im Jahre 1846 davongetragenen Sieg hatten die Engländer auch den Gewinn von Kaschmir zu danken, wo sie klugerweise die von den Sikh unterworfene Dynastie — natürlich unter ihrer Oberherrschaft — wieder zur Herrschaft brachten. Dieses dem Pandschab am Südabhang des Himalaja vorgelagerte Hochland mit seinen Schneegipfeln und Bergseen, reichbebauten Tälern und fruchtbaren Rebenhängen ist eines der schönsten auf Erden.

Photogr. Johnston & Hoffmann, London.

Der Nizam von Haidarabad.

Wichtige Pässe führen aus ihm nach Norden. An seinem Nordrand erreicht der Haramuk 5150 Meter Höhe; der wasserreiche Dschelamstrom durchfließt an dessen Westfuß den Mularsee und ist von der Hauptstadt Dschamu bis zu diesem See schiffbar. Die Hauptindustrie im Kaschmirtal ist die weltberühmte Weberei von Schals, zu denen teils die Unterhaare der zahmen Kaschmirziege, teils die wilden Ziegen Tibets den Stoff liefern.

Der Maharadscha von Kaschmir ist dem Vizekönig von Indien direkt unterstellt. Seine Einkünfte (67,450,000 Rupien) bestehen meist in Abgaben von Grund und Boden, dessen ausschließlicher Herr der Fürst ist. Er steht auch dem Gerichtswesen vor; doch ist das jetzt geltende Strafgesetzbuch nach dem Muster des britisch-indischen abgefaßt. Kaschmir stellt ein Heer von nahezu 20,000 Mann mit 96 Geschützen. Das Land, von manchem Gelehrten für die Wiege des Menschengeschlechts erklärt, wurde einst gleich den Indus- und Gangesländern durch arische Nomaden kultiviert. Die Inder eroberten es später. Nach vielen Schicksalen, die es auf kurze Zeit auch einmal zum Hauptland Nordindiens machten, wurde es eine Provinz im Reiche des Großmoguls. 1819 kam es unter die Herrschaft der neugegründeten Sikhmonarchie. Als die Engländer in Krieg mit den Sikh gerieten, schlossen sie mit Ghulab Singh, dem Radscha von Dschamu, einen Freundschaftsvertrag. Auf Grund desselben überwiesen sie nach ihrem Sieg über jene das ihnen zugefallene Kaschmir als selbständiges Fürstentum dem Radscha gegen Zahlung von 15 Millionen Mark, während der Fürst gleichzeitig in ein Vasallenverhältnis zur britischen Krone trat. Der heutige Maharadscha von Kaschmir, Pertab Singh (siehe S. 97), ein Enkel

Photogr. Johnston & Hoffmann, London.

Der Maharadscha von Gwalior.

Ghulab Singhs, erfreut sich nicht mehr ganz der diesem eingeräumten Selbständigkeit, da seit dem drohenden Vordringen der Russen in Zentralasien der Besitz Kaschmirs für die Engländer eine neue Bedeutung bekommen hat. Es ist jetzt ein Staatsrat eingesetzt, der sich mit dem britischen Residenten in allen wichtigen Fällen zu verständigen hat. Die Dynastie ist indischer Herkunft, doch zählt die Mehrzahl der Untertanen zum Islam.

Unabhängig von der Herrschaft der Mogulkaiser hat sich immer Nepal zu erhalten gewußt, das im Osten von Kaschmir und nördlich von der Gangesebene im Himalaja sich ausdehnt und Bengalen von Tibet und der Machtsphäre Chinas scheidet. Der Maharadscha von Nepal ist unter den von uns abgebildeten Scheinfürsten (siehe S. 99) auch derjenige, der der englischen Regierung am unabhängigsten gegenübersteht. Der Maharadscha ist kein Vasall Großbritanniens; er ist vielmehr an China tributpflichtig, aber ein englischer Resident hat in der Hauptstadt Kathmandu seinen Sitz, der die von der britisch-indischen Regierung sorgfältig gepflegten Beziehungen mit dem kriegerischen Staate unterhält. In alter Zeit war Nepal lange von einer Radschputendynastie beherrscht; 1767 gelangte die jetzt regierende Sahifamilie aus dem kriegerischen Ghorkastamm auf den Thron. In einem langen Kriege mit China wußte Nepal seine Selbständigkeit zu behaupten. 1801 erreichte die Britisch-Ostindische Kompanie die Zulassung eines diplomatischen Vertreters in Kathmandu, der aber schon 1804 wieder abberufen wurde. Als zwischen 1804 und 1812 die englischen Grenzdistrikte wiederholt von Nepal aus überfallen wurden, kam es 1814 zum Kriege, der 1816 mit der Abtretung von Kamaon und Garhwal an England endete. Seit der

Revolution des Dschang-Bahadur, eines Untergenerals von der Grenze, und deren Sieg, kam die eigentliche Herrschaft an diesen und sein Geschlecht, und die Engländer verstanden es vortrefflich, ihn für sich zu gewinnen, so daß er ihnen 1857 während des Sipoyaufstandes ein Hilfskorps sandte.

Wir haben von den vielen gegenwärtig noch existierenden ostindischen Scheinfürsten noch zwei der mächtigsten berücksichtigt, den Nizam von Haidarabad und den Maharadscha von Gwalior. Die Geschichte dieser indischen Reiche ist mit dem Entwicklungsprozeß der britischen Herrschaft in Zentralindien aufs innigste verflochten.

Haidarabad mit der gleichnamigen Hauptstadt am Fluß Musi ist der größte der Vasallenstaaten im Dekhan. Bei einem Umfang von 214,179 Quadratkilometer grenzt es nach Westen und Osten an die Präsidentschaften Bombay und Madras, mit deren Hauptstädten an der Küste es durch Eisenbahnen verbunden ist. Unterhalb der nördlichen Gebirge erfreut sich das Tafelland einer guten, teils natürlichen, teils künstlichen Bewässerung und bringt reiche Baumwoll-, Reis-, Mais- und Weizenernten. Auch Zuckerrohr, Indigo, Sorghum, Wein, Melonen, Ananas gedeihen. Haidarabad ist ein altindischer Kulturstaat; die hier erzeugten Goldstickereien und Metallgeräte sind berühmt von alters her. Das Reich, um 1294 durch den kühnen Eindringling Ala ed-din aus dem turkotatarischen Hause der Khildschi von Dehli dem Islam erobert, kam nach mancherlei Schicksalen unter die Herrschaft der Großmogule. 1717 machte sich der vom Großmogul Farruchsiyar unter dem Titel Nizam ul Mulk (Ordner des Staates) zum Vizekönig ernannte Turkmene Asaf Dschah unabhängig; er behauptete sich auch gegen

die Mahraten und wurde Gründer der noch jetzt regierenden Dynastie. Bedeutung gewannen die Nizams im Streit zwischen den Engländern und Franzosen um die Oberherrschaft in Indien. 1766 mußte Haidarabad den Engländern das Mündungsgebiet des Godawari abtreten, und wenn auch Geldentschädigung gegeben und zwischen dem Nizam und der Ostindischen Kompanie ein ewiger Freundschaftsvertrag geschlossen wurde, geriet das Reich in der Folge in immer größere Abhängigkeit von der letzteren. 1860 stellte der Nizam seine Nordprovinz Berar unter englische Verwaltung als Unterpfand für Bezahlung der Kosten des Truppenkontingents, zu dessen Stellung er verpflichtet war. Der Überschuß über die Kosten der Verwaltung der öffentlichen Arbeiten und des Hilfskorps wird dem Nizam, der gleich dem englischen Residenten in der gewerbreichen Hauptstadt Haidarabad seinen Palast hat, ausbezahlt. Der Fürst Mir Sir Mahbab Ali Khan Fatih Dschang, der minderjährig zur Regierung kam und jetzt vierzig Jahre zählt, nimmt in der anglo-indischen Rangliste den obersten Platz ein. Die Bevölkerung von etwa 12 Millionen Einwohnern besteht der großen Mehrzahl nach aus Hindu; die eine starke Million umfassenden Mohammedaner bilden die herrschende Kaste, und ihr gehört der Fürst an. Die Engländer haben die Hauptstadt mit Bastionen befestigt und in der Nähe an einem größeren der zahlreichen künstlichen Seen die stärkste ihrer militärischen Stationen in ganz Indien, Sikandarabad, angelegt, in deren Kantonnements gegen 9000 Mann ihre Garnison haben.

Zur stärksten Festung seines indischen Reiches hat England Gwalior, die Hauptstadt des gleichnamigen Berglandes gemacht, das sich von Zentralindien her

Der Susuhunan von Surakarta.

zwischen Dehli und Benares nordwärts vorschiebt. Es ist Besitztum des Mahratengeschlechts der Sindia, das seit 1724 das heute 75,281 Quadratkilometer mit rund 3 Millionen Einwohnern (90 Prozent Hindu, 4,5 Prozent Mohammedaner und 5 Prozent Naturanbeter) umfaßt. Die Hauptstadt mit dem großen Palast des Maharadscha liegt 161 Meter ü. M. am Ostabhang eines freistehenden, 104 Meter hohen, oben 1895 Meter langen und 609 Meter breiten Felsens, den ungemein starke Festungswerke bedecken. Einst gehörte Gwalior wie Baroda, Indor und andere kleinere Nachbarstaaten zum großen Reich der Mahraten, dessen republikanische Verfassung in der Würde des Peischwa gipfelte. Doch dieser kriegerische Stamm, den die Mogulkaiser sich nie auf Dauer zu unterwerfen vermochten und dessen Eroberungen oft tief ins Pandschab und ins Reich des Nizam griffen, verlor seine Macht durch die Uneinigkeit seiner Großen, nachdem die Niederlage bei Panipat, wo 200,000 Mahraten gegen Ahmed Schah fielen, der Macht des Peischwa einen Stoß gegeben, von dem sie sich nie wieder erholte. Diese Uneinigkeit machte sich die Englisch-Indische Kompanie in den langen Kämpfen zu nutze, durch die sie sich das Reich unterwarf. 1780 wurde die alte Feste Gwalior durch Major Popham gestürmt. Der Sindia machte seinen Frieden auf Grund eines Freundschaftsvertrags mit der Kompanie. 1844 mußte Gwalior zur Strafe für selbständige Thronfolgeregelung Ländereien abtreten. Im Krieg von 1857 ließ der Sindia seine Truppen zu den Engländern stoßen und erhielt zum Lohne neue Gebiete. Im Kriege gegen Afghanistan bot der Herrscher von Gwalior den Engländern Hilfstruppen an; zum Dank zog England unterm 2. Dezember 1885 seine Besatzung aus der Feste Gwalior

Die kaiſerliche Gemahlin des Suſuhunan von Surakarta.

zurück. Der seit 1886 regierende Sindia (geb. 1876) erhielt 1895 die Würde eines Großkommandeurs des Sterns von Indien. Er ist der britischen Regierung tributpflichtig und zahlt von seinen 138 Millionen Rupien betragenden Einkünften einen verhältnismäßig geringen Beitrag zu den Unterhaltungskosten einer Truppe von 16,050 Mann Infanterie, 6058 Mann Kavallerie und 604 Mann Artillerie. Zu Gwalior gehören außer dem unmittelbaren Gebiet noch sieben kleine, ihm tributpflichtige Fürstentümer.

Die von uns gewählten Repräsentanten aus der großen Zahl der ostindischen Scheinfürsten lassen deutlich erkennen, wie sehr verschiedengradig die Abhängigkeit ist, in welcher die einzelnen Vasallenstaaten zu der britischen Oberhoheit stehen. Die größten und wichtigsten Gebiete des 1858 von der Ostindischen Kompanie an die Krone übergegangenen britisch-indischen Reiches, das unter einem Generalgouverneur mit dem Rang eines Vizekönigs steht, und 1877 zum „Indischen Kaiserreich" erhoben wurde, sind übrigens in unmittelbarem Besitze Englands. Es gehören dazu Bengalen mit der Hauptstadt Kalkutta, Pandschab, Madras, Bombay, Berar, und sie bilden nahezu die Hälfte von Indien. Einige dieser Provinzen werden direkt vom Vizekönig verwaltet, Madras und Bombay von Gouverneuren, Bengalen, Pandschab, die Nordwestprovinzen mit Audh von Leutnant-Gouverneuren. Die einheimischen Fürsten, deren Zahl 601 beträgt, besitzen nur zum vierten Teil erblichen Rang. Die britische Regierung läßt den Fürsten in der Verwaltung ihren Untertanen gegenüber ziemlich freie Hand, überwacht dieselben aber durch die für jeden Hof bestellten Residenten. —

Ganz ähnlich wie die Engländer in Ostindien haben

es die Holländer in ihrem Kolonialreich im Indischen Archipel gehalten. So führen der Kaiser von Surakarta und seine Gemahlin auf Java ihre hohen Titel nur von Hollands Gnaden. Java, die reichste und am stärksten bevölkerte der Großen Sundainseln, ist der Hauptsitz der niederländischen Herrschaft in Indien. Es ist 125,622 Quadratkilometer groß und hat 26 Millionen Einwohner malaiischen Stammes, während die Zahl der europäischen Kolonisten nur 52,000 beträgt. Unter den Priestern befinden sich viele Araber, seitdem im 14. Jahrhundert der Islam auf der Insel den Buddhismus verdrängte. Die bedeutendsten Städte sind Batavia mit 115,000, Surabaja mit 125,000 und Surakarta mit 105,000 Einwohnern. Surakarta hat man als Residenz dem Abkömmling der alten Dynastie überlassen, die früher ganz Java beherrschte, und der noch immer den Titel eines Kaisers mit dem Beinamen Susuhunan, „Nagel der Welt", führt. Tatsächlich hat er nur noch die Scheinherrschaft über eine der 23 Residentschaften, in welche Java geteilt ist.

Der nach ihm mächtigste Scheinfürst auf Java ist der Mangkoe Negoro in Dschokdschokarta. Diese Fürsten werden durch vielerlei Mittel von Holland in der größten Abhängigkeit gehalten, und der Wille des einen wird beständig gegen den Willen des anderen ausgespielt. Das wird gegenwärtig eher erleichtert als erschwert durch die Tatsache, daß von den vielen Gemahlinnen des Susuhunan die eigentliche Kaiserin die Tochter des Mangkoe Negoro ist. Nur ein Sohn der im Range die anderen Frauen des Susuhunan weit überragenden fürstlichen Gemahlin hat das Recht auf Nachfolge. Die gegenwärtige noch sehr jugendliche Kaiserin von Surakarta hat dem „Nagel des Weltalls"

noch keinen Thronerben geſchenkt. Der Reſidenzpalaſt des Fürſtenpaares, das Kraton, iſt von doppelten Mauern umgeben; er iſt von den Kanonen des ſtarken Forts beherrſcht, deſſen Wälle die breiten offenen Straßen der Stadt Surakarta überragen. Ein höchſt umſtändliches Hofzeremoniell muß den Kaiſer für den Mangel jeder Selbſtändigkeit als Herrſcher entſchädigen; die eigentlichen Regierungsgeſchäfte beſorgt der niederländiſche Reſident, der offiziell „Vater des Kaiſers“ betitelt wird.

Finſtere Gewalten.

Novelle von F. Clemens.

(Nachdruck verboten.)

1.

Profeſſor Rollenhagen blickte unruhig nach ſeiner Uhr. Seine, des berühmten Nervenarztes, Sprechſtunde war bereits längſt überſchritten, die Kranken ſeiner vor der Stadt gelegenen Klinik harrten gewiß ſehnſuchtsvoll ſeines Beſuchs, aber der im Wartezimmer noch befindliche Herr ſaß dort ſchon ſeit Stunden. Er konnte ihn unmöglich ungehört gehen laſſen.

Seufzend öffnete der Profeſſor die Tür und forderte den Wartenden mit einer Handbewegung zum Eintritt auf.

Dieſer erhob ſich ſofort und trat mit höflichem Gruße ein. Es war ein noch junger Mann von hoher, ſchlanker Figur mit kaſtanienfarbenen, in üppiger Mähne herabfallenden Haaren, braunen Augen und weicher Samthaut; alles in allem zeigte er ein ſympathiſches, aber etwas weichliches Geſicht, in welchem nur die edelgeformte Naſe ein charakteriſtiſches Merkmal bildete.

„Bitte, nehmen Sie Platz," begann der Profeſſor,

auf einen Stuhl zeigend, worauf er mit einem Blick auf das wallende Haar, den schneeweißen Tennisanzug, die blitzenden Ringe und die langen muskulösen Finger hinzusetzte: „Sie sind Künstler?“

Der Fremde verneigte sich bejahend.

„Musiker?“

„Ganz recht. Mein Name ist Brandis — Eugen Brandis.“

Professor Rollenhagen schien überrascht und musterte seinen Besucher mit einem Zuge anderen als bloß beruflichen Interesses. „Der berühmte Klaviervirtuose also?“

Bescheiden verneigte sich der Künstler.

„Freut mich, Sie kennen zu lernen,“ rief der Professor, der ein großer Musikfreund war. Doch, sich sogleich verbessernd, fügte er hinzu: „Das heißt, die Freude erstreckt sich nur auf den Anblick Ihrer Persönlichkeit, denn gerade hier in meinem Sprechzimmer Ihre Bekanntschaft zu machen, bereitet mir weniger Vergnügen, weil dieser Umstand mir die Mutmaßung nahe legt, daß Sie leidend sind. Ist es so?“

Eugen Brandis verneinte. „Nicht um meinetwillen bin ich hier, Herr Professor. Es handelt sich vielmehr um eine andere Person, deren Schicksal mir am Herzen liegt. Darf ich mir zunächst einige Fragen erlauben?“

Der Arzt bekundete durch ein kurzes Verneigen seine Bereitwilligkeit zu antworten und ließ sich dem Fremden gegenüber an seinem Schreibtisch nieder.

„Glauben Sie an Kleptomanie?“

„An Kleptomanie?“ Der Arzt machte ein erstauntes Gesicht.

„Nun ja — ich meine — man erkannte früher doch das Vorhandensein eines besonderen Stehltriebes an, wie man auch von einer Mord- und Brandmanie und

ähnlichem sprach. Die neuere Wissenschaft stellt nun, wie ich gehört, die Möglichkeit einer derartigen krankhaften Veranlagung in Abrede."

„Das durchaus nicht," erwiderte der Professor. „Nur ist man heute nicht mehr der Meinung, daß es sich bei den in jenes Gebiet schlagenden Erscheinungen um die Störung der Geistestätigkeit in einer ganz bestimmten Richtung handelt. Isolierte Triebverkehrtheiten, wie Pyro- oder Kleptomanie, Mordmanie und so weiter, kommen nicht vor. Wo derartige Phänomene scheinbar zu Tage treten, da sind sie sicherlich nur eines von vielen Symptomen einer allgemeinen geistigen Erkrankung."

„Sie sagen also, daß es nicht möglich ist, daß jemand mit einem unwillkürlichen Trieb, zum Beispiel zu stehlen, behaftet, im übrigen aber völlig geistig intakt sein kann?"

„Das sage ich, und das sagt die heutige Wissenschaft. Wo scheinbar ein Hang zum Stehlen oder eine andere Triebverkehrtheit hervortritt, da sind sicher auch andere geistige Funktionen in Unordnung. Doch ist es immerhin möglich, daß die übrigen Störungen nicht augenfällig genug sind, um sich so aufzudrängen wie gerade der eine Trieb, und diese Tatsache hat zur Hypothese der Einzelmanien Veranlassung gegeben. Auch ist nicht zu leugnen, daß bei vorhandener erblicher Belastung oder sonstiger krankhafter Veranlagung infolge einer zu schwachen oder zu nachlässigen Erziehung der eine oder andere Trieb sich zu besonderer Stärke entwickeln kann."

Brandis dachte einige Augenblicke nach. Dann sagte er: „Ihre letzte Argumentation befriedigt mich. Sie reicht hin, zu erklären, was ich Ihnen zu unterbreiten beabsichtige. Darf ich Ihnen den Fall, wegen dessen ich Ihren Rat erbitten möchte, vortragen?"

„Bitte."

„Also hören Sie. Vor etwa anderthalb Jahren gab ich ein Konzert in Heringsdorf. Der elegante Spiegelsaal war überfüllt, wie über ein wogendes Meer schaute ich im Vorbeischreiten über das tausendköpfige Publikum. Plötzlich fesselte meinen Blick eine mit seltenen äußeren Reizen ausgestattete weibliche Gestalt in der ersten Stuhlreihe. Die junge Dame, deren Alter ich auf höchstens achtzehn Jahre schätzte, fiel mir zuerst auf durch ihr wunderbares Haar — es glänzte wie reinstes Gold in der elektrischen Beleuchtung des Saales. Unter seinem Schirm erhoben zwei Märchenaugen von dunklem gesättigten Veilchenblau wie halb scheu den Blick — einen so schüchtern lieblichen, ja schwermütigen Blick, daß man fast in das Innere einer schönen Seele zu sehen vermeinte, wenn man sich in ihn versenkte. Dann das zarte Oval ihres Gesichts, der schneeige Hals, die schlanke, edle Figur — genug, die Form war entzückend und wohl wert, das Auge auf sich zu ziehen. Und ihre Seele? Unwillkürlich streifte mein Blick in jeder Pause die entzückende Erscheinung, den Eindruck zu erhaschen, den mein Spiel auf sie hervorgebracht: ich sah ihre Augen je nach Wirkung und Inhalt meiner Darbietungen verändert, bald leuchtend in Begeisterung, bald verklärt von wehmütiger Lust, bald innig bewegt wie von einer heiligen, edlen Trauer! — Ich weiß nicht, warum ich durch sie so magisch angezogen ward. Noch nie hatte bis dahin ein Weib einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht. Von Stund' an konnte ich Felicitas v. Hagen nicht mehr aus meinen Gedanken los werden.

Zwei Tage später erblickte ich sie am Strande wieder — zum Glück in Gesellschaft eines Freundes, des Amtsgerichtsrats Falkner aus Berlin. Dies bot mir

Gelegenheit, ihre Bekanntschaft zu machen. Wir wurden einander vorgestellt, und ich sah bei Nennung meines Namens einen Blitz befriedigten Interesses in ihren Augen. Ich teilte ihr mit, daß ich mich ihrer aus dem Konzert erinnere — sie habe mir gewissermaßen als Thermometer meines Spiels gedient. Der Scherz fand eine freundliche Aufnahme, er leitete uns auf die Pfade der Musik, in deren verschlungenen Irrgängen wir bald wandelten. Wir sprachen beide mit Lebhaftigkeit und Feuer, jeder fühlte, daß des anderen ganze Psyche sich in die Worte ergoß.

Am nächsten Tage trafen wir wieder zusammen. Sie kam mit ihrem Vater, dem Landkammerrat v. Hagen, dem sie mich vorstellte. Auch er verehrte meine Kunst und offenbarte sich als einer meiner Bewunderer; so war auch hier die Anknüpfung gefunden und die Unterhaltung rasch im Gange. Doch bemerkte ich damals schon sowohl auf den Zügen der Tochter, als auf denen des Vaters eine Art schwermütigen Ernstes, den ich mir nicht zu erklären vermochte. Wie ich erfuhr, lebte der alte Herr in sehr guten Verhältnissen. Seine Gattin ruhte schon viele Jahre im Grabe, also konnten weder er noch Felicitas ihren Verlust frisch genug empfinden, als daß dadurch mehr als ein momentan wirkendes Gefühl stiller Wehmut hervorgerufen worden wäre. Auch fiel mir auf, daß sie nie allein ausging. Das erste Mal traf ich sie mit Falkner, der mit der Familie verwandt war, die anderen Male ausschließlich mit ihrem Vater oder einer Freundin.

Ich hatte Heringsdorf sogleich nach dem Konzert verlassen wollen, nun blieb ich, wo ich war, und lebte nur für die Stunde, die ich täglich mit Felicitas zu plaudern pflegte. Ich will Ihre kostbare Zeit nicht mit der Darstellung eines für mich allein wichtigen

Vorgangs in Anspruch nehmen: genug, unsere Bekanntschaft vertiefte sich bald zur innigen Freundschaft, die Stunden unseres Zusammenseins mehrten sich, bis ich fast von Vater und Tochter unzertrennlich war. Unmöglich konnten ihr die Symptome meiner sich bald zur Leidenschaft auswachsenden Neigung entgehen, und ich glaubte bald die Erwiderung meiner Liebe, bald einen zärtlichen Kummer, bald eine lodernde Unruhe in dem Ausdruck ihrer Augen zu entziffern.

Zuletzt las ich nur noch Unruhe, die sich oft zur stürmischen Aufregung zu steigern schien — eine sonderbare Scheu prägte sich in ihren Blicken, ihren Worten, ihrem Benehmen aus; sie hatte bisher so oft meinen Arm genommen, jetzt wies sie ihn zurück, sie mied und suchte doch wieder meine Gesellschaft; ich erblickte in ihren Augen oftmals Spuren von Tränen. Was sollte das alles bedeuten? Ich ertrug diesen Zustand folternder Ungewißheit nicht mehr — ich mußte Gewißheit haben, mußte sprechen.

Ich eilte, den einmal gefaßten Entschluß auszuführen, um nicht den Mut wieder zu verlieren. Ich wußte, ich würde sie um die Zeit der Dämmerung in ihrer Wohnung allein finden, und begab mich auf der Stelle dahin. Sie empfing mich freundlich, aber mit Zurückhaltung. Ohne mich dadurch abschrecken zu lassen, bekannte ich ihr meine Gefühle, und mein Herz jubelte, denn bei dem entscheidenden Wort zuckte ein Blitz des Entzückens in ihren Augen auf, und ihr Blick haftete einen Augenblick auf mir wie mit inbrünstigem Verlangen — aber nur einen Augenblick, dann erlosch plötzlich die Flamme in ihrem Antlitz, die eben noch hochroten Wangen erblaßten, die alte Unruhe sprach aus ihren reizvollen Zügen.

So jäh wie die ihren wechselten natürlich auch

meine Empfindungen. Eben noch auf dem Gipfel des Glücks, befand ich mich wie durch Zauberschlag in einem Abgrund, aus dem kein Rettungspfad nach der Höhe führte.

‚Was — was ist Ihnen, Felicitas?‘ stammelte ich bestürzt. ‚Habe ich Sie überrascht?‘

Sie schüttelte stumm den Kopf. Ich näherte mich ihr, versuchend ihre Hand zu fassen — sie trat einen Schritt zurück.

‚Felicitas — Ihre Blicke ließen mich hoffen, ich würde keine Fehlbitte tun. Habe ich Sie durch meinen Antrag verletzt?‘

‚Nein, o nein —‘

‚Sie lieben einen anderen?‘ rief ich verzweiflungsvoll.

‚Nein, gewiß nicht!‘ preßte sie unter strömenden Tränen hervor, in einem Tone, der mehr enthielt als die bloße Verneinung meiner Frage, es lag darin mehr das Geständnis des Gegenteils. Jedenfalls wirkte dieses ‚Nein, gewiß nicht‘ auf mich gleich einer Liebesbeteuerung, und mit den jauchzenden Worten: ‚Sie lieben mich also, Felicitas!‘ gab ich dieser meiner Überzeugung Ausdruck.

Sie antwortete nicht, aber sie verbarg ihr Antlitz in den Händen und weinte.

‚Felicitas — was ist Ihnen? Sie lieben mich — also müssen Sie die Meine werden!‘

‚Niemals!‘ kam es wie in zitternder Furcht aus ihrem Munde.

‚Sie lieben mich nicht?‘

Eine heftige abwehrende Bewegung, ein neues Schluchzen.

‚Wenn Sie mich aber lieben, warum wollen Sie mir nicht angehören?‘

‚Ich kann, ich darf nicht — ich darf niemals einem Manne angehören!‘

‚Felicitas —‘

‚Niemals — nun wissen Sie es. Gehen Sie! Um Gottes willen, gehen Sie — gehen Sie aus Erbarmen mit mir!‘ Damit stürzte sie aus der Tür.

Ich ging, ohne zu wissen, was ich von dem Auftritt denken sollte. Sie liebte mich offenbar, und doch verweigerte sie mir ihr Jawort. War das nur die Laune eines verzogenen Mädchens? Nein, denn ihre Züge, ihre Tränen verkündeten einen tiefen Schmerz, ein großes Unglück. Hier waltete ein Geheimnis ob — aber welches?

Nach längerem Nachdenken beschloß ich, mich dem Vater, dem Landkammerrat v. Hagen, anzuvertrauen. Ich tat es am anderen Nachmittage, wo ich ihn am Strande traf, und zwar ohne seine Tochter. Natürlich galt meine erste Frage ihr. Er erwiderte: ‚Felicitas ist heute nicht in der Lage auszugehen‘ mit solchem kummervollen Ernste, daß ich nicht zweifeln konnte, er wisse von meinem Antrag und seinem Ausgang.

Ich irrte mich nicht. Der alte Herr war von allem unterrichtet. Ich brauchte nur wenige Worte zu sprechen, da unterbrach er mich und sagte, meine Hand ergreifend: ‚Ich weiß alles, Herr Brandis — Sie tun mir leid, Sie und auch Felicitas. Aber vielleicht hat sie recht.‘

‚Warum? Hat sie etwas an mir auszusetzen?‘

‚An Ihnen? Nein.‘

‚An mir also nicht, an sich selbst doch wohl erst recht nicht?‘

Er nickte trübe. ‚Felicitas liebt Sie, Herr Brandis, ich weiß es aus ihrem eigenen Munde. Sie ist unendlich unglücklich, daß sie nicht die Ihre werden kann

— o, Ihr Antrag hätte das arme Kind so selig gemacht!'

‚Aber warum in aller Welt kann sie ihn denn nicht annehmen?'

‚Sie ist krank,' antwortete er leise.

‚Krank? Felicitas? Sie blüht wie eine Rose —'

‚Seelisch krank ist sie.'

‚Seelisch? Herr Landkammerrat, ich beobachte sie seit Wochen — sie ist so lieb und gut wie ein Engel!'

Er holte tief Atem, dann beugte er sich zu mir herüber und flüsterte aufgeregt: ‚Ich will Ihnen die volle Wahrheit sagen. Die Sache ist ohnedies kein Geheimnis in den uns näherstehenden Kreisen: mein armes Kind leidet an Kleptomanie!'

Im höchsten Entsetzen wich ich zurück. Auf eine schwere psychische Erkrankung war ich gefaßt, aber nicht auf eine in den Augen der Welt mit so großem und berechtigtem Mißtrauen betrachtete moralische Verirrung. Teilte ich doch selbst bis dahin dieses Mißtrauen, denn ich erblickte in dem Begriff der Kleptomanie nur eine Verschleierung für die mit den Diebstahlsparagraphen im Widerspruch stehenden Handlungen der gebildeten und wohlhabenden Stände. Und doch — wenn ich mir das Bild meiner Felicitas vor den Geist rief, wie ich sie kennen gelernt und immer gefunden: niemals konnte hinter dem reinen Blicke dieser klaren Augen eine verworfene Seele wohnen. Hier konnte nicht von Perversität die Rede sein, sondern nur von einem jener unerklärlichen Phänomene des Seelenlebens, welche die Wissenschaft zwar festzustellen, aber nicht zu erklären vermag.

Ihr Vater bemerkte meine Bestürzung, die er für Abscheu hielt, und fügte traurig hinzu: ‚Da sehen Sie an der Wirkung auf sich selbst, was diese Tatsache be-

deutet, Herr Brandis. Sie wissen nun, daß meine Tochter nicht heiraten darf — und niemand, der die Wahrheit erfährt, würde wohl auch geneigt sein, mit ihr vor den Altar zu treten.'

‚Und doch ist sie so gut, so edel!' murmelte ich verwirrt.

‚Ja, das ist sie!' rief er lebhaft. ‚Edel und gut! Zweifeln Sie nicht daran! Sie ist selber am unglücklichsten über ihr Leiden, denn so muß ich es nennen. Sie kämpft mit aller Kraft dagegen, aber was bedeutet der menschliche Wille gegenüber dem Übermaß mysteriöser Gewalten? Der Gelegenheit aus dem Wege gehen, ist hier die Hauptsache, und das tut Felicitas — sie geht nur noch in meiner Begleitung oder derjenigen einer anderen eingeweihten Person aus. Denken Sie aber nicht, daß ihre Leidenschaft sie fortreißt, etwa alles an sich zu nehmen, was ihr unter die Hände kommt. Es kommen nur ganz selten Rückfälle des Übels vor — der letzte ereignete sich vor zwei Jahren. Und zwar handelt es sich stets nur um Gegenstände, von denen ein Glänzen, Blitzen und Leuchten ausgeht, um Schmucksachen und Pretiosen. Alles andere ist sicher vor ihren Händen. Und auch diese eignet sie sich nicht an, um sie zu besitzen, nicht aus Habgier oder auch nur aus Lust am Besitz. Im Gegenteil — sie folgt einem unüberwindlichen Drange des Augenblicks, ist derselbe gestillt, so fängt der Gegenstand ihr förmlich in der Tasche zu brennen und zu glühen an. Sie eilt aufgeregt und weinend nach Hause, verwünscht ihr Geschick, gesteht mir unter heißen Tränen ihr Unglück und bittet mich, es sofort wieder gutzumachen. Das tut doch keine Diebin, nicht wahr?'

‚Gewiß nicht,' erwiderte ich, mehr und mehr aufatmend. ‚Und so selten sind die einzelnen Fälle?'

‚Ganz selten — seit acht Jahren sind nur drei Rückfälle zu verzeichnen.‘

‚Und zwei Jahre ist sie ganz verschont geblieben?‘

‚Jawohl.‘

‚So ist doch Hoffnung vorhanden, daß sie ganz befreit wird?‘

Er zuckte seufzend die Achseln. ‚Ich weiß es nicht. Ein Vater hofft immer.‘

‚Daß hier jedes perverse Motiv mangelt, erhellt schon aus der besonderen Art der von ihr bevorzugten Gegenstände,‘ fuhr ich nach einer längeren Pause fort. ‚Das Blitzende übt auf zahlreiche Individuen, ja auf ganze Völkerschaften einen eigentümlichen Reiz aus. Wann hat sich bei Ihrem Fräulein Tochter dieser Drang zuerst geäußert?‘

‚Bereits als Kind. Ihre Mutter gab der Kleinen stets ihren Ring, ihre Ohrgehänge, ihre Schmucksachen zum Spielen, um sie zu beschwichtigen. Das waren die auslösenden Ursachen. Allmählich gewöhnte sich das Kind so an diese Art Spielzeug, daß es dasselbe allem anderen vorzog und danach griff, wo es dessen nur habhaft werden konnte. Wir taten alles, um seine Neigung auf andere Dinge zu lenken. Die teuersten Spielsachen wurden angeschafft — umsonst! Felicitas wollte nur Glänzendes und Blinkendes. Was uns anfangs Vergnügen machte, ward bald zum Gegenstand unserer ernsten Sorge, als die Kleine im Alter von fünf Jahren einer sie besuchenden Gespielin heimlich einen Ring fortgenommen hatte. Damals begriff Felicitas noch kaum, was ein derartiger Akt bedeutete; wir ermahnten und belehrten das Kind unter Tränen und haben auch sonst nie Veranlassung gehabt, für es zu fürchten, nur in Bezug auf die erwähnten Sachen stellte sich mehr und mehr jene Manie heraus. Trotz-

dem hegten wir lange die beste Hoffnung, denn mit dem wachsenden Verständnis des Mädchens wurden ihre Verfehlungen immer geringer und gehörten schließlich zu den größten Seltenheiten. Eine Zeitlang hielten wir sie sogar für genesen, bis ein ganz unerwarteter Zwischenfall uns eines anderen belehrte.'

Wir schritten mehrere Minuten in niedergeschlagener Stimmung nebeneinander hin. Meine natürliche Antipathie gegen diese Art von Verirrung kämpfte einen schweren Kampf mit meiner Liebe. Aber die letztere blieb Siegerin. ‚Das arme Fräulein,' begann ich endlich, ‚wie bemitleidenswert sie ist! Es wäre schrecklich, wenn sie einem Fehler, an dem sie so unschuldig ist, ihr ganzes Lebensglück zum Opfer bringen müßte! — Herr Landkammerrat — trotz alles Vernommenen: ich halte meine Werbung um Felicitas' Hand aufrecht! Sprechen Sie mit ihr, reden Sie ihr zu, sich und mich nicht unglücklich zu machen — wir werden schon Mittel finden, mit dem Rest dieses Gebrechens fertig zu werden und Wiederholungen zu vermeiden. Wollen Sie?'

Er war Vater, und ein zärtlicher Vater. Er wußte, daß seine Tochter mich liebte, daß ihr Glück von unserer Vereinigung abhing. Sollte, durfte er da nein sagen? Doch hielt er es für seine Pflicht, noch einige Einwendungen zu machen; er gab mir anheim, seine Mitteilung in ernste Erwägung zu nehmen. Wenn ich nach drei Tagen noch derselben Meinung sei, wollte er mit Felicitas reden. Ich sah die Vortrefflichkeit seines Vorschlags ein und billigte denselben. — Natürlich war ich nach drei Tagen noch derselben Ansicht, ich drängte ihn, sein Versprechen zu halten. Indessen, es kostete keine geringe Mühe, und wir mußten alle unsere Beredsamkeit erschöpfen, um Felicitas zu gewinnen. Um meinetwillen weigerte sie sich hartnäckig,

sie wollte nicht den Mann, den sie liebte, in ihr Unglück hineinziehen. Endlich gab sie ihr Jawort unter der Bedingung, daß wir mit der Vermählung noch einige Zeit warten wollten, damit sie Vertrauen zu sich selber fassen könne. Über ein Jahr verfloß ohne einen Rückfall, so daß bereits drei Jahre seit ihrem letzten Fehltritt dahingegangen waren. Nun begann sie selber zu hoffen, ihre natürliche Heiterkeit trat wieder hervor, sie genoß jetzt erst das Glück ihres Brautstandes, und alle Vorbereitungen für die Hochzeit wurden getroffen. In einigen Tagen sollte dieselbe stattfinden — da empfing ich plötzlich einen Brief von ihr, der erschütterndsten, verzweifeltsten Selbstanklagen voll. Sie war bei Gelegenheit der Ausstattungseinkäufe ihrer alten Krankheit erlegen — diesmal war es eine Brosche, die sie sich angeeignet, und obwohl dieselbe von ihrem Vater nebst angemessener Entschädigung noch in derselben Stunde zurückgebracht wurde, raubte der Vorfall meiner armen Braut doch alle Fassung und alles Vertrauen. Nun sei alles vorüber, schrieb sie mir, niemals werde sie mich zu einer Ehe verurteilen, die mir nur Schimpf und Schande bringen werde. Meine Liebe sei zu schwach gegen ihr Unglück. Sie sandte mir den Ring zurück und entband mich aller meiner Verpflichtungen. Auch ich geriet in einen Zustand der Verzweiflung, denn in der langen Zeit hatte sich meine Liebe immer mehr vertieft; ich wollte nicht von ihr lassen, unter keinen Umständen. Ich reiste sofort zu ihr, es kam zu ergreifenden Szenen.

Ich rief schließlich den Amtsgerichtsrat Falkner zu meiner Hilfe herbei. Er war ja in Hinsicht des Leidens des armen Mädchens eine Art Fachmann und hatte sich stets lebhaft für sie interessiert. Als wohlhabender Mann hatte mein Freund inzwischen seine amtliche

Laufbahn aufgegeben. Der Beruf des Richters befriedigte ihn nicht und für den eines Rechtsanwaltes, der von Jugend auf so viel Verlockendes für ihn gehabt, daß er sich dem Studium der Jurisprudenz gewidmet, fehlte ihm, wie er leider zu spät entdeckte, die Beredsamkeit. Das bekümmerte ihn tief, denn er besaß Gesetzeskenntnis, Wissen und Scharfsinn in hohem Maße. Aber was half ihm alles ohne eine geübte Zunge? Um doch wenigstens einigermaßen seiner Neigung zu leben, warf sich der Amtsgerichtsrat a. D. auf die juristische Schriftstellerei und arbeitete in der Phantasie verwickelte Probleme aus, die er in raffinierter Weise zu lösen verstand, oder gab sich dem Studium interessanter Fragen und schwieriger Prozesse hin, über die er sich in den Tageszeitungen und Journalen mit ebensoviel Geist als Sachkenntnis zu äußern wußte, dadurch den zuständigen Behörden manchen wertvollen Fingerzeig an die Hand gebend. Vielleicht ist er Ihnen bekannt, Herr Professor?"

Der Arzt nickte. „Ich habe manches von ihm gelesen. Es interessiert mich sehr, seine Ansicht über die Dame zu vernehmen. Was meinte er?"

„Er hielt den Fall für absolut nicht hoffnungslos und redete seiner Verwandten nach Kräften zu. Umsonst! Da geriet er auf einen Ausweg, an den keines von uns gedacht; ich sollte mit Ihnen als der zur Zeit bedeutendsten Autorität auf psychiatrischem Gebiete über ihr Leiden reden, und falls Sie sich davon Erfolg versprächen, sollte Felicitas in Ihrer Nervenheilanstalt Genesung suchen. Sie sollen sie mehrere Monate oder auch ein Jahr und länger — solange Sie es für nötig halten — beobachten, und von Ihrem Gutachten soll sie dann ihren weiteren Entschluß abhängig machen. Damit erklärte Felicitas sich einverstanden."

Der Künstler schwieg, sich erregt den Schweiß von der Stirn wischend. Mit angstvoller Frage suchte sein Blick denjenigen des berühmten Seelenarztes.

Dieser hatte die Erzählung ohne Unterbrechung angehört. Erst jetzt nahm er wieder das Wort. „Das ist ein trauriger Fall, Herr Brandis, der auch die menschliche Teilnahme eines Arztes erwecken muß. Um so mehr freue ich mich, Sie nicht aller Hoffnung von vornherein berauben zu müssen. Der Fall ist sehr leicht, es handelt sich offenbar nur noch um die letzten Symptome eines in seinen Hauptzügen überwundenen Nervenübels. Denn das steht fest: die Kleptomanie hat nur einen hervorstechenden Zug der geistigen Erkrankung Ihrer Braut ausgemacht. Die junge Dame ist vermutlich erblich belastet, das heißt entweder der Vater oder die Mutter oder eines der Großeltern ist nervös — wissen Sie, ob das stimmt?"

„Die Mutter soll hochgradig nervenleidend gewesen sein — sie ist auch sehr früh gestorben."

„Aha — da haben wir es ja! Ist Ihnen bekannt, ob das Fräulein als Kind nervös gewesen ist?"

„Sie soll als Kind schwach und zart und oft kränklich gewesen sein, hat auch ein paarmal in den ersten Jahren Krämpfe gehabt."

„Hat Ihre Braut noch Geschwister?"

„Nein — zwei Brüder starben in der Kindheit."

„Sicher ist sie auch sehr verwöhnt und verzogen worden? Als einziges und obendrein als schwaches Kind —"

„Das ist allerdings der Fall gewesen. Sie hat mir selbst unter Tränen gesagt, daß ihre Mutter ihr leider alles nachgesehen habe. Hätte man sie, wenn sie nach einem ihr gefallenden Gegenstand griff, tüchtig auf die Hände geschlagen, meinte sie, so würde sich der unselige Hang wohl nicht entwickelt haben."

„Stimmt. Es liegt hier also mehr ein Gewohnheitsübel als eine perverse Neigung vor. Ihre Braut besitzt als nervöse Dame an sich einen schwachen Willen, ihre Hemmungsvorstellungen versagen gegenüber einer stark auftretenden Versuchung. Es gelingt ihr vielleicht, aus zahlreichen ähnlichen Prüfungen als Siegerin hervorzugehen, aber nur wenn sie gut disponiert und mit allen moralischen Waffen ihrer Seele ausgerüstet ist. Und das ist bei den Menschen nicht immer der Fall; deshalb handelt auch jeder gesunde Mensch in derselben Lage nicht immer gleich. Man ist heute stärker, morgen schwächer. Auf alle Fälle führen Sie mir Ihr Fräulein Braut einmal zu, ich will sie selbst sehen und danach meine Entscheidung treffen, ob der Aufenthalt in meiner Anstalt irgendwelchen Erfolg verspricht."

„Darf ich sie morgen schon herbringen?"

„Sobald Sie wollen."

2.

Der Fall erregte das Interesse des berühmten Nervenarztes in ungewöhnlichem Maße, und mit mehr als wissenschaftlicher Neugierde sah er dem Erscheinen der jungen Dame entgegen. Das Vorkommen von wirklicher Kleptomanie oder einer Neigung zum Diebstahl bei sonstiger unanfechtbarer moralischer Integrität ist nicht häufig, in fast allen Fällen sind der einen Unart auch andere Triebverkehrtheiten oder sonstige Störungen der seelischen Tätigkeit zugesellt. Felicitas v. Hagen aber hatte nach der Schilderung ihres Bräutigams die Folgen einer vererbten nervösen Anlage und einer nachlässigen Erziehung bis auf den Rückstand einiger in langen Zwischenräumen auftretenden Anwandlungen überwunden und mußte trotz des Vorhandenseins dieses psychischen Defekts als rein und

tugendhaft gelten. Ein seltsamer Widerspruch — aber das Leben ist reich an den sonderbarsten Gegensätzen.

Vielleicht hatte der junge Künstler in seiner Liebe auch mit zu rosigem Pinsel gemalt, und das Auge des Arztes würde zu einem ganz anderen Resultate gelangen. —

Am nächsten Vormittag gegen elf Uhr hielt ein Wagen vor der Tür der Rollenhagenschen Klinik, welchem Eugen Brandis nebst einem anderen Herrn und einer verschleierten Dame von schlanker, anmutiger Figur und graziösen Bewegungen entstiegen. Professor Rollenhagen stand zufällig am Fenster — ein Blick auf die herrliche Erscheinung, die jetzt den Schleier zurückschlug, sagte ihm, daß der Künstler in keiner Weise übertrieben hatte. Das goldblonde Haar, die blauen, tiefen Augen, die vornehme Haltung, der kleine Mund, der edle und doch schwermütige Blick — alles deutete auf eine schöne Seele in würdiger Fassung und weckte die Sympathie jedes Betrachters, denn betrachten hieß hier bewundern.

Nein, in diesen Zügen wohnte kein unedler Trieb, dieses Antlitz war keine Maske! Liebevolle Teilnahme stieg in dem Herzen des Gelehrten auf.

Mit liebenswürdiger Miene empfing er die drei Besucher, in dem alten Herrn sehr richtig den besorgten Vater der Patientin vermutend.

Felicitas errötete beschämt, als der Professor ihre Hand ergriff und ihren Puls fühlte.

„Ich kenne bereits Ihre ganze Geschichte, gnädiges Fräulein," erklärte er dabei beruhigend, „ich brauche Sie nicht mit Fragen zu quälen. Nachdem ich Sie nun auch persönlich kennen gelernt, stehe ich nicht an, den mir durch Ihren Bräutigam unterbreiteten Vorschlag anzunehmen. Sie können sofort hier bleiben. Nach-

dem ich Sie beobachtet, werde ich Ihnen meinen Rat nach bestem Ermessen erteilen."

„Ich danke Ihnen, Herr Professor," nahm statt seiner Tochter der Landkammerrat das Wort. „Ihre Äußerung läßt mich hoffen, daß Sie eine dauernde Heilung meiner Tochter für möglich halten?"

„Gewiß — und ich gedenke alles zu tun, was mir die Wissenschaft in dieser Hinsicht an die Hand gibt."

„So sind in der Tat Mittel vorhanden?"

„Wir Ärzte dürfen niemals verzweifeln," erwiderte der Professor. „Einer körperlichen Stärkungskur bedarf es hier kaum, denn Ihr Fräulein Tochter ist das Urbild der Gesundheit; trotz alledem werden wir nicht unterlassen, die Nerven mit allen Mitteln der Wissenschaft zu kräftigen, mit Wasser, Elektrizität, Licht und so weiter. Mehr aber als hiervon verspreche ich mir von psychischen Einflüssen. In erster Linie muß die junge Dame versuchen, ihre Willensenergie zu stärken; wenn dies in Hinsicht auf andere Umstände geschieht, so tritt auch eine Rückwirkung auf ihre Krankheit ein. Sogar die Wirkung der Suggestion werde ich versuchen, wenn ich mir davon auch weniger Erfolg verspreche, da man mit der Suggestionstherapie bei den Psychosen bisher keine besonderen Resultate erzielt hat. Aber ich habe noch andere Mittel, die ich in unserem Falle für wirksam halte, da meines Erachtens hier keine physische Krankheit mehr vorliegt. In erster Linie wird es sich empfehlen, das Fräulein in den Besitz von so viel Schmucksachen zu bringen, als Sie nur immer schaffen können. Sie muß sich so viel wie möglich mit denselben beschäftigen, so viele davon tragen, als sich nur irgend anbringen lassen, so daß ihr Auge gegen den Anblick sich abstumpft, ja schließlich der äußerste Überdruß in ihr geweckt wird. Die Sachen können

ja später mit einigem Verlust wieder verkauft werden. Dadurch erzielen wir, daß der die Rückfälle bewirkende Reiz nicht mehr zur Auslösung gelangt."

„Das erscheint mir in der Tat als sehr aussichtsreich," rief der Landkammerrat entzückt.

Professor Rollenhagen lachte. „Homöopathie," versetzte er lebhaft nickend. „Das Fräulein hat gerade die Goldwarenläden immer ängstlich gemieden — das ist falsch, sie verliert auf diese Weise das Vertrauen zu sich selbst, und betritt sie dann einmal ein derartiges Geschäft, so wirkt die Furcht, sie werde ihrem alten Triebe unterliegen, autosuggestiv und wird zur Zwangsvorstellung, die dann gerade herbeiführt, was die arme junge Dame so fest entschlossen war, zu unterlassen. Am besten wäre es dann, wenn sie einmal unterlegen ist und die Reue sie erfaßt, den betreffenden Gegenstand, wenn er nicht zu teuer ist, sofort zu kaufen, um dem Akte das Unheimliche und Ungesetzliche zu nehmen. Dadurch erreicht sie die Befreiung ihres Gemüts von der darauf lastenden Angst, auch fällt die den alten Reiz immer wieder auslösende Furcht hinweg, weil sie sich jederzeit im Besitz der Möglichkeit weiß, gegebenen Falles aus dem Gegenstand, den ihr Inneres sie zu entwenden treibt, ihr rechtmäßiges Eigentum zu machen."

„Vortrefflich," stimmte Eugen bei, seiner Braut hoffnungsvoll zulächelnd.

„Das beste wäre," fuhr der Professor fort, „wenn das Fräulein selbst in einem Juwelier- oder verwandten Geschäft eintreten oder selber eines etablieren könnte. Dadurch würde die Abstumpfung des noch vorhandenen Triebrestes am sichersten erreicht. Das wird nun zwar leider nicht möglich sein — sehen wir also, was wir auf dem anderen Wege zu tun im stande sind."

Felicitas blieb in der Klinik des Professors Rollenhagen. Der Professor nahm am nächsten Morgen im Garten Gelegenheit, sich der jungen Dame anzuschließen und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Er sprach nicht von ihrem Übel, sondern von ganz anderen Dingen, von Kunst, Literatur, Politik, Gesellschaft, offenbar wünschte er ihre Ansichten über alles mögliche kennen zu lernen, um daraus einen sicheren Überblick über ihre psychischen Eigenschaften zu gewinnen. Erst zuletzt kam er auch auf die Ursache ihres Hierseins, ermahnte sie freundlich zu Geduld und Ruhe, da alle Aufregung über ihren Fehler die Neigung zu Rückfällen nur steigern werde.

Wie er vorher in Aussicht gestellt, versäumte man keine der üblichen therapeutischen Maßregeln zur Kräftigung ihres Nervensystems, mehr um die Kranke zu beruhigen und ihr Vertrauen zu sich selbst zu stärken, als weil man sich besonderen Nutzen davon versprach.

Und wirklich — schon der Gedanke, daß sie zur Heilung an diesem Orte und von lauter Personen umgeben sei, die ihren Zustand genau zu würdigen vermöchten, wirkte beruhigend auf Felicitas. Sie las Hoffnung aus den Blicken ihrer Ärzte, und der Widerschein dieser Hoffnung leuchtete in ihr selber. Professor Rollenhagen selbst schien sich von nun an gar nicht mehr um sie zu kümmern; während mehrerer Wochen sah sie ihn kaum, und dann wechselten beide nur einen flüchtigen Gruß. Daß er sie aber nicht vergessen hatte, erkannte sie an den Einrichtungen, die er in ihrem Interesse treffen ließ. Ihre nähere Gesellschaft bestand aus mehreren gebildeten Damen, die wegen hochgradiger Nervosität die Anstalt aufgesucht hatten. Sie kamen ihr mit großer Liebenswürdigkeit entgegen; daß sie aber vom Professor instruiert und

auch gebeten worden waren, zu ihrer Heilung beizutragen, bemerkte sie daran, daß alle in außergewöhnlichem Maße mit Schmuck überladen waren. Alles an ihnen blitzte, wenn sie im Garten mit ihr umhergingen oder sie in ihrem Zimmer besuchten. Selbst ihre Wärterin trug glänzende Ohrringe, mehrere Ringe an den Fingern, eine goldene Uhr und ein glitzerndes Armband.

Zuerst erfüllte ihre Beobachtung sie mit Beschämung und Wehmut. Da sie sich jedoch sagte, daß dieses Verfahren einen Teil der vom Professor angekündigten homöopathischen Behandlung bildete, beruhigte sie sich und lächelte sogar über diese Versuche, ihre krankhafte Neigung auf die Probe zu stellen. Nicht ein einziges Mal kam ihr der Gedanke, sich einen der ihr so präsentierten Schmuckgegenstände anzueignen, und auch die von ihrem Vater und ihrem sie allwöchentlich besuchenden Bräutigam gewidmeten Geschmeide und Kleinodien lösten keinerlei Reize der Befriedigung aus, obwohl sie, um ihrem Arzte Genüge zu leisten, sich täglich bis zum Überdruß mit ihnen beschäftigte. Weiß der Himmel, wo ihre Lieben alles herbrachten; der ganze Familienschmuck der Hagen, sowie der Brandis wanderte nach und nach in die Anstalt und in Felicitas' Hände.

Eugen fand seine holde Braut immer vertrauensvoller und dementsprechend heiterer — nicht der kleinste Rückfall war zu verzeichnen, trotzdem der Professor nach einigen Monaten noch einen — und einen recht gewagten — Schritt weiter ging. Felicitas wurde gebeten, seine eigene Gattin, mit der sie inzwischen näher bekannt geworden, bei ihren Einkäufen zu begleiten. Sie mußte ihr in alle Läden folgen, vorher vom Professor ermahnt, nur gar nicht an ihr Übel

zu denken und sich am besten gar nicht umzusehen, bis sie wieder so viel Unbefangenheit gewonnen habe, es ohne Schaden zu tun. So sah sich Felicitas gezwungen, selbst Juwelierläden zu besuchen, sogar schließlich im Auftrage des Professors ohne jede Begleitung. Sie war fest überzeugt, daß die Sachen, die sie angeblich und so häufig aussuchen mußte, noch am gleichen Tage wieder zurückwanderten, indem alles zwischen dem Arzt und dem Juwelier verabredete Spiegelfechterei sei, trotzdem erfüllte sie eine unendliche Genugtuung.

Auch der Professor schien zufrieden. Als Eugen Brandis eines Tages zum Besuch eintraf, nahm er ihn auf die Seite und sagte freundlich: „Werter Herr Brandis, Sie können Ihre liebe Braut nun getrost wieder mitnehmen. Sie erscheint mir völlig kuriert, ich glaube nicht, daß Sie jemals wieder über einen Rückfall betrübt sein müssen."

„Wie? Sie raten also —"

„Sich ruhig zu verheiraten und zwar recht bald, denn die Ungeduld malt sich in Ihren Zügen. Wenn Sie Fräulein Felicitas zu mir geleiten wollen, so will ich es ihr auf der Stelle selber sagen."

Eugen ließ sich das nicht zweimal sagen, und so vernahm Felicitas fünf Minuten später aus dem Munde ihres Arztes, daß er sie als geheilt entlasse und ihr den Rat gebe, ihrem armen Bräutigam sein Glück nicht länger vorzuenthalten.

„Selbstverständlich kann ich bei einem solchen Übel keine Garantie übernehmen wie etwa ein Maschinenfabrikant für die dauernde Funktion einer Maschine," meinte er lächelnd, „aber nach meiner festen Überzeugung ist Fräulein v. Hagen von ihrem Leiden befreit. Selbst wenn noch einmal ein Rückfall eintreten

sollte, so beweist das nichts gegen meine Prognose; dann müssen Sie nur nicht den Kopf verlieren, sondern dem Vorfall die größtmögliche Gleichgültigkeit entgegenbringen, um durch die Angst vor einem Rückfall die alten Reizzustände nicht wieder zu wecken. Und nun wünsche ich Ihnen von Herzen Glück zur Vermählung!"

Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sich Felicitas gänzlich frei von dem beängstigenden Druck, der ihr bisher den freien Atem beeinträchtigte und keine reine Lust in ihrem Herzen aufkommen ließ. Voll und tief sog sie die Atmosphäre des reinen Lebens ein, ihr Herz erweiterte sich, ihr Inneres schloß sich auf, ihr Geist schien freier, klarer und heller geworden. „Mir ist, als wäre plötzlich der Frühling gekommen," sagte sie einige Tage später mit strahlendem Lächeln zu ihrem Bräutigam, „und ich stände mitten in einem herrlichen Garten, in welchem alles in prangender Blüte steht und der süße Duft aus allen Kelchen strömt. Und von allen Zweigen singen die Vögel — zum ersten Male erklingt in meiner Brust das Lied von der Gegenwart und Zukunft, und die Sonne verbirgt kein trüber schattender Schleier mehr."

„Teure Felicitas," erwiderte er selig, „wenn jemand es verdient, glücklich zu sein, so bist du es. Du hast viel gelitten. Die Flut, die einer solchen Ebbe folgt, muß um so gewaltiger und außerordentlicher sein."

Und beide gingen Arm in Arm aus, Einkäufe für ihre zukünftige Wirtschaft zu machen. „Für unser Heim", — wie das traulich und zauberisch klang! — „unser Heim", als wenn zwei liebe Vöglein im Sonnenschein des Maien ihr zierliches Nestchen unter dem kühlenden Blätterschatten einer Linde oder Buche erbauen, singend, zärtlich, liebevoll.

Und endlich kam der ersehnte Tag: das Leben war

ein Märchen geworden, ein wunderlicher, süßer Traum; ein Blütenvorhang senkte sich herab und verhüllte die nüchterne Wirklichkeit, und ein betäubender Duft ging von den Blüten aus, der beider Herzen in einen seligen Rausch versetzte.

Es war an sich ein auserlesen schöner Tag, und daß die Hochzeit auf das heiterste verlief, dafür sorgte der Ex-Amtsgerichtsrat Falkner, dessen stets gute Laune und frischer Humor die Hochzeitsgäste so mitrissen, daß selbst der alte Landkammerrat aus dem fröhlichen Lachen nicht herauskam. Felicitas schwamm in Glückseligkeit.

Noch im vollen Bann ihrer süßen Betäubung stiegen die Neuvermählten in den Eisenbahnzug, um die Hochzeitsreise nach Oberitalien anzutreten. In Thüringen hielten sie sich einige Tage auf, dann fuhren sie über Eisenach nach Frankfurt am Main weiter.

Der Zug war nur schwach besetzt, zuletzt befanden sich die Neuvermählten ganz allein mit einer alten Dame, die in ihrer Ecke saß und schlief. Sie hatte während der ganzen Fahrt noch kein Wort gesprochen. Um so erstaunter war Eugen, der gerade durchs Fenster sah, als er kurz vor der Ankunft in Frankfurt plötzlich die Stimme der alten Dame in höchster Aufregung vernahm.

Hastig wandte er sich zurück. Die Dame hatte ihren Platz verlassen und schien auf dem Boden in großer Angst nach etwas zu suchen.

„Haben Sie etwas verloren?“ erkundigte sich Eugen.

„Ja — meine Busennadel mit einem wertvollen Stein — mein Gott, wo ist meine Nadel hin?“

„Sie wird heruntergefallen sein. Ich werde Ihnen suchen helfen.“

Der Künstler brannte ein Wachsstreichhölzchen an und leuchtete gefällig auf dem Boden herum.

„Es ist nichts zu sehen — wo haben Sie sie denn gehabt, gnädige Frau?“

„Mein Tuch, das ich um die Schulter geschlungen habe, war damit befestigt.“

„So steckt sie vielleicht noch darin.“

„Nein, nein — sie ist nicht da,“ rief die Dame mit vor Erregung zitternder Stimme. „Sie konnte gar nicht von selber losgehen — sie muß mir gestohlen worden sein.“

„Gestohlen!“ — Dieses Wort wirkte wie ein Schlag auf Eugen. Ein entsetzlicher Gedanke zuckte durch sein Hirn. Er warf einen Blick auf Felicitas, die in ihre Ecke gedrückt saß, das Antlitz abgewandt, und an der Szene gar keinen Anteil zu nehmen schien. Kein Zweifel — seine Ahnung betrog ihn nicht, das bewies das Zittern des schönen Arms — die Unglückliche war von ihrem alten Triebe überrascht worden und das jetzt, auf ihrer Hochzeitsreise!

Tief holte der junge Künstler Atem und wischte sich mit der Hand verstohlen den plötzlich rinnenden Schweiß von der Stirn. Was sollte er tun? Er dachte zunächst nicht einmal an das Furchtbare des Geschehnisses für ihn, für sein Weib, für sein und ihr Leben, sondern nur daran, wie Schmach und Unheil von der Armen abzuwenden sei.

„Sie wird sich gewiß noch finden,“ preßte er mühsam hervor. „Wer soll sie Ihnen denn hier stehlen?“ Und immer noch forschte er mit dem Anschein des Eifers in allen Ritzen und Ecken.

Ein gellender Pfiff — der Zug fuhr in den Frankfurter Bahnhof ein. Sofort riß die alte Dame an der Wagentür. „Ich werde den Inspektor rufen — ich bin bestohlen worden,“ rief sie, „es darf niemand den Wagen verlassen.“

Als Eugen die Bemühungen seiner Reisegefährtin gewahrte, faßte er den Arm seiner jungen Frau und zog sie zu sich heran. Sie wandte ihm ihr Antlitz zu — es war totenbleich. Ohne ein Wort zu sagen, streckte er nur die Hand gegen sie aus, mit einer angstvollen, flehenden Gebärde, die mehr als Worte ausdrückte. Im nächsten Augenblick lag die vermißte Nadel in seiner Hand, und eine Sekunde später steckte sie lose an dem unteren Teil des Kleides der dem Paare den Rücken kehrenden alten Dame.

„Ja, rufen Sie den Inspektor," rief Eugen jetzt mit erhobener Stimme. „Wie können Sie es wagen, anständige Leute zu beschuldigen! — Da ist ja Ihre Nadel," fuhr er dann fort, sich bückend und das vermißte Kleinod mit bemerkbarem Ruck von dem Gewand der Dame fortnehmend.

„Wo — was?" rief diese, sich hastig umwendend.

„Hier — sie hing oder steckte vielmehr an Ihrem Kleide."

Ein Freudenstrahl brach aus den Augen der Fremden. „Wie danke ich Ihnen!" sagte sie, alle Aufregung und allen Groll vergessend. „Nehmen Sie meine Aufregung nur nicht übel, die Nadel ist ein mir sehr teures Andenken."

„Bitte," erwiderte der Künstler, sich leicht verneigend. — „Komm, Felicitas, wir müssen aussteigen."

Beide verließen rasch den Wagen und stiegen in eine Droschke, die sie nebst ihrem Gepäck einem renommierten Hotel der alten Kaiserstadt zuführte. Unterwegs wechselten die Gatten kein Wort. Kaum aber hatten sie ihr Zimmer betreten, so warf sich Felicitas aufschluchzend in einen Sessel, und bittere Tränen strömten von ihren Wangen.

Eugen stand wie betäubt neben ihr. Hier war kein

Vorwurf am Platze, das fühlte er. Seine junge Frau war das Opfer eines unseligen Verhängnisses; er kannte ihre Krankheit, er mußte auf Rückfälle vorbereitet sein. Und doch vermochte er sich selbst nicht auf der Stelle so weit zu fassen, daß er ihr Trost hätte gewähren können. Erst als sie immer wieder „Verzeih mir, Eugen, vergib mir!“ schluchzte, kehrte seine ganze Besonnenheit zurück.

Er schlang liebend seine Arme um sie und flüsterte: „Beruhige dich, mein Lieb, der Arzt selber hat uns ja gesagt, wir sollten wegen eines Rückfalles nicht gleich den Kopf verlieren.“

„Ich bin deiner nicht wert,“ stöhnte Felicitas. „O, warum hast du dich nicht warnen lassen! Welch ein Anfang unseres gemeinsamen Lebens! Beinahe hätte er mit Schimpf und Schande begonnen und ich wäre von deiner Seite hinweg ins Gefängnis geschleppt worden! O wie unglücklich du sein mußt, o wie unglücklich ich selbst bin! Wie unsagbar unglücklich! — Eugen,“ sagte sie dann plötzlich mit fester, entschlossener Stimme, „wir müssen uns trennen, bevor wir uns noch recht besaßen! Für diese Manie bin ich vielleicht moralisch nicht verantwortlich, aber ein abscheuliches und bewußtes Verbrechen wäre es, eine andere geliebte Person in den Abgrund meiner unseligen Existenz hineinzuziehen. Du mußt mich verlassen, Eugen, sogleich verlassen — ich gebe dir deine Freiheit zurück!“

Der junge Ehemann drückte die Aufgeregte sanft in ihren Stuhl zurück. „Denk an das, was Professor Rollenhagen gesagt hat, Felicitas,“ äußerte er mild. „Du sollst dich nicht aufregen, sondern mit gutem Mut der Zukunft entgegengehen.“

„Die ganze Kur war umsonst. Ich werde künftig elender und gegen mich selbst mißtrauischer sein als jemals.“

„Bald wird das wie ein böser Traum hinter dir liegen. Sei nur froh, daß alles so gut abgelaufen ist und wir nicht nötig hatten, die Dame erst über die besondere Art deiner Krankheit aufzuklären. Wenn dir übrigens die Nadel gefallen hat — sie hat nicht einmal einen hohen Wert und ist in jedem Goldwarengeschäft erwerblich, so —"

„Ich will sie nicht," wehrte die junge Frau weinend ab. „O daß ich nie wieder eine von gleicher Art erblickte, die mich an die jammervollste Minute meines Lebens erinnert! Sie hat mir vom ersten Augenblick an mißfallen, aber ich saß gegenüber, und der Kopf der Nadel starrte mich an wie ein stieres, falsches Auge, das mich zu höhnen schien. Und gerade der Umstand, daß ich den Gedanken, ich könne nach dem Besitz eines derartigen Stückes nicht das mindeste Verlangen tragen, weit von mir wies, löste den unheimlichen Reiz aus — du schautest leider zum Fenster hinaus, die Dame schlief, ich — ich mußte hingreifen, eine unsichtbare Gewalt zog meinen Arm nach jener Stelle. Nein, nein, Eugen, ich werde nicht dulden, daß mein unseliger Hang zwei Unglückliche schafft — ich kehre zu meinem Vater zurück!"

„Wenn du das tust, so erfüllt sich dein Wort allerdings, denn ich würde namenlos unglücklich sein, Fee. Aber du wirst dich beruhigen — ich lasse nicht von dir, mag kommen, was da wolle!" Und er preßte zärtlich seinen Mund auf den ihren. —

Am anderen Tag erschien Felicitas weniger aufgeregt, aber noch immer traurig genug. Das Vergnügen der Reise war jedenfalls dahin. So zärtlich und aufmerksam Eugen sich um seine schöne junge Gattin bemühte, so gelang es ihm doch kaum, ihr ein schwaches Lächeln zu entlocken. Nicht einen Schritt

tat sie dabei ohne ihn; sobald sie ihre Hotelzimmer verließen, hängte sie sich an seinen Arm, den sie bis zur Rückkehr nicht wieder fahren ließ.

Eugen hatte in derselben Stadt, in welcher der Landkammerrat wohnte, eine Villa gemietet — dorthin führte er seine junge Frau nach ihrer Heimreise. Das schmucke Gebäude umgab ein prächtiger Garten, und die reichen Erfolge des berühmten Künstlers hielten alle materiellen Sorgen um Felicitas fern. Trotzdem konnte sie die Heiterkeit und Unbefangenheit, die sie vor der Hochzeit besessen, nicht wiederfinden. Wie eine Gefangene lebte sie in dem vornehmen Hause, nur in Begleitung ihres Mannes oder ihres Vaters ging sie aus. Gegen ihren Gatten zeigte sie die liebevollste Zärtlichkeit; er hätte sich gewiß den glücklichsten der Ehemänner nennen können, wenn nicht unendliches Mitleid mit ihr auch auf alle seine Freuden einen trüben Schatten geworfen hätte.

Er reiste auch noch einmal heimlich zu Professor Rollenhagen, dem er alles erzählte; dieser ermutigte ihn aber nach Kräften und entließ ihn mit den tröstenden Worten: „Mein bester Herr Brandis, erwarten Sie alles von der heilenden Zeit.“

3.

Eugen Brandis trat mit einem offenen Brief in das Zimmer seiner Gattin. „Fee, ein Brief von meiner Mutter.“

„Ah —“ Sie griff hastig danach und begann zu lesen.

„Meine jüngste Schwester wird Ostern konfirmiert,“ fuhr Eugen fort. „Daran hatte ich gar nicht mehr gedacht. Wir müssen an ein geeignetes Geschenk denken, Fee. Was schlägst du vor?“

Er ließ sich neben ihr auf dem Sofa nieder, ergriff ihre weißen Finger, die er liebevoll streichelte.

„Ja, was?“ wiederholte sie, nachdem sie die Lektüre beendet hatte. „Trude wird reich beschenkt werden; sie ist verwöhnt, da müssen wir uns schon ein wenig anstrengen.“

„Hm — ich dachte an einen Ring mit unseren Initialen.“

Felicitas überlegte. Nach einer Weile nickte sie beistimmend. „Das ist ein Andenken fürs ganze Leben,“ versetzte sie in ihrer ernsten, ruhigen Art. „Wenn du so gut sein willst, ihn zu bestellen.“

Eugen Brandis räusperte sich. „Ich will es gern tun,“ meinte er lächelnd, „aber unter einer Bedingung.“

Sie blickte verwundert zu ihm auf. „Nun?“

„Du begleitest mich.“

Felicitas erblaßte und stand hastig auf. „Eugen!“ rief sie in bittendem Tone.

Von neuem ergriff er ihre Hand. „Herzenslieb,“ sagte er sanft, ihr Köpfchen zu sich herziehend und an seine Brust legend, „du wirst mir zugeben müssen, daß ich lange nicht an die Wunde gerührt habe —“

„Ich weiß es.“

„Vier Jahre sind wir nun verheiratet, mein Lieb, und die böse Zeit liegt hinter dir wie ein schlimmer Traum. Du kannst jetzt mit Recht aufatmen, kannst wieder fröhlich werden und Vertrauen zu dir selber fassen. Und damit du das kannst, tu mir die Liebe und begleite mich. Du bist seitdem noch nicht allein ausgegangen, und einen Juwelierladen zu besuchen habe ich dich nie zu bewegen vermocht — nein, Lieb, du bist ganz gewiß geheilt, jetzt gebe auch ich dir die Versicherung, der ich dich jahrelang beobachtet habe. Du hast während all der Zeit nicht einen Blick auf Ge-

schmeide und Schmuck geworfen und nichts getragen als deinen Trau- und Verlobungsring. Nun brauchst du dich nur noch selber von deiner Genesung zu überzeugen, um ganz zu werden, wie ich dich sehen möchte, um ein glückliches, liebes Lächeln auf den Lippen zu haben wie nach unserer Trauung. Komm, Herzchen, tu mir den Gefallen!"

Die junge Frau kämpfte schwer mit sich.

„Ich würde den Wunsch nicht äußern, wenn ich nicht glaubte, daß die Erfüllung zu deinem Besten diente."

„Nun wohl, ich will deine Bitte erfüllen, Schatz — und möge der Himmel fügen, daß es zum Besten ist," entschloß sie sich endlich.

„So mache dich fertig. Wir wollen zu Ebner gehen. Ich sah neulich in seinem Schaufenster ein paar Sachen liegen, die mir recht gefielen."

Bald war Felicitas bereit, und beide begaben sich in die Stadt nach dem Geschäft des Juweliers Julius Ebner. Als beide im Laden standen, hielt die junge Frau krampfhaft den Arm ihres Gatten fest. Der ihrige zitterte in dem seinen, und während Eugen mit dem Juwelier unterhandelte, hielt sie sich so weit als möglich von dem Verkaufstische zurück.

Tief atmete sie auf, als sie wieder auf die Straße traten.

„Siehst du, da ist es überwunden," meinte Eugen lächelnd, „und nun triumphierst du innerlich selbst ob deiner Überwindung! Nicht wahr, es ging besser, als du hofftest?"

„Gott sei Dank! Eugen — ach, ich glaube ja selbst, daß jener krankhafte Reiz in mir endlich erloschen ist. Nur die Erinnerung an die Vergangenheit macht mich so furchtsam. Daß ich jemals wieder die Hand nach

einer dieser blitzenden Spielereien ausstrecken könnte, erscheint mir selbst ganz undenkbar."

„Prächtig!" jubelte der Künstler und preßte ihren Arm innig an seine Brust. „Auch diese letzte Angst wird noch vergehen, mein Lieb. Und dann lachst du wieder, und wir sind die glücklichsten Menschen unter der Sonne." —

Einige Tage später schickte der Juwelier, da sich nicht gleich das Passende gefunden hatte, einige Ringe zur Ansicht.

„Der würde passen," erklärte Eugen, nachdem beide die Proben in Augenschein genommen. „Was meinst du?"

„Ich billige deine Wahl."

„So wollen wir ihn nehmen — er soll ihn mit der gewünschten Inschrift versehen. Es ist jedoch die höchste Zeit, daß die Arbeit gemacht wird."

„Soll ich zu ihm hinschicken?"

„Nun, am Ende ist es besser, wir sprechen selber mit ihm. Ich habe nur keinen Augenblick Zeit übrig, ich muß wie rasend üben zum Konzert heute abend. Vielleicht fährst du hin und machst das kleine Geschäft ab."

Sie begann wieder zu zittern. „Eugen — ich allein?"

„Du allein," versetzte er lächelnd. „Du allein, mein Herz — das wird gleich einer Kur für dich sein. Komm nur, überwinde dich. In einer halben Stunde bist du zurück, und dann fühlst du dich wie von einem Alp befreit."

Felicitas stand einige Minuten blaß und still. Endlich flüsterte sie mit einem schweren Atemzug: „Nun wohl, ich — ich gehe."

Das Mädchen besorgte einen Wagen, und die junge

Frau fuhr nach dem Laden des Juweliers. In wenigen Augenblicken hatte sie, die kaum ihre Befangenheit zu verbergen vermochte, ihren Auftrag ausgerichtet und wollte eiligst das Lokal verlassen, als Ebner sie zurückhielt.

„Gnädige Frau, Verzeihung — gestatten Sie, daß ich Ihnen einige besonders interessante Neuheiten zeige, welche das Entzücken aller Damen bilden, die mein Geschäft besuchen."

„Ein andermal, Herr Ebner — meine Zeit ist augenblicklich so in Anspruch genommen —"

„O, nur einen Moment. Sehen Sie nur hier einmal dieses Meisterstück, das Rubinarmband. Ich habe es selbst gefertigt — ist es nicht wunderbar schön?"

Felicitas blickte nur flüchtig hin und entgegnete: „Allerdings eine musterhafte Arbeit."

„Das wäre ein Geschenk für die gnädige Frau," reizte der Goldwarenhändler. „Wenn Sie Ihrem Herrn Gemahl davon erzählen —"

„Es ist sicherlich zu teuer für uns," versetzte die junge Frau mit gepreßter Stimme. „Was kostet denn das Armband?"

„Allerdings ist der Preis hoch, aber doch wieder spottbillig, wenn man die Schönheit dieser Rubinen und die Pracht der Fassung in Betracht zieht. Sehen Sie nur, lauter tiefrote, prachtvolle Steine von seltener Qualität."

„Ja, ja — dann wird aber auch der Preis ein enormer sein."

„Fünfzehntausend Mark. Was ist das für ein solches Kleinod?"

„Für mich ist das zu hoch, Herr Ebner."

„Ich bitte Sie — Herr Brandis verdient manchmal so viel in einer einzigen Woche. Berücksichtigen Sie

nur, welche Wirkung ein so kostbarer Schmuck hervorbringen würde — welchen Effekt die gnädige Frau machen würde. Das Armband würde das Doppelte, ja Dreifache kosten, wenn nicht zwei ganz unbedeutende helle Flecken den Wert zweier der Steine beeinträchtigten. Ich habe aber so künstlich untergelegt und gefärbt, daß niemand diesen Mangel bemerkt, und die Steine überall für vollwertig gelten können. Nicht wahr, es ist nichts zu bemerken? Halten Sie das Schmuckstück gegen das Licht — Sie sehen nichts. Hier, nehmen Sie selbst das Mikroskop —"

„Ich danke, Herr Ebner. Für mich ist das Armband ein für allemal zu teuer. Ich trage prinzipiell keine so kostbaren Steine."

Nach einigem weiteren Hin- und Herreden eilte Felicitas aus dem Laden, bestieg ihren Wagen und langte eine Viertelstunde später mit hochroten Wangen wieder bei ihrem mit Spannung ihrer harrenden Gatten an.

„Nun, Herzchen?"

Sie warf sich aufgeregt in einen Stuhl. „Gott sei Dank! — Der Mann hielt mich so lange auf — die Angst drückte mir fast das Herz ab."

„Aber nun bist du um so glücklicher?"

Ein paar Tränen quollen aus den blauen Sternen. „Vielleicht wird es noch sein. — Aber jetzt — o, Eugen, du handelst unrecht, mich so zu peinigen."

„Aber, mein Lieb, ich will ja nur dein Bestes."

Er küßte sie zärtlich auf Mund, Stirn und Wangen. Dann verließ sie hastig das Musikzimmer, sie fühlte sich zu aufgeregt und sehnte sich nach Einsamkeit.

— — — — — — — — — — — — —

Gegen elf Uhr war Felicitas von ihrer Fahrt zurückgekehrt; eine Stunde später hielt wiederum eine

Droschke vor der Villa des Künstlers. Diesmal entstieg derselben der Juwelier Ebner.

„Herr Brandis zu sprechen?“ wandte er sich hastig an den Diener.

„Er musiziert gerade — ich soll ihn nicht stören.“

„Bitte, melden Sie mich nur. Es handelt sich um eine Sache von besonderer Wichtigkeit.“

Der Diener kehrte mit der Weisung zurück, Herr Ebner möge nähertreten. Eugen saß an seinem Flügel, er wandte sich, halb ärgerlich über die Störung, nach dem Ankömmling um.

„Herr Ebner, konnten Sie das nicht mit meiner Frau —“

Er vollendete nicht, ein Blick in das feuerrote Gesicht des atemlosen Kaufmanns veranlaßte ihn, sich zu erheben und mit bebender Stimme zu forschen: „Was wünschen Sie? Ist etwas nicht in Ordnung?“

Der Besucher stieß in ziemlich scharfem Ton hervor: „Entschuldigen Sie die Störung. Ich wollte Sie nur bitten, mir — mir das Rubinarmband wieder einzuhändigen, das Ihre Frau Gemahlin vorhin zur Ansicht mitgenommen hat.“

Das Blut stockte im buchstäblichen Sinne in den Adern des Künstlers. Ihm war, als verweigere sein Herz den Dienst — er preßte unwillkürlich die Hand auf die Brust. Unter ihm schien der Boden zu wanken. Erst nachdem er sich gewaltsam zusammengerafft, fand er Worte.

„Meine Frau — ein Rubinarmband?“ Er verstand aber nur zu gut, was der Juwelier meinte.

„Ja. Es hat einen Wert von fünfzehntausend Mark. Die gnädige Frau hat es sehr bewundert. Sie werden begreiflich finden, Herr Brandis, daß ich ein so wertvolles Objekt nicht länger als höchstens eine Stunde aus den Augen lassen kann.“

Eugen nickte. „Eine Minute Geduld," sagte er stockend, „Sie können das Armband sogleich entgegennehmen."

Der Juwelier war ein höflicher und rücksichtsvoller Mann. Er erachtete es nicht für notwendig, den Künstler durch rauhere Wendungen zu beleidigen. Eugen dankte ihm innerlich für seine Delikatesse. Fast schwankend erreichte er das Zimmer seiner Gattin; er mußte alle seine Kräfte zusammennehmen, um keinerlei Spuren von Aufregungen an den Tag zu legen. Der Arme! Wie unsanft war er aus seinem schönen Traum von Glück und Genesung aufgerüttelt worden!

Seine Gattin schien außergewöhnlich ruhig. Unbefangen legte sie das Buch, in dem sie eben gelesen, zur Seite und fragte freundlich: „Nun, Eugen? Bist du fertig?"

Frappiert von ihrer Kaltblütigkeit, entgegnete er etwas gereizt: „Nein — ich wurde gestört. Ebner ist da — er will das Rubinarmband wieder abholen, das du — zur Ansicht mitgenommen hast."

Die letzten Worte betonte er ziemlich scharf.

Felicitas sah ihn starr an. „Das — ich zur Ansicht? Das ist wohl ein Irrtum, Eugen. Er hat mir nichts zur Ansicht mitgegeben."

„Daß er es dir mitgegeben hat, habe ich auch nicht gesagt," erwiderte ihr Gatte bedeutsam — „und er auch nicht."

Felicitas sprang empor. „Eugen —"

Marmorblässe bedeckte ihr Gesicht, ihre Gestalt zitterte.

„Deshalb warst du wohl auch so aufgeregt, als du kamst," fügte er milder hinzu. „Gib es nur her, ich gebe es ihm zurück, und die Sache ist erledigt. Der Mann ist sehr taktvoll — er wünscht uns zu schonen und jedes Aufsehen zu vermeiden. Wo hast du das Kleinod?"

„Ich — ich habe es nicht, Eugen.“

Verwundert hob er den Blick. „Du haſt es nicht?“

„Nein — würde ich ſonſt ſo ruhig ſein? Nein, liebſter Mann, der Juwelier irrt ſich — ich habe ſein Armband kaum eines Blickes gewürdigt.“

„Aber deine Erregung?“

Sie richtete ſich höher auf. „Eugen — du glaubſt mir nicht? Haſt du mich jemals auf einer Unwahrheit ertappt?“

„Nein, nein, mein Herz — und ich freue mich ja ſo unendlich, daß der Verdacht ein falſcher iſt. Aber das Armband muß doch fort ſein, ſonſt würde Ebner— Denke dir, Kind, es koſtet fünfzehntauſend Mark.“

„Ich will ſelbſt mit ihm ſprechen.“

Bleich, aber mit einem ruhigen, entſchloſſenen Ausdruck in ihren Zügen, die Lippen feſt zuſammengepreßt ſchritt Felicitas vor ihrem Manne her die Treppe hinab. In das Muſikzimmer tretend, grüßte ſie den Juwelier höflich, aber flüchtig und ſagte in ſicherem Tone: „Herr Ebner, Sie ſind im Irrtum. Ich bin nicht im Beſitz Ihres Rubinarmbandes.“

Der Juwelier trat empört einen Schritt zurück. „Gnädige Frau, ich bin Ihnen in der zartfühlendſten Weiſe entgegengekommen — Sie wollen aber bedenken, daß für mich ein Wertobjekt von fünfzehntauſend Mark auf dem Spiele ſteht. Bitte, händigen Sie mir das Armband aus und — ich bleibe ſtumm wie das Grab.“

„Herr Ebner, ich lüge niemals. Ich habe Ihr Armband nicht! Genügt Ihnen dieſe Verſicherung nicht?“ rief Felicitas mit Würde.

„Nein, ſie genügt mir in dieſem Falle nicht,“ erklärte Ebner heftig. „Das Armband fehlt — gerade ſo wie vor etwa acht Jahren die Broſche mit dem Brillant

im Mittelfelde, gnädige Frau, die Sie auch bei mir zur Ansicht mitgenommen hatten und die Ihr Herr Vater mir einige Stunden später wieder zurückbrachte. Entsinnen Sie sich noch?"

„Gewiß," versetzte die junge Frau, die jetzt in Tränen ausbrach.

„Nun also — das Armband fehlt — eine halbe Stunde nach Ihrem Fortgehen entdeckte ich den Verlust. Niemand ist in dieser Zeit in meinen Laden gekommen, meinen Gehilfen und unser Dienstmädchen ausgenommen, für die ich alle beide einstehen kann. Der Gehilfe ist schon elf Jahre bei mir, das Mädchen ist überhaupt nur bis an die Tür gekommen. Sie haben das Armband betrachtet, es in der Hand gehabt. Ich dachte gar nicht mehr an das frühere Geschehnis und habe Sie nicht so genau beobachtet, wie ich das sonst wohl getan hätte. Finden Sie es verwunderlich, daß mein erster Gedanke an Sie war?"

„Unter solchen Umständen gewiß nicht," versetzte Felicitas. „Wenn ich Ihnen aber versichere, daß ich das Kleinod nicht an mich genommen habe, daß ich seit Jahren von meinem — meinem Leiden befreit bin, so werden Sie mir doch auch glauben? Ich bin doch keine Diebin!"

„Wo soll aber das Armband hingekommen sein?"

„Kann es denn nicht doch ein anderer gestohlen haben?" mischte Eugen sich mit neuer Hoffnung ins Gespräch.

Der Juwelier schüttelte energisch den Kopf. „Herr Brandis, das ist vollständig ausgeschlossen. Ich habe selbst den Laden in der ganzen Zeit von der Entfernung Ihrer Gemahlin bis zur Entdeckung des Diebstahls nicht verlassen. Mein Gehilfe hat während der ganzen Stunde in der Werkstätte nebenan, deren Tür nach

dem Laden offen stand, gearbeitet. Das Mädchen war nur an der offenen Werkstättetür, sie rief mir zu, daß sie einen Auftrag, den ich ihr gegeben, ausgeführt habe. Glauben Sie danach noch, daß letztere oder der Gehilfe sich an dem Ding vergriffen haben kann?"

„Es erscheint unmöglich."

„Ich dächte wohl auch. Ich bin deshalb auch selbst hergefahren, damit wir die Angelegenheit ganz unter uns abmachen. Liefern Sie mir das Armband aus, und niemand vernimmt je ein Wort von dem Vorfall; wenn nicht, bin ich genötigt, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen. Es handelt sich um ein kleines Vermögen — wenigstens für mich, der ich kein reicher Mann bin."

„Um Gottes willen, machen Sie mich nicht unglücklich!" schrie die Gattin des Künstlers angstvoll auf. „Bedenken Sie unsere Ehre, den Ruf meines Mannes!"

„Ich komme Ihnen entgegen, so weit ich kann, gnädige Frau. Bedenken Sie, was für mich auf dem Spiele steht!"

„So zweifeln Sie an meiner Versicherung?"

Ebner zuckte die Achseln. „Ich kann nicht anders."

Felicitas warf sich händeringend in einen Sessel.

Eugen trat jetzt dicht an den Juwelier heran. „Herr Ebner —"

„Bitte, Herr Brandis?"

„Sie kennen mich, kennen meine Frau — Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben. Sie wissen auch, daß Ihnen durch uns kein Unrecht geschieht. Lassen Sie mich den Fall klarlegen. Meine Frau, Sie, ich — wir alle sind jetzt zu aufgeregt. Bis morgen mittag sehen Sie mich in Ihrem Geschäft, falls Sie nicht das Armband bis dahin schon wiedergefunden haben."

Ebner überlegte einige Sekunden, dann antwortete

er: „Gut, ich gehe darauf ein. Mir liegt es fern, Ihnen irgendwelche Verlegenheiten zu bereiten. Ich verlasse mich auf Ihr Wort, Herr Brandis. Also bis morgen mittag."

„Ganz recht."

Der Juwelier entfernte sich. Felicitas lag in den Sessel zurückgeworfen, das Antlitz mit beiden Händen verdeckt.

Eugen ging einige Minuten in nervöser Unruhe auf und ab. Plötzlich blieb er vor seiner Gattin stehen, legte seine Hand liebevoll auf ihre Schulter. „Fee —"

Sie antwortete nicht.

„Fee, mein Lieb — du bist noch zu aufgeregt. Laß uns erst ruhig werden, und dann —"

Sie fuhr auf, zornig, wie er sie nie gesehen. „Wie, Eugen, auch du setzest Mißtrauen in mich? Bin ich nicht unglücklich genug, unter dem Fluch einer so entsetzlichen Krankheit zu stehen, die mich nun auch unschuldig in Verdacht bringt." Ihre schönen Augen sprühten Entrüstung. Jedes Atom ihres Körpers schien in Wallung.

„Verzeihung, Felicitas," bat er bestürzt. „So meine ich es nicht. Du weißt, daß mein Vertrauen zu dir auf Felsen gegründet ist. An der Wahrheit deiner Erklärung zweifle ich nicht im geringsten, nur daran, ob dir die Wahrheit bewußt ist. Deine Krankheit ist seltsamer Art — wäre es nicht möglich, daß du in einem Anfall von Geistesabwesenheit —"

„Sprich nicht weiter, Eugen. Eine Möglichkeit wie die von dir angedeutete ist ganz ausgeschlossen. Ich habe in den traurigen Fällen, deren ich mich erinnere, stets mit vollem Bewußtsein gehandelt, wenn auch meine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Ich schwöre dir, daß ich das Armband nicht an mich genommen habe."

Ihr Blick war in der Tat so klar und rein, daß jeder Zweifel schwinden mußte.

„Ich glaube dir, Fee," beteuerte Eugen. „Wenn du aber das Armband nicht hast, wo ist es dann hingekommen?"

„Das kann ich nicht wissen. Es sind schon ganz unerklärliche und schier unmögliche Dinge vorgekommen."

„Sehr wahr. Aber in diesem Falle — es ist zum Verzweifeln! Und doch, wenn du das Kleinod nicht hast, so muß es einen anderen Weg gegangen sein. Und doch — was sollen wir tun? Wir können es nicht zum Äußersten kommen lassen. Wenn der Juwelier Anzeige macht, so magst du versichern, was du willst, man glaubt dir nicht."

Felicitas schluchzte laut.

„Wenn auch schließlich das Verfahren eingestellt wird, oder gar Freisprechung erfolgt, so gibt es doch einen furchtbaren Skandalprozeß, den wir unbedingt vermeiden müssen. Bezahlen muß ich also, falls sich das verwünschte Ding nicht wiederfindet. Da machen wir es am besten im guten ab."

„Du wirst nicht zahlen, Eugen," empörte sich die junge Frau mit Heftigkeit. „Ich bin unschuldig — mag werden, was will, ich poche auf meine Unschuld!"

„Was hilft sie dir, da deine Manie, da deine Vergangenheit gegen dich zeugt? Und das Aufsehen —"

„Wenn du zahlst, so bleibt die Schuld ebenfalls auf mir lasten."

„Das ist wahr. Und fünfzehntausend Mark im Augenblick zu schaffen, wird mir nicht leicht, Fee."

„Du armer, lieber, beklagenswerter Mann, was hast du um meinetwillen zu leiden!" Das junge Weib schmolz wieder ganz hin in Gedanken der Last, die sie

ihm durch die Ehe mit ihr auferlegt. Sie warf sich an seine Brust und schluchzte laut.

„Mein Lieb — sei doch still! Ich kann dich nicht so sehen —"

„O, Eugen, ich handelte unedel und schlecht, als ich dich in mein entsetzliches Geschick verflocht. Schon einmal habe ich dir Schande gemacht, es war ein verhängnisvolles Omen, es konnte nichts Gutes bedeuten. Und gerade heute, wo ich so glücklich war in dem Bewußtsein, gänzlich geheilt zu sein, wo ich anfing, selber fest an meine Heilung zu glauben! Furchtbares, tückisches Los — im selben Augenblick war der Juwelier bereits hier vor dem Hause!"

„Wenn du unschuldig bist, so ist ja alles gut, mein Schatz — dann ist es eben ein Unglück, und ein Unglück müssen wir tragen."

„Aber die Ursache unseres Unglücks bin ich, ist mein Verhängnis — nein, nein, ich bin es, die dich unglücklich gemacht hat, Eugen — jeder Tag, den ich bei dir bleibe, ist ein Verbrechen!"

„Felicitas, um Gottes willen —" rief der Künstler erschrocken.

„Ja, es ist so. Fünfzehntausend Mark um meinetwillen — o Gott! O Gott!" Weinend ging sie hinaus, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen.

Als Eugen ihr nacheilte, fand er ihre Tür verschlossen, und als er Einlaß begehrte, bat sie ihn, zu verzichten, sie leide an heftigen Kopfschmerzen und habe sich niedergelegt.

Denselben Bescheid erhielt er am Nachmittag und gegen Abend. Felicitas kam nicht zum Essen, sie ließ sich nur eine Tasse Tee und einiges Gebäck auf ihr Zimmer bringen.

So ungern Eugen sie in diesem Zustand allein

ließ, so zwang ihn doch die Pflicht gebieterisch, sie zu verlassen. Er hatte für den Abend seine Mitwirkung in einem Konzert zugesagt — die Stunde war da.

Noch einmal begab er sich zu seiner Frau. Die Tür war offen. Felicitas lag auf dem Sofa, mit einer Decke zugedeckt. Der liebende Gatte küßte und herzte sie, drückte ihre Wange an die seine und bat sie innig, sich zu trösten.

Felicitas schüttelte traurig den Kopf. „Ein dunkles Verhängnis waltet über mir," antwortete sie leise. „Ich lebe nur zu meinem und anderer Unglück."

Eugen entfernte sich mit einem unbehaglichen Gefühl, das der Ausübung seiner Kunst nicht gerade günstig war. Er war zerstreut, abgelenkt, beklommen. Um so mehr wunderte er sich, später zu vernehmen, daß er gerade an diesem Abend meisterhaft gespielt habe.

Sobald der ihm obliegende Teil des Programms erledigt war, eilte er nach Hause und stieg mit ängstlicher Hast die Stufen zu seiner Wohnung empor.

Die Tür war unverschlossen, er trat ein. Felicitas war nicht da. Bestürzt riß er die Tür zum Schlafzimmer auf. Auch hier niemand.

Trüber Ahnungen voll, klingelte er so laut, daß das Mädchen erschrocken herbeistürzte.

„Wo ist meine Frau?"

„In ihrem Zimmer, Herr Brandis."

„Da ist sie nicht — ist sie vielleicht ausgegangen?"

„O nein."

„Doch, sie muß ausgegangen sein. Wahrscheinlich hat sie mich abholen wollen," bemerkte Eugen, sich mühsam bezwingend. Wohin war Felicitas? Wo sollte er sie suchen? Aufgeregt lehnte er sich einen Augenblick zum Fenster hinaus, um die heiße Stirn der

kühlen Nachtluft auszusetzen — da bewegte es sich durch den mondhellen Garten wie ein dunkler Schatten.

„Das ist sie," sagte er sich und rannte hinab. Der Schatten hatte die Richtung nach dem kleinen Teich genommen. Es war nur das Miniaturbild eines Teiches, aber für den Zweck, welchen der Schatten verfolgte, groß und tief genug.

Wie ein gehetztes Wild brach er mitten durch die Büsche, jagte über die Beete, um ja nicht von der geraden Richtung abzuweichen. Da lag das kleine Wasser vor ihm, silberschimmernd im Mondenlicht, der Spiegel ruhig und unbewegt, als wäre er von Glas.

Wo war sie? Unstet irrten seine Augen umher. Ah — dort am Syringenstrauch hob es sich dunkel von der hellen Umgebung ab, dort verbarg sie sich. Mit wenigen Sprüngen stand er dort und faßte mit der Hand nach der scheu zurückweichenden Gestalt.

„Fee — was willst du tun, Fee?"

„Laß mich!" stöhnte sie verzweifelt. „Ich ertrage das Leben nicht mehr!"

„Willst du durch eine solche Tat den auf dir ruhenden Verdacht bestätigen, mich für mein ganzes Leben zur Verzweiflung verdammen? Komm, Fee, denk' an mich, an deinen Vater!" flüsterte er leidenschaftlich und eindringlich. „Denk', wie ich dich liebe! Lieber alles mit dir ertragen als ohne dich der Glücklichste unter den Glücklichen!"

Sanft zog er die Widerstrebende an seiner Hand dem Hause zu. Felicitas folgte willig wie ein Kind; dem Paroxysmus, der sie beinahe in den Tod getrieben, folgte eine weiche Stimmung, und als beide im Zimmer der jungen Frau angelangt waren, barg sie ihr Haupt an seiner Brust und ließ ihren Tränen freien Lauf.

„Morgen," tröstete sie Eugen, „werde ich den Po-

lizeiinspektor Vollbaum aufsuchen; er ist ein alter Bekannter von mir und weiß ja auch von deinem Leiden. Ihm erzähle ich die ganze Geschichte. Er soll — aber nur privatim — Recherchen anstellen. Deine Unschuld soll und muß an den Tag kommen. Wer weiß, ob nicht doch der Gehilfe oder das Mädchen ihre Hand im Spiele haben. Es sind schon sonderbare Dinge vorgekommen. Ebner mag sich einbilden, genau aufgepaßt zu haben, während seine Aufmerksamkeit doch im entsprechenden Moment abgelenkt war."

Die junge Frau nickte durch den Schleier ihrer Tränen hindurch — neue Hoffnung erwachte in ihrem Herzen. Ihr Gatte selber setzte wenig Vertrauen auf seinen Plan, es kam ihm mehr darauf an, die finsteren Gedanken seiner Frau abzulenken und zu verhindern, daß sie etwa von neuem einen schrecklichen Entschluß faßte. Über der in Aussicht gestellten Untersuchung vergingen wohl mehrere Tage, inzwischen würde sie sich gewiß beruhigen.

4.

Noch eine Stunde vor der festgesetzten Zeit trat Eugen Brandis am nächsten Vormittag in den Laden des Juweliers.

„Haben Sie das Armband wiedergefunden, Herr Ebner?" fragte er mit einem letzten Schimmer von Hoffnung in Ton und Blick.

Der Juwelier schüttelte ernst den Kopf. „Es ist weder gefunden worden noch sonst wieder zum Vorschein gekommen."

„Und Sie halten fest an Ihrem Verdacht?"

„Ich muß wohl, Herr Brandis."

Eugen preßte finster die Lippen zusammen „Nun, ich werde Ihnen das Schmuckstück bezahlen, unter ausdrücklichster Verwahrung allerdings gegen Ihre Unter-

stellung. Meine Frau hat das Armband nicht an sich genommen — diese Überzeugung habe ich gewonnen. Ich kann es jedoch nicht auf eine gerichtliche Untersuchung und Verhandlung ankommen lassen, denn die psychische Krankheit meiner Frau spricht gegen sie, es würde nur eine Masse Staub aufgewirbelt, und wenn sie auch mit Rücksicht auf ihr Übel freigesprochen würde, ersetzen müßte ich das Kleinod doch. Deshalb bin ich bereit zur gütlichen Beilegung der Angelegenheit. Ein Entgegenkommen aber müssen Sie zeigen. Sie wissen, ich bin Ihnen für den Betrag gut, wenn ich ihn auch nicht sofort zur Hand habe. Sie müssen Ihr Einverständnis erklären, daß wir den Fall privatim und ganz diskret von dem mir bekannten Polizeiinspektor Vollbaum untersuchen lassen. Wer weiß, vielleicht gelingt es ihm doch, das gestohlene Armband wieder zur Stelle zu schaffen oder den wahren Täter zu entdecken. Dies sind Sie meiner Frau und mir schuldig."

„Natürlich bin ich herzlich gern mit Ihrem Vorschlag einverstanden," erwiderte der Juwelier bereitwillig. „Ich will ja nur mein Eigentum zurück haben. Auf welche Weise ich wieder in dessen Besitz gelange, ist mir gleichgültig."

Nach so getroffener Vereinbarung begab sich Eugen auf der Stelle zu Polizeiinspektor Vollbaum.

Der Inspektor wunderte sich sehr, den berühmten Virtuosen in sein Amtsbureau treten zu sehen. Eugen unterrichtete ihn mit kurzen Worten von dem eigenartigen Sachverhalt und dem Zweck seines Besuches.

Inspektor Vollbaum ging in liebenswürdigster Weise auf seine Bitte ein. „Da Ihre Frau Gemahlin," erklärte er, „nicht im Besitz des Armbandes ist, so kann sie es auch nicht an sich genommen haben. Denn selbst

den Fall gesetzt, sie hätte sich des Armbandes, nachdem ihr Normalzustand wiederkehrte, reuevoll entäußert, indem sie es wegwarf, so müßte es doch gefunden worden sein. Freilich könnte der Finder es verborgen halten."

„Das ist gänzlich ausgeschlossen," entgegnete Eugen. „Meine Frau würde in einem solchen Fall das Kleinod nicht von sich geworfen, sondern es mir zur Rücklieferung übergeben oder es dem Eigentümer sofort selbst wieder übermittelt haben."

„Ich glaube das auch. Jedenfalls will ich die Sache sofort in die Hand nehmen. Für alle Fälle wollen wir auch eine genaue Beschreibung des Armbandes veröffentlichen. Wir hatten erst im vorigen Jahre den Fall, daß hier gestohlene Schmucksachen in London auftauchten, wo sie bei einem berüchtigten Hehler beschlagnahmt wurden. Können Sie mir eine genaue Beschreibung des Stückes liefern?"

„Leider nicht. Ich selbst habe es gar nicht zu Gesicht bekommen. Ebner wird aber jedenfalls dazu im stande sein."

„So lassen Sie uns zu ihm gehen," sagte Vollbaum und erhob sich, um seine Uniform mit einem Zivilrock zu vertauschen.

Gemeinsam suchten die Männer nun das Ebnersche Geschäft auf.

Der Juwelier lieferte eine ganz eingehende Schilderung des gestohlenen Armbandes. Sorgfältig verzeichnete der Inspektor alle Angaben in seinem Taschenbuch.

„Haben Sie nicht ein ähnliches Stück, das Sie uns vorlegen können? Das gibt uns einen besseren Begriff davon," erklärte der Beamte.

„Bedaure, Herr Inspektor. Das Rubinarmband

war einzig in seiner Art. Von solchen wertvollen Stücken legt man sich nicht mehrere Exemplare hin. Übrigens ist meine Beschreibung so haargenau, daß man es danach gewiß zu erkennen vermag."

„Sie würden es also wiedererkennen, wenn es Ihnen vorgelegt wird?"

„Auf der Stelle."

„Hat Ihr Gehilfe es auch gesehen?"

„Gewiß."

„Würde auch dieser es wiedererkennen?"

„Roth, kommen Sie einmal her," rief Ebner seinem Gehilfen und wiederholte ihm die Frage des Polizeibeamten.

Dieser bejahte sie ohne Zögern. „Auf den ersten Blick," fügte er bekräftigend hinzu.

„Gut."

„Es besitzt ja außerdem noch besondere Kennzeichen," ergänzte der Juwelier seine Angaben.

„Ah, es besitzt besondere Kennzeichen?"

„Ja, die zwei hellen Flecken, ohne welche der Wert ein noch viel höherer wäre. Beide sind von mir durch geschicktes Unterlegen verdeckt worden. Der eine ist wie ein kleines auf der Spitze stehendes Quadrat geformt, er befindet sich auf dem mittelsten Stein, der andere ist mehr rund und befindet sich auf dem zweiten Stein vom Verschluß aus."

Vollbaum versäumte nicht, sich auch dies sorgfältig zu notieren. „Jetzt zur weiteren Aufklärung des Sachverhalts," fuhr er fort. „Herr Ebner, geben Sie mir jetzt genau an, wo sich das Armband befand, wo Frau Brandis stand, als sie es betrachtete, und wo Sie, Ihr Gehilfe und das Mädchen standen. Vorher erzählen Sie mir den ganzen Verlauf noch einmal ausführlich."

Ebner kam der Aufforderung nach, auch gab er

genau die Stellungen aller beteiligten Personen an und zeigte den Ort, wo das Armband aufbewahrt worden war.

„Sie haben den Verlust erst eine halbe Stunde nach dem Weggang von Frau Brandis bemerkt?"

„Jawohl."

„Hatten Sie das Armband, nachdem die Dame es betrachtet, in das dafür bestimmte Kästchen zurückgelegt?"

„Ja, ich nahm es ihr selber aus der Hand."

„Wie konnte sie sich aber dann wieder in Besitz setzen, ohne daß Sie es wahrnahmen?"

„Sehr leicht. Ich schloß das kleine Etui nicht in den Schrank, sondern legte es auf den auf der Ladentafel hier aufgestellten Glaskasten, und zwar deshalb, weil ich es nicht im Laden zu lassen beabsichtigte, sondern mit hinauf in meine Wohnung nehmen wollte. An die Möglichkeit eines Verlustes dachte ich gar nicht. Ich sprach dann noch einige Minuten mit Frau Brandis wegen des bestellten Ringes; währenddessen näherte sie sich der Tafel, ja stand wohl dicht davor. Ob ich mich direkt abgewendet habe, weiß ich nicht, es ist aber wohl möglich. Daß ich den Verlust nicht auf der Stelle bemerkte, lag daran, daß noch mehr Etuis auf dem Glaskasten standen, Sachen zur Reparatur, die ich meinem Gehilfen übergeben wollte. Vorher mußte ich eine notwendige Notiz machen; ich tat es ebenfalls hier an der Tafel, ein Beweis dafür, daß niemand ungesehen sich zu nähern vermocht hätte. Mit dem Schreiben fertig, nahm ich die Etuis vor, da fehlte — der Schreck fuhr mir in alle Glieder — das mit dem kostbaren Armband."

„Also Sie sind tatsächlich nicht von der Stelle gewichen?"

„Nicht von der Stelle."

Der Inspektor ließ hierauf den Gehilfen und das Dienstmädchen rufen. Roth, der Gehilfe, machte den vertrauenswürdigsten Eindruck. Er arbeitete schon lange Jahre im Geschäft und war nie auf der geringsten Unredlichkeit ertappt worden. Vollbaum kannte ihn übrigens seit langem — er erfreute sich des besten Rufes. Er sowohl als das Dienstmädchen Elly Müller waren in der fraglichen Zeit nicht so weit in die Nähe der Ladentafel gekommen, daß sie, selbst wenn sie gewollt, den Diebstahl hätten begehen können.

Auch Elly erhielt von ihrem Herrn das beste Zeugnis ausgestellt. Sie war nicht besonders intelligent, aber ehrlich, treu und fleißig.

„Eine Untersuchung der Habseligkeiten der beiden erübrigt sich wohl," gab der Inspektor seiner Meinung Ausdruck. „Wäre eines von ihnen der Dieb, so hätten sie das Armband längst beiseite geschafft. Aber nach Lage der Sache erscheint das total ausgeschlossen."

Der Juwelier und Eugen schlossen sich dieser Meinung an.

„Was halten Sie nun von der Sache?" fragte der Künstler den Inspektor, als beide das Geschäft verlassen hatten.

Vollbaum zuckte die Achseln. „Fest steht hier eigentlich nur eines," versetzte er zögernd, „daß nämlich das Armband gestohlen ist."

„Aber von wem?"

„Das zu sagen, geht über meine Kraft. Meine Überzeugung als Kriminalbeamter geht dahin, daß der Gehilfe und das Dienstmädchen nicht in Betracht zu ziehen sind."

„So halten Sie also doch meine Frau für schuldig?"

„Könnte Ihre Frau Gemahlin nicht die Handlung in voller Geistesabwesenheit vollzogen haben?"

„Das ist nicht denkbar.“

„Ich weiß doch nicht. Das Vorhandensein einer Manie setzt an sich einen nervösen Zustand voraus — wer einmal das eine Symptom aufweist, kann leicht auch einem anderen unterworfen sein. Ohne weiteres von der Hand zu weisen ist das nicht.“

„So bleibt mir nichts übrig, als das Schmuckstück zu bezahlen.“

„Wahrscheinlich nicht, Herr Brandis. Ich bedaure, Ihnen kein günstigeres Resultat unterbreiten zu können.“

Eugen dankte dem gefälligen Manne und ging dann ziemlich niedergeschlagen nach Hause. Seiner Frau sagte er nur, die Untersuchung sei noch nicht abgeschlossen. Dann schrieb er dem Juwelier, er werde die Zahlung leisten und bitte nur um eine Frist von wenigen Tagen, da er eine so große Summe nicht sofort zur Verfügung habe.

Mehrere Tage flossen ihm in drückender Stille und Einsilbigkeit hin. Felicitas zeigte sich traurig und bekümmert, seine eigene Stimmung ließ viel zu wünschen übrig. Doch was half alles: das Geld mußte beschafft werden. Am besten war es, das Unabänderliche mit Würde zu tragen und das Ganze für einen Unglücksfall anzusehen, der mit einem erheblichen Vermögensverlust verbunden war.

Entschlossen, den auf ihm ruhenden Alp von sich abzuwälzen, schrieb er an den Amtsgerichtsrat Falkner, ihn um zeitweilige Überlassung der Summe bittend. Der Freund schien verreist zu sein, denn es erfolgte keine Antwort.

Schon wollte Brandis sich an eine andere Adresse wenden, als Falkner eines Morgens unerwartet selbst bei ihm eintrat.

„Da bin ich, Eugen," führte der joviale Amtsgerichtsrat sich ein, indem er dem Freund kräftig die Hand schüttelte. „Ich war in München, dein Brief wurde mir nachgeschickt, daher die Verzögerung. Als ich ihn erhielt, setzte ich mich sofort auf das Bahnroß. Das sind ja schöne Geschichten, Junge, die du mir meldest! Warum hast du dich denn nicht gleich an mich gewandt? Du weißt doch, daß solche Sachen in mein Fach schlagen, ganz abgesehen von dem persönlichen Interesse, das ich an euch beiden nehme."

„Wahrhaftig, du hast recht," entgegnete Eugen verblüfft. „Daran habe ich leider nicht gedacht."

„Das scheint so. Doch aus deinem Brief werde ich nicht recht gescheit. Erzähle mir den Fall einmal ausführlich und im Zusammenhang."

Beide setzten sich einander gegenüber, und der Künstler entsprach im vollen Umfang dem Wunsche des erfahrenen Juristen.

„Nun?" fragte er gespannt, als er schon lange fertig war und der Freund das sich an die Erzählung knüpfende Schweigen noch immer nicht brach.

Der Amtsgerichtsrat räusperte sich. „Nur Geduld, mein Junge, so einfach ist die Sache nicht. Deine Geschichte ist merkwürdig genug — laß mir Zeit, einmal ernstlich darüber nachzudenken. Morgen früh reden wir weiter. Heute will ich euch ein wenig die Grillen ausklopfen. Ich gedenke ein paar Tage mein Junggesellenquartier bei euch aufzuschlagen, wenn ihr nichts dawider habt."

Natürlich hatten sie nichts dawider, und so wenig sich sowohl Eugen als seine Gattin für einen heiteren Besuch gestimmt fanden, so wirkte die Lustigkeit des fidelen Juristen doch suggestiv, und der Abend verging recht angenehm.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück, als die Freunde allein waren, kam der Künstler auf die ihn so mächtig interessierende Angelegenheit zurück.

„Hast du inzwischen über den Fall nachgedacht?“ fragte er. „Was ist deine Meinung von der Sache? Man kann dich ja eigentlich einen Spezialisten auf diesem Gebiete nennen.“

„Hast du mir alles erzählt, was zu sagen ist? Keinen Umstand übergangen?“

„Meines Wissens nicht.“

„Gut, so werde ich sehen, was zu tun ist. Gegenwärtig habe ich einige wichtige Gänge vor. Wann speist ihr?“

„Um ein Uhr.“

„Da bin ich zurück.“

„Einen Moment, Albert. Wie steht's mit dem Gelde?“

„Steht dir natürlich zur Verfügung. Ich habe die Anweisung mitgebracht. Heute abend sollst du sie haben.“

„Vielen Dank, Albert.“

„Schon gut. Einstweilen empfehl' ich mich.“

Der Amtsgerichtsrat schlenderte hinaus, den Rauch seiner Havanna vor sich hin blasend.

Doch seine Gleichgültigkeit war nur Maske. Sobald er das Haus hinter sich hatte, legte seine Stirn sich in die Falten ernsten Nachdenkens.

„Es ist unmöglich, daß Felicitas das Armband entwendet hat,“ murmelte er vor sich hin. „Ich kenne alle Fälle, in welchen sie ihrer Manie unterlag; ihr Bewußtsein war nie im geringsten beeinträchtigt. Alle Erfahrungen der Physiologie und Psychologie sprechen dagegen, daß im Verlauf der Einzelerscheinungen plötzlich eine solche Veränderung eintreten könnte. Außerdem

erfolgte in allen bei ihr vorgekommenen Fällen kurz nach der Fortnahme des Gegenstandes eine freiwillige und reuevolle Zurückerstattung. Warum hätte sie diesmal anders handeln sollen? Oder sollte sie das Armband verbergen, um ihrem Gatten den Schmerz über ihren Rückfall zu ersparen? Nein, ihre sittliche und moralische Reinheit schließt eine derartige Heuchelei aus. Wäre sie schuldig, so hätte sie sich ihrem Mann verzweiflungsvoll offenbart. Sie scheidet aus, das unterliegt für mich keinem Zweifel."

Sinnend schritt er weiter.

Aber wenn Felicitas nicht in Betracht kam, wer dann? Es blieben nur der Gehilfe und das Dienstmädchen. Wie aber hatten sie es fertig gebracht, sich in den Besitz des Kleinods zu setzen? Er erwog alle Möglichkeiten — es gab keine.

Kurz entschlossen schlug er, plötzlich umkehrend, den Weg nach dem Bureau des Inspektors Vollbaum ein.

Vollbaum war anwesend. Bereitwillig beantwortete er alle Fragen, schilderte an der Hand eines rasch skizzierten Situationsplans den Sachverhalt mit amtlicher Genauigkeit und gab eine genaue Beschreibung des Armbandes und seiner besonderen Erkennungszeichen.

„Sie sagen also," forschte darauf der Amtsgerichtsrat, „daß der Gehilfe das verschwundene Kleinod auch rekognoszieren kann?"

„Gewiß, Herr Amtsgerichtsrat. Ebenso das Mädchen. Aber was kann das nützen?"

„Hm — ich weiß nicht."

„Hegen Sie trotz alledem Verdacht gegen eine der beiden Personen?"

Falkner schüttelte energisch den Kopf. „Ich habe mich von der physischen Unmöglichkeit, daß eine von

ihnen sich in Besitz des Kleinods gesetzt haben kann, überzeugt."

Der Polizeiinspektor lächelte triumphierend. „Ganz zu demselben Resultat bin ich gekommen," erklärte er stolz. „Wenn aber sowohl Frau Brandis als auch diese letzteren unschuldig sind — wo ist dann das Armband hin?"

„Ja, wo ist es hin?" murmelte der Amtsgerichtsrat gedankenvoll.

„Diese Frage wird wohl nie beantwortet werden, wenn der Zufall nicht eine Rolle spielt," fuhr Vollbaum fort.

„Allerdings, denn —" Falkner schwieg plötzlich und senkte nachdenklich den Kopf. Nach einer Weile blickte er wieder auf, aber mit einem ganz anderen Ausdrucke. „Herr Inspektor, ich denke, sie wird doch beantwortet werden," rief er zuversichtlich, „und zwar von mir — und noch heute!"

„Wie —"

„Für jetzt weiter nichts. Ich darf keinen Augenblick verlieren. Können Sie mir die Adresse eines guten Auskunftbureaus geben?"

„Ja, gewiß — Lindner & Horst in der Goethestraße," antwortete erstaunt der Polizeibeamte.

„Danke — ich will sofort hin." Damit entfernte sich der Amtsgerichtsrat eilig, ohne sich um die Verblüfftheit des Inspektors weiter zu bekümmern.

5.

Die unermüdliche Zeit hatte den größten Teil der Entfernung zwischen zwölf und ein Uhr bereits zurückgelegt, und der Juwelier Ebner gedachte sich gerade in seine Wohnung zu begeben, um sein Mittagsmahl einzunehmen, als eine Droschke vor seinem Laden hielt.

Käufer, die vorfuhren, waren ihm stets besonders willkommen. Mit vieler Höflichkeit begrüßte er daher den Herrn, der bei ihm eintrat, und erkundigte sich nach seinen Wünschen.

„Ich wünsche ein hübsches Geschenk für meine Nichte zu kaufen," entgegnete der Fremde, der einen Reiseanzug trug und auch in seiner Aussprache, wenn auch nur wenig, den Ausländer verriet.

„Was soll es denn sein?" fragte Ebner.

„O, das ist gleich — irgend ein Schmuckgegenstand, ein Kollier, Diadem, Armband — wenn es nur schön ist und als würdiges Andenken an Deutschland gelten kann."

„Der Herr reisen wohl ins Ausland?"

„Ich bin Amerikaner — das heißt Deutsch-Amerikaner. Meine Eltern waren Deutsche," plauderte der Fremde. „Ich wohne in New Orleans und stehe im Begriffe, nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Deutschland die Rückreise anzutreten. Deshalb bin ich auch ziemlich pressiert — ich fahre mit dem Nachmittagsschnellzug nach Hamburg. Mein Dampfer sticht morgen in See. Ich verließ mich darauf, daß es leicht sein würde, etwas Passendes zu finden — und nun bin ich heute schon in drei Geschäften gewesen und habe nichts gefunden, was mir geeignet schien."

Der Juwelier lächelte. „Ich besitze eine reiche Auswahl und darf wohl hoffen, den Herrn zufrieden zu stellen," warf er selbstbewußt hin. „Sehen Sie hier —" und er legte dem Amerikaner eine Anzahl Sachen vor, die dieser aufmerksam musterte. Er erkundigte sich auch nach den Preisen verschiedener Schmucksachen.

Als Ebner diese jedoch nannte, fiel er ihm ärgerlich ins Wort: „Was denken Sie denn? Ein Mann in meiner Vermögenslage kann sich doch nicht mit

derlei Lappalien sehen lassen. Haben Sie keine besseren Sachen?"

„Ah, Sie wünschen etwas Kostbareres? O, auch damit kann ich dienen."

Ebner brachte nun einige Gegenstände von weit höherem Werte herbei, ohne daß der Käufer sich indes befriedigt zeigte.

„Lauter nette Dinger, aber zu gewöhnlicher Geschmack," äußerte er ärgerlich. „Haben Sie nichts Besonderes? Ich muß ja unbedingt jetzt eine Wahl treffen, denn die Zeit drängt — ich muß mit dem Nachmittagszuge fahren."

„Schade, wenn der Herr mehr Zeit hätten, so —"

„Ich habe sie aber nicht. Ich muß heute nacht noch in Hamburg eintreffen. Wenn Sie mir daher weiter keine Vorlage machen können, so will ich sehen, ob ich anderswo noch etwas entdecke."

Der Fremde griff nach seinem Hute, der Juwelier hielt ihn hastig zurück.

„Haben Sie denn wirklich solche Eile? Müssen Sie heute noch fort?"

„Ich sage Ihnen ja, daß ich muß!"

„Gedulden Sie sich nur noch einige Augenblicke. Gerade einige der reizvollsten Geschmeide habe ich oben in meiner Wohnung. Vielleicht gefällt Ihnen etwas davon."

Eilig entfernte sich der Juwelier, um schon nach wenigen Minuten mit einigen eleganten Etuis zurückzukehren.

„Bitte, nehmen Sie einmal dies in Augenschein," forderte er den Amerikaner höflich auf, dann trat er in die neben dem Laden gelegene, durch eine Glastür davon geschiedene Werkstätte.

„Sie können zum Essen gehen, Roth," rief er seinem Gehilfen zu, „ich besorge den Laden."

Der Gehilfe zog seinen Rock an, stülpte seinen Hut auf und ging.

Ebner war zu dem Fremden zurückgekehrt. Er fügte den diesem übergebenen Etuis jetzt noch einige hinzu.

„Wie gefällt Ihnen dies Kollier?“

„Ah, das ist schön!“

„Und dieses Armband?“

„Prächtig — herrlich!“

„Nicht wahr? O, wir wissen hier auch, was Kunst ist!“ lächelte der Juwelier selbstgefällig. „Natürlich stehen diese Sachen entsprechend im Preise.“

„Natürlich. Was kostet dies Armband?“

„Zwanzigtausend Mark.“

„Teufel, das ist teuer.“

„Es sind echte Steine — nur ein paar ganz unbedeutende, mit bloßen Augen gar nicht sichtbare Fehler. Überzeugen sich der Herr durch das Mikroskop.“

Der Fremde nahm das Instrument und beschaute aufmerksam das Kleinod. Dann sagte er: „Es ist entzückend, kein Zweifel. Das Armband und auch das Kollier. Was kostet dieses?“

„Zwölftausend Mark.“

„O, etwas müssen Sie herunterlassen. Ich verstehe mich auf Steine, ich weiß, was man fordern kann. Fünfzehntausend Mark für das Armband, zehntausend für das Kollier, damit sind die Sachen bezahlt.“

Der Juwelier wies erst entrüstet diese Zumutung zurück, nach längerem Feilschen einigten sich jedoch beide über einen Kaufpreis von siebzehntausend Mark für das Armband und von elftausend Mark für das Kollier.

„Sie machen da immer noch ein gutes Geschäft," rief der Amerikaner lachend. „Aber, wie gesagt, mir bleibt keine Zeit mehr. Bitte, legen Sie beide Stücke einen Augenblick auf die Seite — ich fahre nur nach meinem Hotel, esse rasch und komme mit meiner Frau wieder. Sie soll beides sehen und selber wählen. Wir fahren dann gleich nach dem Bahnhof. Treffe ich Sie in einer Stunde noch an?"

„Gewiß — ich werde zu Ihrer Verfügung sein, mein Herr."

Der Juwelier hegte trotz alledem seine Zweifel, ob der Fremde Wort halten würde. Aber zu seiner großen Freude fuhr nach reichlich einer Stunde die Droschke in der Tat vor, und der Amerikaner, gefolgt von einer in ein graues Reisekleid gehüllten verschleierten Dame, trat hastigen Schrittes in den Laden.

„Da sind wir wieder. Aber wir haben wenig Zeit. Bitte, zeigen Sie meiner Frau die Stücke."

Ebner beeilte sich, der gnädigen Frau die Etuis zu öffnen.

„Hier, geliebtes Herz, ist das herrliche Kleinod," bemerkte der Fremde, seiner Gattin das Armband zeigend. „Sieh, ob es dir gefällt."

Die Dame warf nur einen Blick auf das Geschmeide. Da begann sie plötzlich zu zittern, und ein leiser Schrei entfuhr ihrem Munde.

„Ist es das rechte?" sagte ihr Begleiter.

„Ja — es ist das Armband." Sie warf aufgeregt ihren Schleier zurück.

„Ja, es ist das Armband," wiederholte der Amerikaner oder vielmehr Amtsgerichtsrat Falkner mit erhobener Stimme. „Herr Ebner, Sie werden Frau Brandis bestätigen, daß das Armband wieder da ist, und daß sie es nicht entwendet hat!"

Der Juwelier stand starr wie eine Bildsäule. Schon als er in der fremden Dame die Frau des Virtuosen erkannte, wechselte er die Farbe — nun lehnte er sich mit zitternden Gliedern gegen den Ladentisch und stammelte einige unzusammenhängende Worte.

„Nun, wollen Sie reden oder nicht?"

„Was — was soll das heißen?" brachte Ebner jetzt hervor, sich mühsam fassend. „Geben Sie mein Armband her, Herr! Das ist doch Ihre Frau Gemahlin nicht! Was bedeutet diese Komödie?"

„Einen überlisteten Spitzbuben bedeutet sie!" schrie der Rat jetzt. „Wollen Sie auf der Stelle erklären, was ich verlange?"

„Das — das ist ein ganz anderes Armband! Ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen — geben Sie mein Eigentum her!"

„Das bleibt in meiner Hand, um in diejenige der Polizei zu wandern. Sie bestreiten also die Identität des Schmuckstücks? Trotz der Übereinstimmung der besonderen Kennzeichen? Rufen Sie einmal Ihren Gehilfen, wir wollen ihn fragen!"

Ebner rührte sich nicht.

„Bitte, gnädige Frau, holen Sie Eugen," bedeutete Falkner seine Begleiterin, die ihm sofort willfahrte.

Gleich darauf erschien der Künstler, der in der Nähe gewartet hatte, im Laden. Sowohl er als seine Gattin legten das gleiche Erstaunen über die Entdeckung an den Tag; der Rat hatte ihnen vorher keinerlei Mitteilung gemacht, sondern sie nur gebeten, mit ihm auf der Stelle auszufahren. Auch bestand er darauf, daß Felicitas sich verschleiere und ein Reisekleid anlege. Nicht weit von Ebners Geschäft hielt der Wagen, Eugen mußte aussteigen und wurde angewiesen, hier zu warten; Felicitas begleitete den Freund bis zu dem

Laden des Juweliers, ohne zu begreifen, was der Amtsgerichtsrat eigentlich beabsichtige.

„So — in Gegenwart auch des Herrn Brandis," begann jetzt der Jurist, „hören Sie mein letztes Wort. Wollen Sie Ihr Bubenstück zugestehen und um Verzeihung bitten in der Hoffnung, daß Herr und Frau Brandis zur Vermeidung eines auch ihnen peinlichen Skandals Gnade für Recht ergehen lassen, oder ist es Ihnen lieber, wenn ich auf der Stelle den Polizeiinspektor Vollbaum rufen lasse und das Armband in seine Hände liefere zur weiteren Feststellung des Sachverhalts? Entscheiden Sie sich — ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit, nicht eine Sekunde länger!"

Die Uhr in der Hand, zählte Falkner gleichmütig die Minuten ab. Der Juwelier stand leichenblaß mit zu Boden gesenkten Augen — die Schuld stand ihm im Gesicht geschrieben.

„Noch zwanzig Sekunden," drohte der Jurist. „Noch zehn — noch fünf. — Die Zeit ist um — Eugen, schicke den Kutscher nach dem Inspektor."

Eugen wandte sich nach der Tür, aber Ebner sprang hinter ihm drein, hielt ihn fest und rief in klägli chem Tone: „Um Gottes willen, Herr Brandis, machen Sie mich nicht unglücklich! Ich will — wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß — daß der Vorfall keine weiteren Folgen haben soll?"

Der Amtsgerichtsrat hielt seinen Freund, der eben das geforderte Versprechen geben wollte, zurück. „Erst reden — dann wird sich das weitere finden," sprach er mit Entschiedenheit. „Sie haben einen Schurkenstreich ersonnen, wie er in solcher Raffiniertheit nicht so leicht seinesgleichen findet. Also heraus mit der Sprache!"

Ebner trat etwas zur Seite, als fände er da mehr Mut zu einem Geständnis, worauf er, nachdem er

zwei- oder dreimal den Mund geöffnet, ohne daß ein vernehmbarer Ton an die Ohren der Zeugen klang, mit stockender Stimme erklärte: „Ich — ich gestehe zu, was Sie verlangen, das Armband —“

„Haben Sie selbst gestohlen?“

„Ja — ich —“

„Sie wußten von der unglücklichen Krankheit, an welcher Frau Brandis litt oder vielmehr früher gelitten hat, und als sie in den Laden trat, beschlossen Sie, diese Tatsache auszubeuten?“

„Verzeihung, mein Herr — so — so schlecht bin ich nicht. Ich —“

„Sie befinden sich in einer schwierigen geschäftlichen Situation?“

„So ist es, das Geschäft geht jetzt nicht gut, auch habe ich —“

„Unglücklich gespielt.“

„Ja — ja, da Sie denn alles wissen,“ bekannte niedergeschlagen der Juwelier. „Als ich Frau Brandis das Armband anbot, geschah es in vollem Ernste und ohne böse Absicht. Erst als sie das Armband wieder auf die Tafel legte und fortging, fuhr mir plötzlich der Gedanke durch den Sinn: Das ist ja das ehemalige Fräulein v. Hagen, das an Kleptomanie leidet. Wenn die das kostbare Schmuckstück hätte mitgehen heißen! Ich grübelte unwillkürlich dieser Vorstellung nach, und da — da erst entstand die Idee in mir. Ich ließ das Armband ungesehen in meine Tasche verschwinden, dann machte ich Lärm, als entdeckte ich eben den Verlust, und zeigte mich aufgeregt. Wer hätte mir nachweisen können, daß ich selber den Gegenstand an mich genommen? Gelang der Coup, so konnte ich das Armband zweimal verwerten, was in meiner mißlichen Lage für mich von ungeheurem Vorteil war, wenn nicht,

so war ich nicht schlechter daran: ich besaß das Armband nach wie vor und es war ein wohl entschuldbarer Irrtum meinerseits. Und nun, meine Herren —" wollte der Goldwarenhändler bittend fortfahren, als der Amtsgerichtsrat ihn unterbrach.

„Rufen Sie Ihren Gehilfen und Ihr Mädchen, zeigen Sie beiden das Armband und geben Sie die Erklärung ab, daß Sie sich im Irrtum befunden hätten."

Mit saurem Gesicht entschloß sich Ebner auch zu dieser Genugtuung. Sowohl der Gehilfe als auch das Dienstmädchen nahmen die Erklärung ihres Prinzipals mit ungeheucheltem Erstaunen auf. Falkner merkte wohl, daß wenigstens der Gehilfe darin etwas Gemachtes erblickte, in welcher Meinung er wahrscheinlich hinterher von seinem Herrn bestärkt werden würde, der ihm vermutlich sagen würde, er habe von Herrn Brandis für sein Entgegenkommen ein gutes Stück Geld erhalten.

Deshalb setzte er hinzu: „Der Irrtum hat sich dadurch herausgestellt, daß Herr Ebner mir, dem Amtsgerichtsrat Falkner, als ich heute morgen nach einem Schmuckstück fragte, das angeblich gestohlene Rubinarmband selber vorlegte und zum Kaufe anbot. Er hat es also bei dieser Gelegenheit wiedergefunden und konstatiert mit Bedauern seinen Irrtum."

Nachdem die beiden Angestellten entlassen waren, mußte der Juwelier sich noch zur Bitte um Verzeihung bequemen, worauf der Amtsgerichtsrat erklärte, daß Herr Brandis von einer weiteren Verfolgung des Bubenstücks absehen werde — nicht aus Rücksicht auf den Täter, der keine verdiene, sondern um seiner selbst und seiner Gattin willen, die durch den Schurkenstreich schon fast dem Tode nahe gebracht worden sei. „Sie," schloß der energische Jurist und streckte den

Arm gegen den Juwelier aus, „Sie dürfen wir getrost sich selber überlassen! Sie spielen — dieses Laster trägt die Strafe in sich selbst!“

Damit verließen die Freunde und Felicitas den Laden. Die junge Frau weinte vor Freude. Unterwegs drückte sie nur immer ihrem scharfsinnigen Retter und ihrem Gatten die Hände.

„Nun erst fühle ich mich ganz geheilt,“ flüsterte sie letzterem zu, der vor Wonne strahlte.

„Aber vor allem — wie hast du das herausgebracht?“ wandte sich Eugen an den Rat. „Und in so kurzer Zeit? Wärest du nicht gekommen, so hätte ich dem Bösewicht das Geld gezahlt, und meine arme Frau wäre zeitlebens mit dem Makel behaftet geblieben.“

„Die Sache ist einfach genug,“ berichtete der Jurist und erzählte ausführlich die Geschichte der Entlarvung des Schuldigen. „Da weder Felicitas noch der Gehilfe und das Dienstmädchen in Frage kamen, auch nicht daran zu denken war, daß das Armband verlegt sein konnte, so blieb nur eine Möglichkeit: der Juwelier mußte den Diebstahl nur vorspiegeln. Ich zog bei einem Auskunftsbureau Erkundigungen nach ihm ein und vernahm, daß er sich in Zahlungsschwierigkeiten befinde, der Leidenschaft des Spiels ergeben sei und überhaupt nicht als nobler Geschäftsmann gelte. Er kannte auch, wie mir Eugen erzählt, Ihre Manie, liebe Freundin — meine Überzeugung stand nun fest: es handelte sich um einen Erpressungsversuch. Der Schurke riskierte dabei nichts und hatte Aussicht, den doppelten Wert des Armbandes zu erhalten. Die Gerichte wären sicher schwer von der Unschuld einer Person zu überzeugen gewesen, die nachweisbar an Kleptomanie leidet, auch baute er darauf, daß Eugen es gar nicht erst so weit kommen lassen würde. Wie ihn aber über-

führen? Gut, kalkulierte ich, wenn ich recht habe, so wird es ihm vor allem darum zu tun sein, das Armband los zu werden, aber auf eine Weise, die gleichzeitig das Verschwinden des Kleinods für unsere Gegend bedeutet und ihn niemals der Gefahr aussetzt, daß es wieder entdeckt und dadurch seine Manipulation erkannt wird. Darauf baute ich meinen Plan."

Falkner erzählte darauf, wie er denselben ausgeführt und sich dem Juwelier als Amerikaner vorgestellt habe. „Das Rubinarmband," fügte er hinzu, „erkannte ich nach der Beschreibung sofort; ich stellte auch die besonderen Kennzeichen fest — es kam nur noch darauf an, es der Sicherheit halber von Ihnen, Felicitas, identifizieren zu lassen. Alles übrige haben Sie selbst mit erlebt."

„Und was sagen wir dem Inspektor?" fragte Eugen lächelnd. „Die volle Wahrheit darf er nicht erfahren, seine Pflicht geböte ihm, den Fall zur Anzeige zu bringen, und wir haben Ebner versprochen —"

„Wir sagen ihm dasselbe, was den Angestellten mitgeteilt worden ist," entgegnete der Jurist nach kurzer Überlegung. —

An diesem Tage herrschte zum ersten Male seit der Hochzeit der jungen Eheleute ungetrübter Jubel in ihrem Hause. Und was das beste war: Felicitas glaubte fortan selbst an ihre Genesung; sie ward eine völlig andere, gewann ihre Heiterkeit und Sicherheit zurück, und ihr herzliches Lachen schallte nun zur Beseligung ihres Gatten durch dieselben Räume, die sie so oft mit traurigem Antlitz und schwermütigen Blicken durchwandert hatte. Die finsteren Gewalten, die so lange über ihr geschwebt, waren gewichen.

Das Heim auf Rädern.

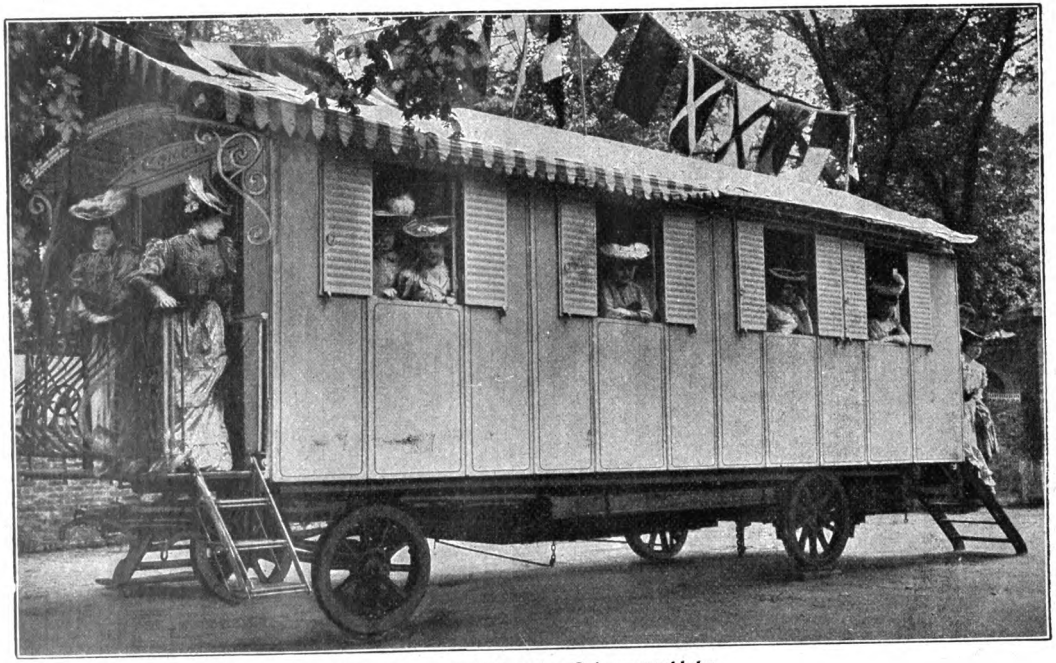
Ein neuer Sport.

Von Loth. Brenkendorff.

Mit 6 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

Das in Amerika und namentlich in England raſch zu großer Beliebtheit gelangte Hausboot, das ſeinem Beſitzer geſtattet, nach Belieben den Aufenthalt zu wechſeln, ohne darum ſeinen kleinen häuslichen Bequemlichkeiten und Gewohnheiten entſagen zu müſſen, hat neuerdings ein Gegenſtück in dem Wohnwagen, der Roulotte, gefunden, und die genialen Schöpfer dieſer allerneueſten Errungenſchaft ſind voll enthuſiaſtiſcher Begeiſterung für die Vorzüge ihrer Erfindung.

Der Eigentümer des mit mehr oder weniger Raffinement für Wohnzwecke eingerichteten Flachbootes iſt ja bei aller Freiheit der Bewegung immerhin an die Flüſſe und Seen ſeiner Heimat gebunden; der beneidenswerte Bewohner einer Roulotte aber kann ſich ganz nach ſeinem Gefallen überallhin begeben, wohin eine fahrbare Straße führt, ja er kann ſich ſogar mitſamt ſeinem rollenden Hauſe von der Eiſenbahn befördern laſſen und während einer Fahrt von Paris nach Rom bequemer logieren und beſſer verpflegt ſein als im ſchönſten Salonwagen oder im allerbeſten Hotel.



Eine fahrende „Villa“ des Heimwagenklubs.

Die Idee des für Luxuszwecke gebauten Wohnwagens ist übrigens diesmal ausnahmsweise nicht in Amerika, dem Lande der Exzentrizitäten und der bizarren Modelaunen, sondern in Frankreich entstanden, und es ist dafür gesorgt, daß der Name ihres Urhebers der Nachwelt nicht verloren geht. Ein Baron de Sennevoy war es, der den Heimwagenklub oder den Klub der rollenden Häuser ins Leben rief. Dieser Wohltäter einer nach neuartigen Zerstreuungen schmachtenden Menschheit hatte die Genugtuung, innerhalb weniger Monate die Mitgliederzahl des mit sechs mutigen Pionieren gegründeten Klubs bis auf fünfzig oder darüber anwachsen zu sehen.

Es ist kein Zweifel, daß dem Wohnwagen die Zukunft gehört — wenigstens so lange, bis eine andere Torheit ihn abgelöst haben wird — und daß während der nächsten Jahre ein großer Teil der vornehmen Pariser Gesellschaft die schöne Jahreszeit an den verschiedensten Punkten Frankreichs zubringen wird, ohne darum das eigene Heim anders als in gelegentlichen Spaziergängen zu verlassen.

Im Grunde handelt sich's ja allerdings nicht gerade um eine funkelnagelneue Erfindung. Die Roulotte des Heimwagenklubs ist vielmehr in der Hauptsache nichts anderes als eine veredelte Nachahmung jener schwerfälligen Gefährte, die — zumeist von einigen spindeldürren Kleppern gezogen — wohl schon jeder unserer Leser über die staubige Landstraße hat dahinrollen sehen. Auf Messen und Jahrmärkten sind diese fahrbaren Wohnungen oft zu ganzen Wagenburgen vereinigt, denn sie sind ja seit undenklichen Zeiten die traditionelle Heimstätte jenes fahrenden Völkchens, das mit allerlei Gaukelkünsten seinen Lebensunterhalt gewinnt. Wie dürftig oder hinfällig sie auch zuweilen

erſcheinen mögen, es haftet ihnen in den Augen des an die Scholle gebundenen ſeßhaften Bürgers doch immer ein leiſer Schimmer von Romantik an, etwas

„Aufgang für Herrſchaften."

von dem Nimbus beneidenswerter Freiheit und Ungebundenheit, die ſelbſt mit mancherlei Not und Entbehrung nicht zu teuer bezahlt iſt.

Vermutlich war es eben dieſer romantiſche Hauch,

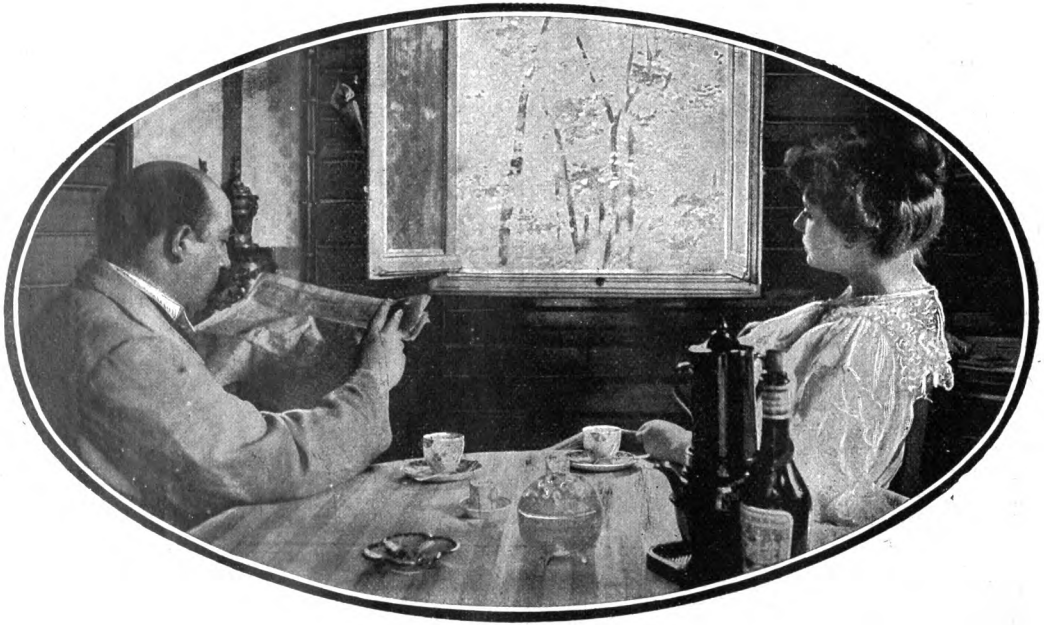
der den verwöhnten Genußmenschen einer übersättigten Gesellschaft das Leben in der Roulotte plötzlich so lockend und verführerisch erscheinen ließ, daß sie sich beeilten, es den „Fahrenden" nachzutun — natürlich mit einigen Einschränkungen zu Gunsten jener Bequemlichkeit, auf die sie selbst da nicht verzichten mochten, wo sie um der goldenen Freiheit willen zu einer höchst primitiven Lebensführung zurückzukehren vermeinten.

Am Boulevard d'Auteuil zu Paris, da, wo er an das Bois de Boulogne grenzt, hat der Heimwagenklub in einem gemieteten Park den rollenden Häusern seiner Mitglieder Unterkunft gewährt. Auch gewöhnlichen Sterblichen, die nicht in der glücklichen Lage sind, 12,000 bis 35,000 Franken für eine solche Laune zu opfern, ist es gelegentlich gestattet, diese fahrbaren Sommerfrischen zu besichtigen.

Eine von ihnen, von ihrem glücklichen Besitzer auf den Namen „Komet" getauft, sei unseren Lesern hier in einer Reihe photographischer Aufnahmen vorgeführt.

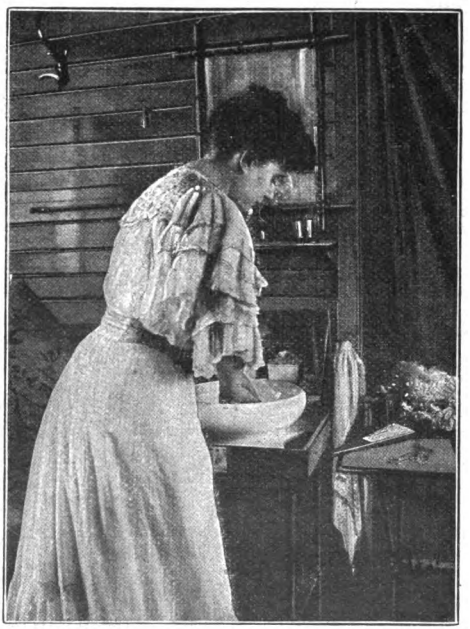
Die Grundform des gewöhnlichen Artistenwohnwagens hat nur insofern eine Abänderung erfahren, als sich nicht nur an der hinteren, sondern auch an der vorderen Schmalseite des Gefährts eine Plattform befindet, die den Verkehr mit der Außenwelt vermittelt. Es war nämlich ganz unerläßlich, daß — ebenso wie es in jedem vornehmen Hause eine Vorder- und eine Hintertreppe gibt — auch hier ein „Aufgang für Herrschaften" und einer „für Dienstboten und Lieferanten" geschaffen wurde.

Die hintere, mit schön gearbeitetem Eisenwerk verzierte Plattform führt direkt in das Speisezimmer, das gleich dem anstoßenden Schlafgemach mit den kostbarsten amerikanischen Hölzern getäfelt und mit Bronzebeschlägen reich geschmückt ist. Der naturgemäß etwas



Im Speisezimmer.

beſchränkte Raum iſt auf die ſinnreichſte Weiſe ausgenutzt. Obwohl es an nichts fehlt, was einem Angehörigen der „oberen Zehntauſend“ für eine behagliche Befriedigung ſeiner leiblichen Bedürfniſſe unentbehr-



In der Wand zu verbergendes Waſchgerät.

lich ſcheint, kann das Gefühl drückender Enge doch ſelbſt dann nicht aufkommen, wenn ſechs Perſonen an der Tafel Platz genommen haben. Und auch für die ſervierenden Dienſtboten bleibt da noch immer Raum genug.

Nach beendeter Mahlzeit läßt ſich dieſer „Speiſeſaal“ durch einige ebenfalls äußerſt ſinnreiche Vor-

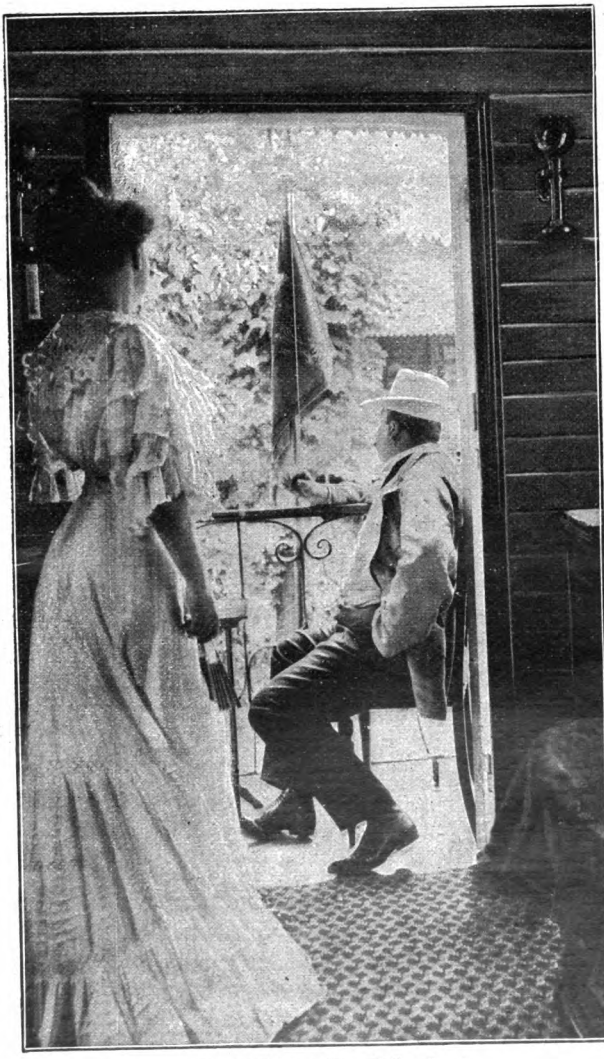
Blick in die Küche.

richtungen mühelos in einen Empfangssalon der Hausfrau oder in ein höchst gemütliches Rauch- und Herrenzimmer verwandeln. Auf eine ähnliche Metamorphose ist auch das Schlafgemach eingerichtet, dessen an den Längsseiten aufgestellte, je einen Meter breite Betten mit wenig Handgriffen zu bequemen Diwans gemacht werden können, denen niemand ihre Bestimmung ansieht. Die Waschvorrichtungen sind in die getäfelten Wände eingelassen und entziehen sich, sobald sie sich außer Gebrauch befinden, jedem profanen Auge. Die Verbindungstüren beengen den Raum nicht, denn sie sind zum Schieben eingerichtet und gleiten auf den leisesten Druck geräuschlos in ihren Messingschienen hin und her. Der größeren Bequemlichkeit halber führt aus dem Speisezimmer auch noch eine Seitentür ins Freie.

An das Schlafgemach schließen sich die Küche, die selbstverständlich mit allen neuen hauswirtschaftlichen Erfindungen ausgestattet ist und die Bereitung der opulentesten Diners gestattet, sowie ein Kämmerchen für den oder die weiblichen Dienstboten und ein Toilettenraum an.

Für die Fortbewegung des Wagens, der aus dauerhaften, aber möglichst leichten Hölzern konstruiert ist, genügen drei kräftige Pferde, und man hat ausgerechnet, daß sich bei Mietpferden die Kosten auf etwa eine Mark für den Kilometer belaufen, eine Ausgabe, die sich bei der Benutzung eigener Rosse noch wesentlich vermindert. Nachgerechnet haben wir's freilich nicht.

Für diejenigen aber, die es im Zeitalter des Automobilismus verschmähen, sich anderer als mechanischer Fortbewegungsmittel zu bedienen, ist von den Technikern des Heimwagenklubs ebenfalls liebevolle Vorsorge getroffen. Für einen kleinen Mehraufwand von



Die Plattform als „Balkon“.

beiläufig 20,000 Franken läßt sich das rollende Heim ohne jede nennenswerte Einschränkung der Wohn- und Repräsentationsräume auch in der Form eines Motorwagens bauen, der zwar bei einer Schnelligkeitskonkurrenz kaum den ersten Preis davontragen würde, immerhin aber ziemlich beträchtliche Steigungen überwinden und sehr ansehnliche Strecken zurücklegen kann, ohne eine bedenkliche Abnutzung zu erleiden.

Um dem Heimwagen nach Möglichkeit das schwerfällige Aussehen zu benehmen, das durch seine kastenartige Form bedingt ist, hat man ihm eine schneeweiße Farbe gegeben und allerlei Verzierungen an seiner Bedachung angebracht, die jede Verwechslung mit einem gewöhnlichen Artistenwohnwagen ausschließen.

Trotz aller bei seiner Erbauung und Ausschmückung aufgewendeten Verschwendung ist der hier geschilderte „Komet" indessen noch eines der einfacheren Fahrzeuge des Heimwagenklubs. Der geniale Begründer dieser neuesten Vereinigung von zerstreuungssüchtigen Müßiggängern, der oben erwähnte Baron de Sennevoy, hat sich für seine eigenen Bedürfnisse eine Kombination ersonnen, die vorläufig wohl den Rekord auf diesem Gebiete darstellt.

Er bedient sich nämlich zweier Wagen, bei denen je eine Längsseite zu öffnen und dergestalt drehbar ist, daß sie gewissermaßen die Verlängerung der Schmalwand darstellt. Wenn die beiden Wagen entsprechend zusammengeschoben werden, entsteht auf solche Art zu den schon vorhandenen acht Kabinetten zwischen ihnen noch ein weiterer größerer Raum, den man nach Gefallen als geschlossenen Hof benutzen oder durch eine bewegliche, leicht zu handhabende Zeltbedachung in ein regen- und sonnensicheres Gemach verwandeln kann.

Der Heimwagenklub trägt sich mit großen Plänen.

Er rechnet auf eine so rasche Zunahme seines Mitgliederbestandes, daß er mit der Absicht umgeht, in allen größeren Städten Frankreichs und in den um ihrer Naturschönheiten willen am meisten besuchten Gegenden Grundstücke zu erwerben, die zur zeitweiligen Einstellung der Klubwagen geeignet sind, und wo sich die reisenden Mitglieder zugleich mit frischen Pferden versorgen können. Außerdem sollen nach und nach auf Klubkosten möglichst viele mit allen neuen Errungenschaften und Verbesserungen versehene Heimwagen erbaut werden, die „minder begüterten Mitgliedern" gegen einen angemessenen Mietpreis auf Wochen oder Monate zur Verfügung gestellt werden, so daß man sich künftig eine „Villa" mieten, nach seinem Geschmack einrichten und sie je nach Laune und Bedürfnis bald an diesen, bald an jenen schönen Punkt dirigieren kann. Kinderreiche, vielköpfige Familien werden allerdings einstweilen noch von der Wohltat des rollenden Landhauses ausgeschlossen bleiben — der Herr Baron de Sennevoy müßte denn einen Heimwagen erfinden, den man nach Art einer Ziehharmonika vergrößern kann.

Zuzutrauen wäre es ihm allerdings, denn er ist ohne allen Zweifel ein bahnbrechender Pfadfinder auf diesem von seinem kühnen Wagemut zuerst erschlossenen Gebiete

Eine alte Evastochter.

Erzählung von Auguſte Klotz.

(Nachdruck verboten.)

Der Südwind wehte durch die enge, krumme, buckelige Dorfgaſſe, und die beiden prallen Schweinsblaſen, welche am Schild des Bärenwirts hingen, flogen luſtig hin und her.

Der Bärenwirt ſelbſt ſtand unter der Haustür. Zu derſelben führten fünf ausgetretene Sandſteinſtufen empor, und ſo kam es, daß der kurze, dicke Aſthmatiker mit ſeinem roten Vollmondgeſicht, mit dem dunkelbraunen geſtrickten Wams, der weißen Schürze und den bunten Straminſchuhen ſehr von oben herab auf das Leben und Treiben im Straßenkot blicken konnte. Mehr Getier als Menſchheit bewegte ſich da, denn Duſterhauſen iſt ein reicher Bauernort, was ſchon die gewaltigen, kunſtreich aufgeſchichteten Miſthaufen, die bei den Häuſern lagern, verraten.

Die Sonne hatte die ſeit vielen Wochen feſtgefrorene Oberfläche des Erdbodens in einen zähen Brei verwandelt, warf aber auch ihre Strahlen ſo warm, ſo leuchtend und blendend über das Dorf, über Flur und Wald hin, daß alles, was da lebte und webte, von Frühlingsahnungen durchſchauert wurde. Die Sperlinge zwitſcherten, die Tauben girrten, gravitätiſch

stolzierte das Hühnervolk umher, und im Feuersee — wie der kleine Dorfteich genannt wurde — tummelten sich die Gänse und Enten. Zwei Ochsen des Brückenbauern, die eben zum Pflügen aufs Feld hinausgeführt wurden, trugen ihre schönen Köpfe hoch und pendelten vergnügt mit den Schweifen. Der Bursche im blauen Kittel, der neben ihnen her watete, knallte wie toll mit der Peitsche und pfiff mehr kräftig als melodisch in die klare, weiche Luft hinein.

Des Schulzen Magd hing eben einige blau und weiß karierte Schürzen zum Trocknen über die kahle Dornhecke. Als sie den „Baste" so übermütig und siegesgewiß in seinen hohen Rohrstiefeln einherstampfen sah, machte sie mit der ausgestreckten Zunge eilig die innere Handfläche naß und fuhr sich mit dieser glättend über ihren schwarzen Scheitel. Das war das einzige, was sie momentan zur Verschönerung ihrer Persönlichkeit tun konnte.

Der Bursche bemerkte wohl das Bestreben der Jungfrau, ihm zu gefallen. Er errötete vor Vergnügen und grinste geschmeichelt, so daß sein großer Mund sich bis zu den Ohren hin in die Breite zog. Um der holden Weiblichkeit zu zeigen, daß er ein galanter Mann sei, kitzelte er sie im Vorbeigehen mit dem Peitschenstecken im Nacken und lachte wiehernd dazu. Sie aber stieß einen piepsenden Schrei aus und machte einen Katzenbuckel, blickte ihm aber, als er sich weitertrollte, mit glänzenden Augen so lange nach, bis er den Berg hinab aus ihrem Gesichtskreis verschwand.

Die ganze Kreatur freute sich über den ersten Gruß, den der Frühling heute auf die Erde niedersandte, und nur der Bärenwirt stand mit verdrießlichem Gesicht, die Hände unter der weißen Schürze in die Hosentaschen gesteckt, auf der Schwelle seines Hauses. Noch nie-

mals hatte ihn die Sonne und die behagliche Wärme, welche ihre Strahlen über die Erde breiteten, so geärgert wie heute.

Kein Wunder, wenn man zwei Schweine geschlachtet und eine große Metzelsuppe veranstaltet hat! Wenn zartes Kesselfleisch, saftiger Braten, eine Unmasse Blut-, Leber- und Bratwürste, sowie drei riesige Töpfe voll des feinsten Filderauerkrautes schon seit Stunden dampfend bereit stehen und wenn kein einziger Gast erscheint, um all dem Guten Ehre anzutun!

Lustig flogen die Schweinsblasen an den Füßen des schwarzen Bären, der breitspurig da oben auf den zwei Schildträgern stand, hin und her und riefen den Dusterhausern zu: Kommet zur Metzelsuppe! Hier, im Bären, gibt's Metzelsuppe!

Wäre es heute, am Fastnachtsdienstag, so kalt und unfreundlich gewesen wie noch gestern und vorgestern, wäre ein Schneegestöber oder ein Platzregen niedergegangen, so hätte der Bärenwirt jetzt seine Stuben voll schmausender Gäste gehabt. Aber bei dem wundervollen Frühlingswetter bekümmerten sich die Bauern wenig um den sogenannten Narrentag. Man hatte in dem langen, harten Winter gar oft unfreiwillig faulenzen müssen, und niemand wollte diesen ersten günstigen Tag zur Feldbestellung unbenutzt verstreichen lassen.

Der Bärenwirt blickte von seinem erhabenen Standpunkt aus Gasse auf, Gasse ab und sah überall nur fleißige, tätige Menschen, welche keine Neigung zeigten, die Fastnacht im Wirtshaus zu feiern. Der einzige, welcher sich karnevalistisch ausleben zu wollen schien, war des Krämers Christophle. Dieser kam mit einem kleinen johlenden Gefolge von Buben und Mädchen im Kot dahergewatet. Er hatte eine unförmliche Nase mit zwei Brillenringen vorgebunden und hatte den

Rock verkehrt angezogen, so daß das rosa und weiß gestreifte Futter ihm ein einigermaßen buntes Aussehen gab. In der Hand trug er einen aufgespannten, sehr beschädigten grünen Sonnenschirm. So zog er im Triumph einher.

Eine geraume Weile fesselte er die Aufmerksamkeit des Bärenwirts, der ihm stumpfsinnig nachgaffte. Dann stieß aber dieser gute Mann einen derben Fluch aus und spuckte hinterher kräftig in einem weiten Bogen auf die Gasse hinunter; das erleichterte etwas sein gedrücktes Gemüt. Die Betrachtung des Straßenlebens schien ihm jedoch mit einem Male langweilig zu werden, denn er drehte sich langsam um, machte schwerfällig schlürfend einige Schritte im Hausehrn und trat laut gähnend in die Wirtsstube.

Auch hier Sonne! Überall helles Licht, goldige Strahlen! Diese fielen auf die langen Tische mit den marmorierten Wachstuchdecken, auf den altmodischen großen Kachelofen, der sie eigentlich gar nicht brauchte, weil ja sein eigenes Innere voller Glut war, auf den mit weißem Sand bestreuten Fußboden, auf die Champagner- und Mineralwasserplakate an den Wänden und auf das schwarze Häubchen und den weißen Scheitel einer alten Frau, welche am Ofentisch saß.

Die alte Frau war die Mutter des Bärenwirts, und als ihr Sohn in die Stube hereintrat, blickte sie über ihre Hornbrille hinweg forschend nach ihm hin. Er beachtete sie nicht, sondern ging in die Schenke nebenan und erschien kurz darauf mit einem gefüllten Bierglas in der Hand wieder.

Einen kräftigen Schluck nehmend, blieb er mitten in der Stube stehen. Dann setzte er das Glas hart auf den nächststehenden Tisch und sich selbst daneben auf die Wandbank.

„Der Kuckuck soll die Dusterhauser holen! Denen schlacht' ich noch einmal zur Fastnacht! Keiner von den Lumpen kommt heute!" rief er zornig und schob das Bierglas mit einem unwilligen Stoß von sich weg, als ob die Gedanken, die ihn in diesem Moment beherrschten, ihm das Trinken ganz und gar verleidet hätten.

Die alte Frau ließ die Hände mit dem Strickzeug auf den Tisch sinken. Sie hob den Kopf in die Höhe und schüttelte ihn mißbilligend und sah ärgerlich zu ihrem Sohn hinüber.

„Anton," sagte sie dann vorwurfsvoll, indem sie das weiße, spitzenbesetzte Batisttüchlein, das sie um den Hals gebunden hatte, zurechtzupfte, so daß die beiden Zipfel des Knotens korrekt nach rechts und links abstanden, „du hast doch gar keinen Stolz! Muß es denn jeder bemerken, daß du dich ärgerst, wenn deine Gaststuben leer sind? Was brauchst du dich um die dummen Bauern zu kümmern? Wir sind, Gott sei Dank, reiche Leute und können uns erlauben, im Notfall mit dem Gesinde die beiden Säue unter uns aufzuessen!"

„Das werden wir auch müssen!" rief der Wirt giftig. „Bei dieser Wärme halten die Würste nicht bis zum nächsten Sonntag, und heute abend kommt höchstens noch der Doktor und der ißt immer nur die Rüssel, die Ohren und die Schwänze."

„Ach was! Es werden schon noch andere kommen — wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen!" warf die Mutter ungeduldig hin und begann wieder zu stricken.

In der Stube wurde es eine Weile ganz still. Aber draußen in der Küche rasselte und klapperte und klopfte und klirrte es, und auch eine kreischende Frauenstimme ließ sich des öfteren vernehmen.

Da schüttelte die Greisin wieder mißbilligend den Kopf. Ihre Schwiegertochter — das war auch so eine! Ohne Anstand, ohne Würde, ohne ruhige Überlegung, ohne ein Gefühl für das, was sich schickte oder sich nicht schickte. Kein Wunder, wenn es der jungen Frau nicht gelungen war, die alte zu entthronen, wenn die alte, achtzigjährige noch immer von jedermann als die „Frau Bärenwirtin" angeredet und respektiert wurde, die junge dagegen in die Küche verbannt blieb und einfach die „Simmendingerin" hieß.

Anton Simmendinger streckte den Arm aus und holte das zurückgeschobene Bierglas wieder näher heran. Zum Trinken kam er jedoch nicht, denn plötzlich wurde die Tür weit aufgerissen, und zwei Gäste traten in die Stube.

„Ach, der Herr Hofphotograph Schwarz!" rief der Wirt erstaunt, erhob sich und machte einige Kratzfüße, daß der Sand am Boden knirschte. Sein eben noch so verdrießliches Gesicht erstrahlte jetzt in freundlicher Liebenswürdigkeit.

„Grüß Gott, Herr Simmendinger! — Grüß Gott, Frau Bärenwirtin!" rief der ältere der beiden Herren und reichte Sohn und Mutter die Hand. „Ich glaube gar, ich rieche Metzelsuppe! Sollten wir wirklich ein so unerwartetes Glück haben?"

„Metzelsuppe, Herr Hofphotograph!" sagte Anton lakonisch, aber sehr selbstbewußt.

Die beiden Herren hingen ihre Hüte und ihre Wettermäntel an die Wandhaken und stellten sorgfältig ihr Gepäck auf die Fensterbank.

„Ist's erlaubt, Frau Bärenwirtin?" fragte der Photograph und setzte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, mit seinem Begleiter an den Tisch, an welchem die alte Frau saß.

Die Frau Bärenwirtin verneigte sich gnädig. „Anton, ein Tischtuch!“ befahl sie dem Sohn.

„Mein Gehilfe, Herr Wenzler!“ stellte Herr Schwarz den neben ihm sitzenden jungen Mann vor.

Wieder verneigte die Frau Bärenwirtin sich gnädig.

„Die Herren haben wohl bei dem schönen Wetter einen Spaziergang gemacht?“ fragte sie, als sie ihrem Anton das Tischtuch zurechtzupfen half.

„Geschäftsgang, Frau Bärenwirtin!“ antwortete der Hofphotograph verbindlich. „Durchlaucht, der Fürst von Ohlenhausen, geben diesen Abend einen Maskenball im Schloß Ohlenhausen. Wir sind auf dem Wege dahin, sind telegraphisch bestellt worden, müssen Blitzlichtaufnahmen machen.“

„Sooo!“ sagte die alte Frau und nickte verständnisvoll, obgleich sie keine Ahnung davon hatte, was eigentlich Blitzlicht sei.

„Blitzlicht?“ fragte hastig ihr Sohn mit weitaufgerissenen Augen. „Ja, glauben Sie denn, daß heute noch ein Gewitter kommt? Dann halten die Leberwürste schon gar nicht mehr!“

Die Mutter ärgerte sich sichtlich und wollte zu ihrem Sohn ein strafendes Wort sagen. Die Herren bestellten jetzt aber eben bei ihm, was sie zu essen und zu trinken wünschten, und er ging, das Bestellte zu holen.

Er sah aus wie sein eigener Hausknecht. Seine Mutter aber saß an dem Wirtshaustisch wie eine greise Fürstin, welche ebenso gnädig als liebenswürdig Gastfreundschaft übt.

Das dachte der Hofphotograph, als er sie prüfend anblickte. Er strich sich dabei gedankenvoll seinen blonden Knebelbart und schmunzelte etwas. Sie hatte ihre Strickarbeit wieder aufgenommen, und die knöchernen Greisenfinger bewegten lebhaft die Stahlnadeln.

Nebenbei beobachteten ihre dunklen Augen scharf alles, was Anton den Gästen vorsetzte und wie er es ihnen vorsetzte.

„Ich erlaube mir, den Herren einen gesegneten Appetit zu wünschen!“ sagte sie salbungsvoll mit einer leichten Verneigung.

„Guten Appetit!“ sagte auch Anton. Er blieb erst unentschlossen stehen, rieb sich die Hände, blickte eine Weile verlegen vor sich hin und machte dann resolut ein paar Schritte bis zu seinem gewohnten Platz am Fenster. Mit einem leichten Seufzer ließ er sich auf die Bank nieder, sichtlich froh darüber, seine Persönlichkeit wieder einmal glücklich irgendwo untergebracht zu haben.

Leider aber betrachtete ihn in diesem Moment der Gehilfe des Photographen mit neugierigen Augen. Das brachte ihn so aus der Fassung, daß er sich gedrungen fühlte, zu seiner eigenen Ehrenrettung irgend etwas zu tun, das Zeugnis von seiner Unbefangenheit ablegte. Er räusperte sich geräuschvoll und anhaltend, schob leicht seine weiße Schürze beiseite und spuckte zwischen seinen Knieen hindurch kräftig auf den Fußboden.

„Anton,“ rief die alte Mutter laut und zornig, „geh hinaus in die Küche! Deine Frau hat gerufen!“

Wie einer, der auf einer schlimmen Tat ertappt worden ist und der eifrig die ihm gebotene Gelegenheit zur Flucht ergreift, schlich der Wirt davon.

Eine Pause entstand am Ofentisch. Die stählernen Stricknadeln bewegten sich schneller. Die beiden Gäste aber empfanden es sichtlich mit Unbehagen, daß einer ihres Geschlechts und ihres Alters sich widerstandslos einer so demütigenden Behandlung unterwarf.

Der Hofphotograph mit seinem blassen Gesicht und

seinen milden, hellblauen Augen war ein gutmütiger Mann, den es drängte, die ungemütliche Stimmung zu verscheuchen. Bis jetzt hatte er sich noch immer nicht entschlossen, ob er der alten Frau das mitteilen wolle, wegen dem er heute im Bären eingekehrt war. Man konnte ja nicht wissen, wie sie es aufnehmen würde, und es war doch nicht absolut notwendig, daß sie es erfuhr. Nun — vielleicht nahm sie es gut auf.

„Frau Bärenwirtin," sagte er mit einer leichten Verlegenheit, jedoch lebhaft und munter, wie wenn ihm plötzlich etwas Angenehmes eingefallen wäre, „erinnern Sie sich noch der Aufnahme, die ich im vergangenen Sommer hier in der Stube von Ihnen machte?"

Die Greisin unterbrach ihre Arbeit und blickte dem Fragenden mit lebhaftem Interesse ins Gesicht. „Die Photographie mit der Kaffeetasse?" fragte sie gespannt.

„Ganz recht — diese meine ich. Nun, Frau Bärenwirtin, ich habe sie vergrößert, bedeutend vergrößert, und es ist ein solch reizendes Genrebild daraus geworden, daß ich es zu der Ausstellung deutscher Berufsphotographen, die gegenwärtig im Landesgewerbemuseum in der Residenz stattfindet, sandte. Da hängt es nun am schönsten Platz und hat mir den ersten Preis eingetragen. Alle Welt ist entzückt davon, und es ist immer von Bewunderern umstellt. Ich hoffe, Frau Bärenwirtin, Sie geben mir nachträglich die Erlaubnis zur Ausstellung und dann auch zugleich zur Vervielfältigung. Ich wäre Ihnen zu großem Dank verpflichtet, wenn —"

Die alte Frau unterbrach mit einem Laut des freudigsten Erstaunens den Sprecher. Ihr runzeliges, fahles Greisenantlitz überzog sich mit einer fieberhaften

Röte, und ihre Augen funkelten hinter den runden Konvexgläsern. „Ach freilich — freilich! Tun Sie mit ihr, was Sie wollen," rief sie mit etwas belegter Stimme, ließ das Strickzeug auf den Tisch fallen und schlug die Hände zusammen. Ganz überglücklich sah sie aus.

Der Photograph mußte lächeln. Sie waren doch alle gleich, die vom schönen Geschlecht, die Alten wie die Jungen! Selbst die achtzigjährige, so ungemein energische, gestrenge und würdevolle Bärenwirtin kam aus der Fassung und freute sich wie der koketteste Backfisch darüber, daß ihr Bild in einer Ausstellung hing.

„Und die Leute sehen mich wirklich an?" fragte sie halb zweifelnd, halb stolz. Ihre Stimme war vor lauter Erregung in einen schrillen Diskant übergegangen.

„Sogar der König und die Königin haben Sie bewundert!" warf der Photograph mit großartiger Ruhe hin. Er lehnte sich behaglich zurück, steckte beide Hände in die Hosentaschen und blickte die Alte übermütig und belustigt an. Er war sehr zufrieden mit der Art und Weise, wie sie seine Mitteilung aufnahm. So wie er sie kannte, hätte er es anders erwartet.

„Der König und die Königin!" hauchte die Frau andachtsvoll und faltete die Hände.

„Und der ganze Hof!" fügte der Photograph kaltblütig hinzu, indem er mit der Messerklinge auf die leere Weinflasche klopfte.

Diesem Ruf folgte der Wirt instinktiv. Der Ton eines klingenden Glases war das Leitmotiv seines Lebens, war derjenige Laut, der ihn immer am schnellsten und sichersten aus seinem Phlegma aufrüttelte.

Mit einer verlegenen Freundlichkeit im Gesicht trat er in die Stube und blickte, als er die leere Flasche vom Tisch nahm, scheu auf seine Mutter herab.

Zu seinem großen Erstaunen lächelte ihn diese mit ungewöhnlicher Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit an. „Anton," sagte sie weich, „wenn du dem Herrn Hofphotographen seinen Wein gebracht hast, dann gehe einmal hinauf in mein Wohnzimmer und hole das Bild von mir, das auf der Kommode steht!"

Sie schien ungeduldig zu sein, bis Anton das Bild brachte. Mit nervöser Hast griff sie danach, und stolz und triumphierend sah sie aus, als sie es endlich in den zitternden Händen hielt und betrachtete.

„Ach ja, meine schöne neue Haube habe ich auf — und meinen Granatenanhänger sieht man auch!" sagte sie.

„Die Vergrößerung bringt alles noch viel besser zur Geltung. Jedem Beschauer des eigenartigen, reizenden Bildes drängt es sich sofort auf, daß das reizende alte Mütterchen, das so behaglich beim Kaffee sitzt, einst eine sehr schöne Frau gewesen sein muß."

Die Bärenwirtin fand nicht gleich Worte. Die Schmeichelei des Photographen verwirrte sie, wie der rote Lappen den Truthahn verwirrt, wenn man ihn vor seinen Augen flattern läßt. Dazu blähte der Stolz sie auf, und sie sah momentan fast so dumm aus als ihr Sohn.

So starrte sie einige Zeitlang auf die Photographie nieder. Ihr Gesicht wechselte öfters die Farbe, und sie schien immer mehr in Aufregung zu geraten. Endlich legte sie das kleine Bild in dem schwülstigen Messingrahmen auf den Tisch nieder und schob es dann mit einer heftigen Bewegung dem Sohne hinüber.

„Trag's wieder hinauf!" befahl sie kurz mit ihrer gewohnten harten Stimme und griff nach ihrem Strickzeug.

„Bitte, Herr Simmendinger, schenken Sie mir

zuvor einen Augenblick — ich möchte zahlen!" sagte der Photograph. „Es ist höchste Zeit, daß wir uns nach Ohlenhausen auf den Weg machen."

Während der Abrechnung zwischen Wirt und Gast schien die alte Frau für nichts anderes Interesse zu haben als für den schwarzen Strumpf, an dem sie strickte.

Aber kaum war Anton mit dem Bild in der Hand aus dem Zimmer gegangen, um den Befehl seiner Mutter auszuführen, als sie hastig und unvermittelt den sich zum Aufbruch rüstenden Photographen fragte: „Wie lange dauert denn eigentlich die Ausstellung?"

„Noch die ganze Woche," antwortete der Herr so nebenher. Er war eben im Begiff, sich mit seinem Begleiter in die mitgebrachten Gepäckstücke zu teilen.

* * *

Zwei Tage später verbreitete sich im Dorf die unglaubliche Nachricht, daß die Bärenwirtin verschwunden sei.

Es war ein rätselhaftes, unbegreifliches und daher ganz unheimliches Verschwinden. Die alte Frau hatte schon seit Jahren das Haus nicht mehr verlassen, weil eine offene Fußwunde sie im Gehen sehr schmerzte. Am Mittwoch abend war sie zu gewohnter Stunde zu Bett gegangen, und am Donnerstag morgen, als man ihr das Frühstück bringen wollte, war sie einfach nicht mehr da. Ihr Zimmer befand sich in geordnetem Zustand, und alles Verschließbare war sorgfältig verschlossen.

Man durchsuchte das ganze Haus von der Räucherkammer bis in den tiefsten Keller, man forschte im Garten, im Hof, in den Ställen, als ob die Vermißte auf einen Baum klettern oder in einen Futterkasten

habe kriechen können, man fragte überall im Dorfe und in der Nachbarschaft nach ihr, aber ohne eine Spur zu entdecken.

„Der Teufel hat sie geholt!" sagte die Schwiegertochter und hantierte triumphierend und schadenfroh im Haus umher.

Anton war ratlos. Er vermißte das gewohnte Gängelband und stolperte deshalb fortwährend und geriet schließlich sogar auf schlimme Abwege. Bereits die zweite Flasche gesiegelter Affentaler stand im dunkelsten Winkel der Schenke und war auch beinahe schon ganz geleert.

Bald jedoch konnte der trostlose Sohn sich nicht mehr in Ruhe dem stillen Trunk ergeben. Denn trotz des günstigen Wetters zur Feldarbeit rückten sie mitten in der besten Tageszeit an, die biederen Bewohner von Dusterhausen. Sie traten mit teilnehmenden Leichenbittermienen in die Stube, grüßten mit gedämpfter Stimme, schoben sich möglichst geräuschlos zwischen Tisch und Bank, ließen sich bedächtig nieder, saugten an ihren Pfeifen und bestellten ihren Schoppen mit ungewöhnlicher Höflichkeit. Sie platzten fast vor Neugierde, zwangen sich jedoch eine heroische Zurückhaltung auf.

Aber die alten Regeln guter Lebensart, die der Bauer immer peinlich und gewissenhaft befolgt, existierten nicht für den Doktor. Dieser Herr konnte, ohne sich etwas von seiner Würde zu vergeben, mit der aufgeregt und hastig hervorgestoßenen Frage nach der Bärenwirtin in die Gaststube stürzen.

Dadurch wurde ein bis jetzt gewaltsam zurückgehaltener Redefluß entfesselt und nahm schnell riesige Dimensionen an.

Mit erregtem Staunen, mit klugen Bemerkungen, mit schlauen Ratschlägen, mit allerlei Vermutungen,

hauptsächlich aber mit viel Geschrei und hartnäckigem Streiten diskutierte man das außerordentliche Ereignis.

Bald war der Bär gedrängt voll Neugieriger und Teilnehmender. Ein Faß Bier nach dem anderen mußte angezapft werden, und die Metzelsuppe, die Anton und seiner Frau so viel Ärger und Verdruß verursacht hatte, wurde innerhalb weniger Stunden vollständig aufgegessen.

Aber wo war die Bärenwirtin? Der Abend kam, die Nacht brach herein, und noch hatte man keine Spur von der alten Frau entdeckt. Es war rätselhaft, ganz rätselhaft! Denn angenommen, daß der Verschwundenen ein Unfall zugestoßen, oder daß ein Verbrechen an ihr verübt worden wäre, so hätte das in der Nähe geschehen sein und man hätte sie doch irgendwo finden müssen. Der Vermutung ihrer Schwiegertochter, ein „Gewisser" habe sie geholt, pflichteten manche augenblinzelnd bei, aber der Bürgermeister, dessen Meinung doch hauptsächlich maßgebend war, rügte als ein aufgeklärter Mann solch dummes Geschwätz.

Ein alter Bauer, der immer selbst sehr gern von seinem Lebensüberdruß redete, trotzdem er mit der Absicht umging, seine jugendliche Haushälterin zu heiraten, sagte mit seiner düstersten Miene: „Vielleicht hat sie sich im Wald draußen erhängt oder sich in den Katzensee gestürzt!"

Das leuchtete dem Bürgermeister eher ein, obgleich die Bärenwirtin niemals den Eindruck erweckt hatte, als ob sie sich zur Selbstmordkandidatin entwickeln könnte. Aber bei so einem alten Weib konnte ja leicht eine plötzliche geistige Störung eingetreten sein, die sie dazu angetrieben, ihrem Leben gewaltsam ein Ende zu bereiten.

„Auf alle Fälle wird morgen der ganze Wald und der Katzensee durchsucht, und ein jeder muß suchen helfen!"

So erklärte der Bürgermeister mit wichtiger Amtsmiene, bevor er an der Spitze der wackeren Bürger von Dusterhausen in später Nachtstunde den Bären verließ.

Einen solch unterhaltenden, interessanten Abend hatte man noch niemals dort erlebt.

Der Wirt und die Wirtin suchten todmüde ihr Lager auf. Die Wirkung des reichlich genossenen Affentalers verhinderte es, daß der Anton in der Nacht sich wegen seiner verschollenen Mutter beunruhigte. Auch sein Weib schlief schnell ein und träumte davon, daß sie in dem gepolsterten Lehnsessel ihrer Schwiegermutter am Ofentisch sitze, daß sie eine goldene Krone auf dem Kopf und einen silbernen Schlüsselring am Schürzenband trage und daß ganz Dusterhausen komme, sich tief vor ihr verneige und sie als Frau Bärenwirtin anrede. —

Am folgenden Tag, nachdem Wald und See stundenlang ohne Erfolg durchforscht worden waren, stellte die müde und durstig gewordene Mannschaft naturgemäß sich wieder im Bären ein, um sich nach den gemachten Anstrengungen zu stärken. Anton spielte, wie man es nicht anders erwartet hatte, den noblen Mann und gab Freibier.

Seine Frau wollte ihm an Großmut nicht nachstehen und sich mit einem Schlag die Herzen der Dusterhauser erobern. Da am vorhergehenden Tag die beiden Schweine bis auf den letzten Wurstzipfel aufgegessen worden waren, erwarb man in der Eile den ganzen Fleischvorrat des Dorfmetzgers, und in der Küche wurde gesotten, gebraten und gebacken, als ob eine reiche Bauernhochzeit gefeiert werde. Gegen Abend war der Bären wiederum mit Gästen überfüllt. Auch das Weibervolk hatte sich zahlreich eingefunden, denn es war bekannt geworden, daß die Simmendingerin Waschkörbe voll Küchlein gebacken habe und daß man

dieselben mit dem dazu gehörigen Kaffee umsonst bekomme. Die Simmendingerin aß eben selbst gern Küchlein, und die gestrenge Schwiegermutter hatte es nie erlaubt, daß welche gebacken wurden.

Es war fast, wie wenn man schon den Leichenschmaus der Bärenwirtin halte. Zuerst schien es, als ob der Geist der Gestrengen noch über den versammelten Gästen schwebe, denn diese verhielten sich, wie sie es von jeher im Bären gewohnt waren, sehr ruhig und sehr anständig und sprachen mit Anerkennung, mit Bedauern, mit Hochachtung, ja mit Rührung von der außerordentlichen Frau, die so unerwartet und auf eine so unheimliche Weise den Ihrigen entrissen worden war. Nach und nach aber machte der Einfluß des Getränkes sich geltend, und die Stimmung hob sich gewaltig. Die Bärenwirtin wurde vergessen, und bald erfüllte lärmendes Geschrei, Singen und Johlen das Haus.

Da — mit einem Male ertönte ein gellender Schrei, und gleich darauf stürzte die Simmendingerin in die sogenannte Herrenstube, wie flüchtend vor einem grauenvollen Etwas.

Alles sprang von den Sitzen empor. Dem fürchterlichen Lärm folgte plötzlich eine unheimliche Stille.

„Was ist denn das für eine Wirtschaft hier?“ fragte eine energische, scharfe Stimme, und jedermann war sofort überzeugt davon, daß das kleine alte Weiblein, das, in einen sogenannten Wickelmantel gehüllt und mit der Staatshaube auf dem Kopf, unter der Stubentür erschien und zornig und erstaunt um sich blickte, kein Geist sei, sondern wirklich die alte Bärenwirtin in Fleisch und Blut.

Anton hatte auch heute wieder viel Affentaler getrunken und stand mit aufgedunsenem Gesicht und hervorquellenden Augen unter der Tür zur Schenke.

Seine Fassungsgabe war in diesem Augenblick sehr gering, aber beim Anblick seiner schon verloren geglaubten Mutter fühlte er es sich plötzlich ungemein weich und warm ums Herz werden. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn zu der alten Frau hin, wankenden Schrittes eilte er auf sie zu, umfaßte sie zärtlich und heulte laut: „Mutter — Mutter! Gott sei Dank, daß du wieder da bist! Ich hab' schon geglaubt, du seiest tot!"

Da lachte seine Frau, die abseits bei einigen Weibern stand, höhnisch auf und schoß dann mit zusammengekniffenen Lippen und blaß vor Zorn wieder hinaus in ihre Küche. Sie hatte sich zu früh gefreut. Der Thron im Bären war noch nicht erledigt.

„Dummer Junge!" sagte die Mutter halb ärgerlich, halb gerührt, indem sie sich von ihrem sie umklammernden Sprößling befreite und denselben auf den nächsten Stuhl niederdrückte. „Ich sehe ja schon, wie es zugeht, wenn ich einmal nicht da bin. Wenn die Katze fort ist, tanzen die Mäuse! — Nun? Was steht ihr denn da und habt Maulaffen feil?" wandte sie sich zornig an die verblüfften Bauern. „Gehet heim in euer Bett und schämt euch, einen solchen Spektakel in einem anständigen Gasthaus zu machen! Der Bär ist keine Fuhrmannskneipe — verstanden!"

Da schlichen sich die Dusterhauser gehorsam einer nach dem anderen still hinaus, wohl nicht allein deshalb, weil sie alle die Alte fürchteten, sondern wahrscheinlich auch, weil sie heute samt und sonders umsonst im Bären gezecht und ein ganz schlechtes Gewissen hatten.

* * *

Die Bärenwirtin sitzt noch heute, mit zweiundachtzig Jahren, in dem gepolsterten Lehnstuhl als

unumschränkte Herrscherin ihres Hauses und ist immer noch ebenso gefürchtet und respektiert wie zu der Zeit, da sie sich im Vollbesitz ihrer Kräfte befand. Wenn die Dusterhauser Bauern etwas von Nietzsche und seiner Philosophie wüßten, würden sie sagen, sie habe eine „Herrennatur". Aber sie würden sich auch sehr verwundern, wenn sie wüßten, daß diese Herrennatur im Grunde eben doch ein Weib wie alle anderen und sehr stark mit der vorzugsweise weiblichen Schwäche der Eitelkeit und Gefallsucht behaftet ist.

Damals, als sie mit ihrem rätselhaften Verschwinden ganz Dusterhausen in Aufregung versetzt hatte, war sie mit heldenhafter Überwindung ihrer Altersgebrechen, der Schmerzen, welche der offene Fuß ihr verursachte, und der Beschwerden, welche die immerhin umständliche Reise mit sich brachte, in die über hundert Kilometer entfernte Haupt- und Residenzstadt gefahren. Dort im Landesgewerbemuseum, in der Ausstellung der deutschen Berufsphotographen, hatte sie stundenlang andächtig und glücksberauscht auf der roten Plüschbank ihrem Konterfei gegenübergesessen, mit dem überwältigenden Gedanken: „Das bin ich — ich, die Bärenwirtin von Dusterhausen!"

Sie hatte gesehen, wie alles vor dem Bild stehen blieb, es mit Interesse und Bewunderung betrachtete, und hatte allerlei schmeichelhafte Ausrufe gehört.

Und als sie ihren Triumph genügend ausgekostet gehabt hatte, war sie wieder nach Hause gefahren mit dem erhebenden Bewußtsein, eine ganz außerordentliche, interessante Persönlichkeit zu sein.

Die Dusterhauser Bauern aber brauchten das alles nicht zu wissen, und sie hat es keinem von ihnen erzählt — selbst ihrem Anton nicht.

Durchs Werdenfelſer Land.

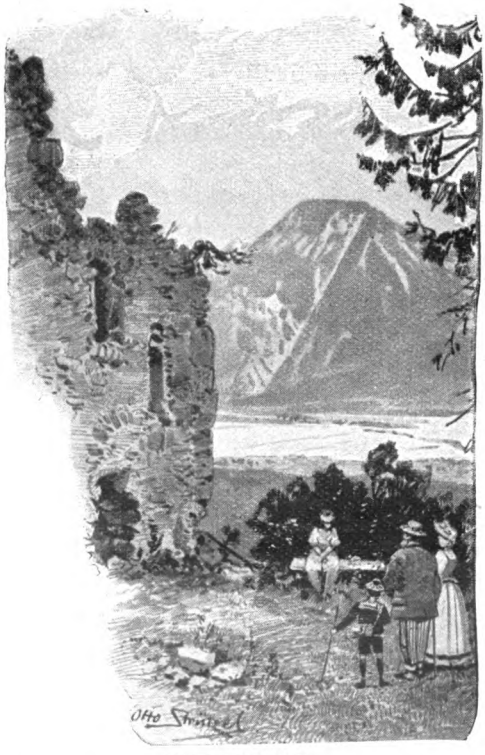
Eine Wanderung von R. Ortmann.

Mit 9 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

Wen ein freundliches Geſchick zur Frühlings- oder Sommerszeit in die kunſtreiche Hauptſtadt des Bayerlandes führt und wem dabei auch nur ein einziger Tag für einen Ausflug in die mit Naturſchönheiten ſo reich geſegnete weitere Umgebung Münchens zur Verfügung ſteht, der möge, ſofern ihm daran liegt, Herz und Gemüt mit unvergeßlichen Eindrücken zu erfüllen, ſeinen Weg ins Werdenfelſer Land, gen Garmiſch und Partenkirchen, nehmen. In wenig mehr als zwei Stunden bringt ihn der Schnellzug bis an den Fuß des Wettersteingebirges, aus deſſen ſchroffen Kalkfelſenwänden das ſchneebedeckte Haupt der Zugſpitze hoch in die Wolken emporragt, und in ſchier überwältigender Fülle bietet ſich ihm ringsumher eine Mannigfaltigkeit von landſchaftlichen Reizen, wie ſie auf gleich engem Raume kaum eine andere Gegend unſeres deutſchen Vaterlandes aufzuweiſen haben dürfte.

Nördlich von Garmiſch, wo der Touriſt den Zug verläßt, erhebt ſich die maleriſche Ruine des Schloſſes Werdenfels, das der ehemals zum Bistum Freiſing gehörigen, im Jahre 1803 an Bayern gekommenen Grafſchaft ihren Namen gegeben. Einſt waren ihre

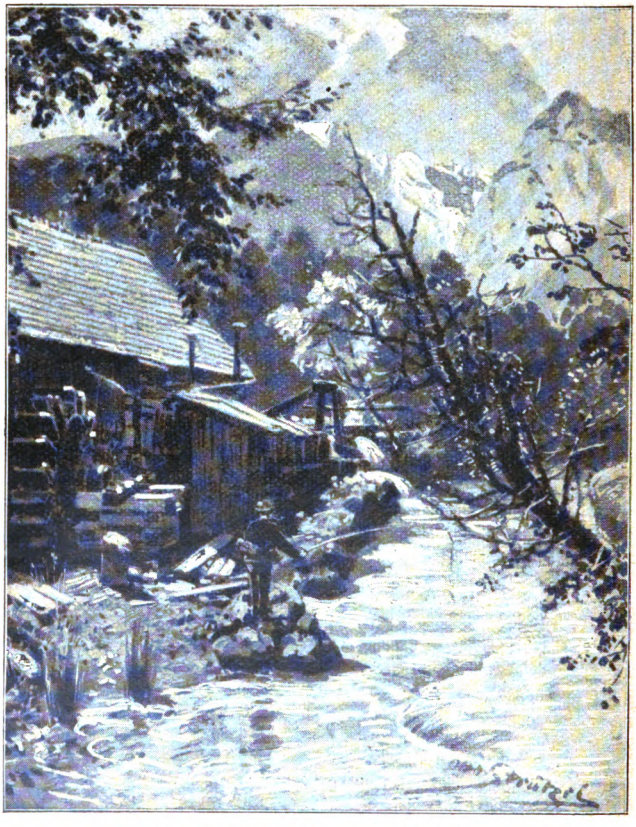
Bewohner in ganz Mitteleuropa durch ihren ausgedehnten Handel mit Medikamenten bekannt, heute aber ſucht man im Werdenfelſer Land Geſundung für



Ruine Werdenfels.

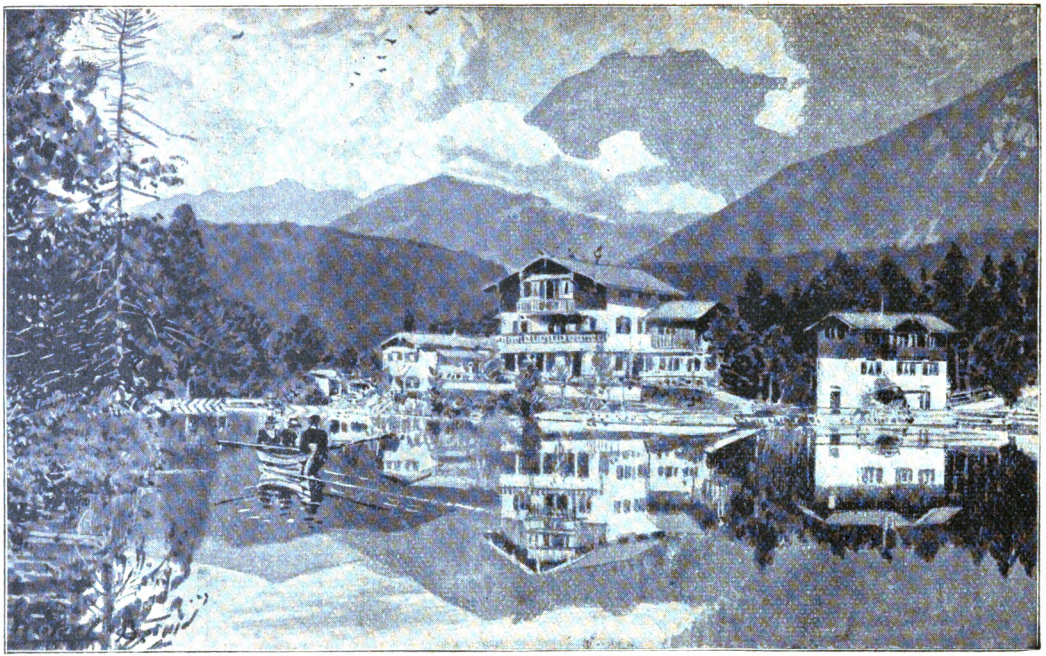
Leib und Seele nicht durch Kräuterextrakte, Mixturen und Latwerge, ſondern im entzückten Genießen einer köſtlichen Natur, deren balſamiſcher Odem die Bruſt freier und leichter atmen und deren Schönheit das Herz in freudigeren Schlägen klopfen läßt.

Schon auf der Fahrt nach Garmisch-Partenkirchen eröffnen sich dem Reisenden überall Einblicke in Szene-



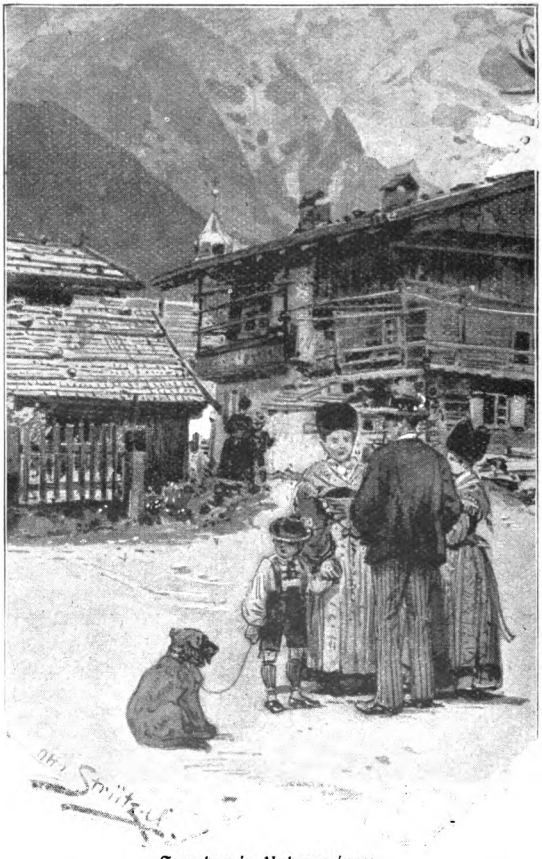
Die Schmelz am Wege zum Baderſee.

rien von bezaubernder Lieblichkeit oder von romantischem Reize. Fernher begrüßt ihn der steinerne Hüter des Werdenfelser Ländchens, der Dolomitfelsen des



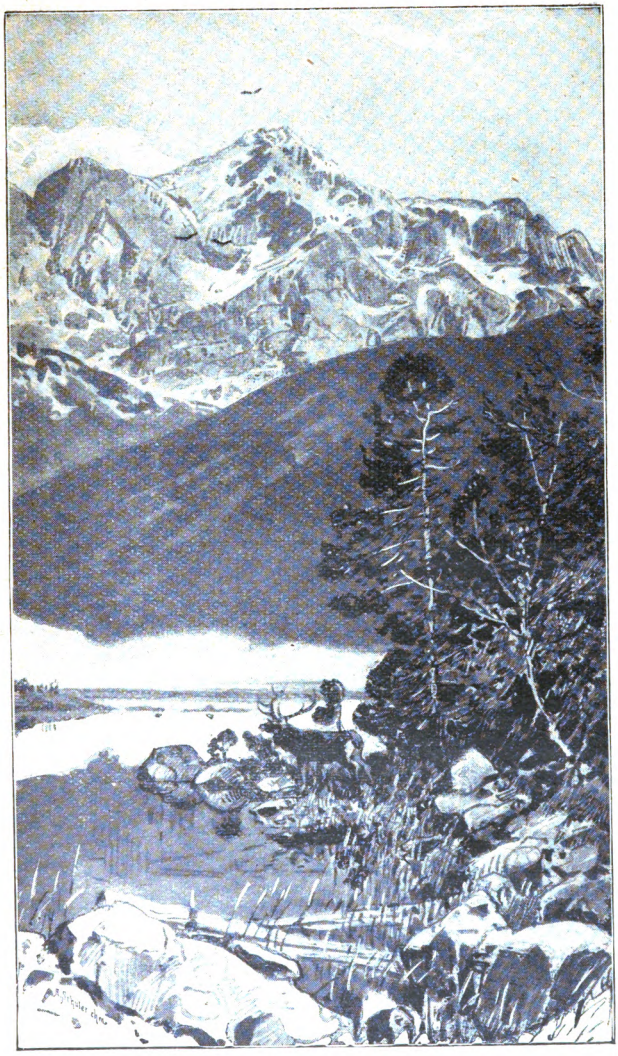
Am Baderſee.

Ettaler Mandl, der als letzter Ausläufer des Oberammergauer Gebirges einen langgezogenen Grat abſchließt.



Sonntag in Untergrainau.

Den großartigen Hintergrund des Bildes aber gibt immer die Zugſpitze mit ihren kaum minder gewaltigen Bergnachbarn, der Alpſpitze und dem Waxenſtein, ab,



Der Eibſee mit Zugſpitze.

deren verhältnismäßig leicht zu besteigende Gipfel allsommerlich das lockende Wanderziel für viele Hunderte bilden.

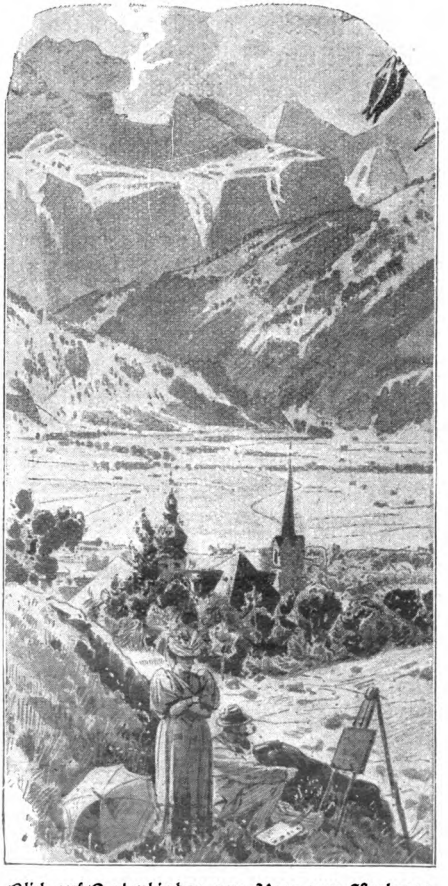
Nicht zu ihren silberglänzenden Höhen hinauf wollen wir jedoch heute den Leser führen, sondern wir wollen ihn nur zu einer bequemen Wanderung einladen, die am Fuße des ehrwürdigen Riesen ihr Ende erreichen soll.

Der in allen Reisehandbüchern mit Recht gepriesene und von Sommerfrischlern immer mehr zu längerem Verweilen ausersehene Badersee sei unser erstes Ziel. Der Weg zu ihm wird keinen gereuen, denn da gibt es gar viele Punkte, von denen das schönheitsfreudige Auge sich nur schwer wieder losreißen mag, und die fast unwiderstehlich zu dauernder Rast einladen.

Die in raschem Laufe von den Bergen herabhüpfenden Wasser haben sich im Laufe der Jahrhunderte überall tiefe Betten in das harte Gestein gewühlt, und eine verschwenderisch reiche Vegetation schmückt ihre felsigen Ufer. Bald ist es ein ganz in sattes Grün eingebettetes Hammerwerk, das mit seiner romantischen Umrahmung den Wandernden festhalten will, bald hält ihn die wilde Poesie des Höllentals gefangen, oder idyllisch gelegene menschliche Ansiedlungen, wie die lieblichen Dörfer Ober- und Untergrainau, erwecken in seinem Herzen den sehnlichen Wunsch, daß es auch ihm beschieden sein möchte, sich hier ein Hüttlein zu erbauen, wäre es auch nur, um während der wonnevollen Blütezeit des Jahres darin auszuruhen von den Sorgen und Mühsalen des arbeitsvollen Alltagslebens.

In dichtem, dämmerigem Tannenwald verliert sich zuerst der Weg, und wenn es zwischen den Stämmen wieder licht wird, breitet sich vor dem überraschten Auge eine kleine, smaragdgrüne Wasserfläche von so

kriſtallener Klarheit, wie ſie drunten im Tieflande keinem Teich oder See eigen ſein kann. Im leichten Nachen über dieſen Spiegel hinzugleiten, iſt ein Genuß von ganz eigener, faſt märchenhafter Art. Denn der Blick dringt wie durch ein grüngefärbtes Glas bis auf den tiefſten Grund des Gewäſſers. Jedes Steinchen und jeder da drunten modernde Baumſtamm ſind ſo deutlich erkennbar, daß man meint, ſie mit einem Griff über den Rand des Nachens erfaſſen zu können, und mit derſelben wunderbaren Klarheit, wie ſie ſich droben gegen den blauen Himmel abheben, ſpiegeln ſich die Berg-



Blick auf Partenkirchen vom Wege zum Eſterberge.

riesen ringsumher unten in der durch nichts getrübten Flut.

Die Erklärung für diese merkwürdige Reinheit des Wassers ist leicht gegeben, denn das kleine Seebecken wird nicht von Zuflüssen, sondern von sechs Gebirgsquellen gespeist, deren mächtigste unterhalb des südwestlichen Ufers aus dem Grunde hervorquillt. Daraus erklärt sich auch die Sommer und Winter nahezu unveränderte Temperatur des Badersees und der Umstand, daß er auch bei strengster Kälte nicht gefriert.

Auf anmutigen Waldpfaden führt uns die Wanderung weiter zu dem zweiten Juwel des Werdenfelser Ländchens, dem unfern gelegenen Eibsee, der den Badersee an Ausdehnung um ein beträchtliches übertrifft, ihm aber an Klarheit und Durchsichtigkeit des Wassers kaum nachsteht. Sein charakteristisches Merkmal sind die neun Inselchen, die sich aus ihm erheben, und zu deren einer sich jeder Tourist hinüberrudern läßt, um den dort aufgestellten Böller abfeuern zu lassen und sich an dem schier endlosen Donnerrollen des berühmten Echos zu ergötzen, das für viele die vornehmste Anziehung des Eibsees ausmacht.

Am schönsten ist der Anblick des Sees, wenn er von der Mittagssonne beschienen wird und wenn Millionen zitternder Lichtfunken auf ihm zu tanzen scheinen, während ein feiner, bläulicher Duft die Ufer einhüllt.

An dem Abhange des Esterberges hin führt der Weg nach Partenkirchen, dem in einem ehemaligen Seebecken der zur Isar strömenden Loisach malerisch eingelagerten freundlichen Marktflecken, einer der meistbesuchten Sommerfrischen des bayrischen Oberlandes. Hier erwarten den Touristen als besondere Sehenswürdigkeiten der Werdenfelser Grafschaft die von der wilden Partnach durchtoste Klamm gleichen Namens,

Blick auf das Wettersteingebirge von der Hochalm.

wie die neuerschlossene Höllentalklamm. Der Blick in diese tiefeingeschnittenen Schluchten, deren eng aneinandergerückte Wände unheimlich von dem Rauschen der ungestümen Wasser widerhallen, hat beinahe etwas Grausiges, und schon manchem mag ein Gefühl der Erleichterung die Brust geweitet haben, wenn er die düstere Wolfsschluchtszenerie hinter sich gelassen hatte.

Die Partnachklamm bildet den Zugang zu den mannigfachen Schönheiten und Naturwundern des hinteren Raintales und durch dieses zur Zugspitze. Man passiert zunächst die sogenannte hintere Klamm, aus deren Tiefe beständig Wolken von weißem Gischt emporsteigen, und gelangt zu den sogenannten „sieben Sprüngen", einem in zahlreichen Kaskaden der Partnach zufließenden Bergwasser, das fast immer von einer Schar munterer Wasservögel belebt ist. Eine weitere Merkwürdigkeit bilden zwei unter dem Namen der unteren und oberen „blauen Gumpe" bekannte kleine Teiche, die ihre grandiose Umgebung mit einer Schärfe und in einer Reinheit der Farben widerspiegeln, wie es sonst in der Tat nur die mit Quecksilber hinterlegte Glasplatte vermag.

Im Hintergrunde des Tales fällt die Partnach in mächtigem Sturz von der Höhe des Felsens herab, und hier beginnt dann über Schnee und Geröll und eine Wirrnis von wild durcheinandergestreuten Blöcken der Aufstieg in die eigentliche Hochgebirgsregion, vor der wir, unserer oben ausgesprochenen Absicht gemäß, diesmal Halt machen wollen. Am großartigsten erscheint der hochgetürmte Felsenaufbau des Wettersteingebirges von der Hochalm aus, die ungefähr die letzte Grenze des Graswuchses unterhalb der schroffen Kalkwände bildet. Hier offenbart sich die majestätische Eigenart der starren, vegetationslosen Bergeinsamkeit in ihrer

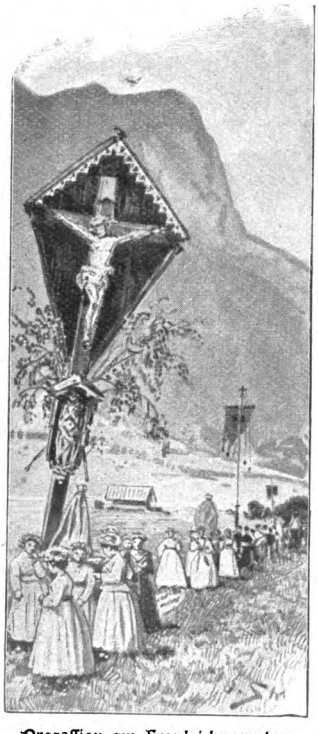
ganzen Erhabenheit, und niemand wird den überwältigenden Eindruck wieder vergessen, den der Anblick des

Blaue Gumpe im hinteren Raintale.

vor der Hochalm aufgerollten Panoramas in ihm hinterläßt.

Wenn er vom Glücke besonders begünstigt ist, mag

es dem Touriſten geſchehen, daß er auf dem Heimwege nach Garmiſch Zuſchauer einer Prozeſſion wird, wie ſie Heinrich Noë, der ausgezeichnete Kenner des bayriſchen Hochlandes, in folgenden anſchaulichen Worten ſchildert.



Prozeſſion am Fronleichnamstag.

„Es iſt der ‚Antlaß' am Fronleichnamstag, dem farbigſten Feſt, welches das Volk dieſer Berge begeht. Heiligenbilder in Öl, Kupferſtich, Steindruck werden vor die Fenſter gehängt; Teppiche aus dem Allerheiligſten des ‚ſchönen' Zimmers zieren die Außenwände. Man tritt nur auf Gras und Blätter, und vor dem vielen Läuten kann man ſein eigenes Wort nicht hören. Weißgekleidete Jungfrauen ſtehen auf der Gaſſe neben der Bahre, auf der irgend eine ſilberne oder hölzerne Mutter Gottes ruht. Dort ſteht auch ein heiliger Joſeph mit dem Lilienſtengel und wartet, bis ihn die Schultern zarter Jugend nach einjähriger Raſt wieder ſpazieren tragen. Auch Handwerksgeſellen warten mit ihrer Fahne, um ſich an dem Umzug zu beteiligen. Scharen von Männern und Weibern, welch letztere auf dem Kopf faſt alle die run-

den ‚Otterkappen' tragen, kommen im schönsten Anzug daher. Die Frauen haben seidene Tücher und Goldschmuck an der Brust. In der Hand halten sie ein Gebetbuch und ein frischgewaschenes Sacktuch, welches nach dem Format des ersteren darüber zusammengelegt ist. Das Dröhnen der Böller wird von den Bergwänden wiedergegeben. Es rollt herüber und hinüber von den Donnerschlägen."

Aber wie malerisch und farbenreich auch immer solches von Menschen veranstaltete Schaugepränge wirken mag, das Herrlichste daran bleibt doch immer der von der Natur geschaffene Rahmen, darin es sich entfaltet. Und wenn der Reisende längst vergessen hat, was ihm an den Bewohnern der Gegend interessant und merkwürdig erschien, der Lieblichkeit und Romantik des Werdenfelser Landes wird er doch allezeit ein liebevolles Gedenken bewahren!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Lüge des Arztes. — Es war in einer Frühlingsnacht. In einem Zimmer des großen Krankenhauses lag ein junger Mensch von etwa sechzehn Jahren, der im Fieber mit dem Tode rang. Eine Schwester sorgte um ihn und stützte ihn, wenn sie ihm kühlenden Trank eingab, den der Kranke mit zitternden Lippen hastig zu sich nahm. Die geöffneten Fenster führten in den Garten. Frischer, schwerer Duft des jungen Flieders lag über dem ganzen Raum. Hie und da huschte ein Käfer herein. Er summte um das kleine Nachtlicht und flog zuckend wieder hinaus. Endlich kam der Arzt. Die Schwester atmete auf. Der liebe alte Herr in weißem Barte setzte sich an das Bett des Kranken und nahm die feine, blasse Hand. Es herrschte tiefe Stille, und man hörte jetzt deutlich das Ticken der Uhr, die der Arzt in seiner Rechten hielt und auf die er ab und zu einen prüfenden Blick warf.

Er nahm ein Tuch und fuhr damit dem Kranken leicht über die fieberheiße Stirn. In seinen Bewegungen zeigte sich eine besorgte Zärtlichkeit, eine milde Menschlichkeit. Wieder kühlte ein Trunk die lechzenden Lippen des Kranken. Jetzt schlug der junge Mensch die Augen auf. Müde, verschleierte Augen und doch heiß und glänzend. Langsam und schwach waren seine Bewegungen. Da löste sich ein Wort von seinen Lippen. Verständnisvoll blickte der Arzt zu der Schwester hinüber, die an der anderen Seite des Bettes den Kranken stützte.

Leise, kaum hörbar erklang es: „Ich — muß — fort —"

„Wohin denn?“ fragte der Arzt, indem er die feuchten Locken aus der Stirn des Kranken strich.

„Ich muß ein weicheres Bett haben. Hier sterbe — ich.“

„Ja, das ist auch wahr,“ ermunterte der Arzt sanft. „Wohin gehen wir denn am besten?“

„Ich will nach Haus. — Zur Mutter. — Ich will wieder in dem kleinen Bett in Mutters Zimmer schlafen. Es ist so weich und kühl.“

Der Arzt sah, daß die Krisis eingetreten war. Der Kranke träumte sich in seinem heißen Fieberwahn in das dem Arzt wohlbekannte Elternhaus zurück. Er gab der Schwester zu verstehen, daß sie ihm den Kranken in die Arme legen und dann das Bett schnell frisch machen solle. Die Schwester nahm die leichte Last auf und legte sie dem alten Herrn in die vorgestreckten Arme. Behutsam drückte der Arzt den Kranken an sich und ließ ihn sorgsam mit einem leichten Tuche überdecken.

„So, jetzt gehen wir schön nach Haus. Aber es ist ein langer Weg. Kannst du auch so lange gehen?“

„Ja,“ antwortete der Kranke leise, „wenn ich nach Haus kommen kann.“

Ganz langsam schritt der Arzt mit seiner Last im Zimmer auf und ab. „Kennst du auch noch den Weg?“

„O, ja. — — Es liegt ein blühender Garten beim Haus. — Ein kleiner Fluß fließt vorbei. Und vor dem Hause ist eine Hecke mit Blumen und Vögeln — — und“ — die letzten Worte klangen wie ein Seufzer — „wir können es ja nicht verfehlen.“

„Sieh, wir kommen schon schön weiter,“ sagte der Arzt, der bereits zum dritten Male langsam das Zimmer umschritt.

„Ich bin so froh,“ war die Antwort des Fiebernden, der seinen müden Kopf auf die Schulter des Arztes legte. „Es wird viel besser werden, wenn wir erst zu Hause sind.“

„Sieh, ich erzähle dir von all den schönen Sachen, die ich unterwegs sehe. Jetzt liegt da ein weites Feld drüben mit vielen, vielen blauen Blumen darauf. — Dort kommen wir gleich an den Fluß. Nun müssen wir doch bald zu Hause sein!“

„Ja, ich passe schon auf.“

Die beiden setzten ihren Weg durch das Zimmer fort.

„Sieh — dort, jetzt kommen wir an ein altes Haus, das ganz mit Efeu umsponnen ist."

„Das ist der Hof unseres Nachbars," erklärte der arme Kranke, „wir müssen jetzt bald dort sein."

„Jetzt sehe ich ein kleines, sauberes Landhaus. Zwei blühende Apfelbäume stehen davor. Und der Garten! Und der Fluß!"

„Endlich — das ist unser Haus!"

„Da liegt ein Hund in der Sonne vor der Tür."

„Das ist Flock. — Armer alter Flock! — Ich hab' ihn so lange nicht gesehen. — Pfeif ihm doch! Vielleicht kennt er mich noch."

„Jetzt sehe ich einen großen Mann. Er geht hinter einem Wagen her."

„Das ist Vater. — Sieht er uns?"

„Nein — er geht gerade nach der anderen Seite. Und jetzt steht eine Frau in der Türe."

„Das ist Mutter. — Meine liebe, liebe Mutter! Sieht sie uns denn?"

„Nein, aber Flock bellt jetzt. — Nun legt deine Mutter die Hand an die Augen. Jetzt sieht sie uns."

„Sind wir bald da?"

„Wir sind jetzt angelangt. — Deine Mutter kommt jetzt die Stufen herunter und hilft uns. — Sieh, jetzt ist sie an deiner Seite." — Der Arzt hatte der Schwester einen leisen Wink gegeben. Sie faßten den Kranken gemeinsam an und brachten ihn langsam zum Bette zurück. „Sieh, nun sind wir auf dem Flur. Wie sich die Mutter freut und wie Flock vor Freude winselt! Nun gehen wir in das Zimmer, in das du dich so sehr hineingesehnt hast. — Sieh, und jetzt legen wir dich in das schöne Bett. — Sieh mal, wie weich, sauber und kühl es ist."

Leise und behutsam betteten die beiden den Kranken.

Er legte den Kopf auf die Seite und seufzte schwer.

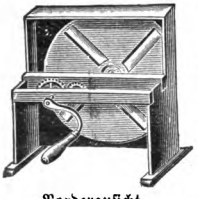
Vorsichtig griff der Arzt nach dem Puls.

Dann sagte er zur Schwester, indem er sich die Stirn wischte:

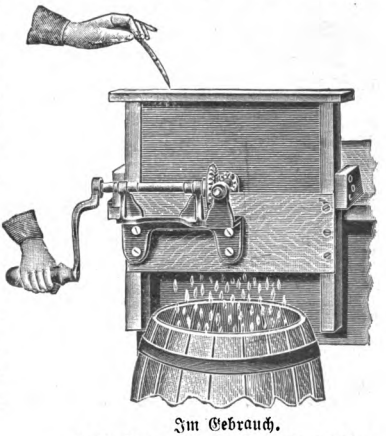
„Es geht ohne Schmerzen zu Ende. — Er ſtirbt ſchön und ruhig. — Er iſt zu Hauſe. — Und wenn man einem Menſchen die letzte Stunde durch eine Lüge ſchön geſtalten kann, ſo darf man es tun — ja, man ſoll es ſogar tun.“ —

Leiſe verklangen die Worte. Die Kirchenuhr zitterte gerade zwölf Schläge durch die laue Frühlingsnacht. Der Kranke hatte die mühſame Wanderung vollendet — er war zu Hauſe. H. Binder.

Neue Erfindungen: I. Verbeſſerte Bohnenſchneidemaſchine. — Vielen Haushaltungen iſt es noch immer nicht bekannt, daß für die ſo mühſelige Arbeit zum Schrägſchneiden und Schnitzeln der Bohnen eine Maſchine exiſtiert. Dieſer Apparat iſt jetzt von der Firma B. Roſenmeyr in Lingen a. d. Ems derartig verbeſſert worden, daß ein ſchöner, langer Schrägſchnitt, ſtets ſaubere Arbeit und kein Schleudern der Bohnenſchnippel ſtattfindet. Wie aus der erſten Abbildung erſichtlich, befinden ſich in der Meſſerſcheibe vier Meſſer, welche Anzahl es ermöglicht, dieſe ſo zu montieren, daß ſelbſt die kleinen Bohnen, welche ſich früher bei nur drei Meſſern ſtets flach legten, gerade ſo exakt geſchnitten werden wie größere, in die Einführungstrichter paſſende Bohnen. Durch das ununterbrochene Schneiden wird auch das Schleifen der Bohne an der Meſſerſcheibe vermieden, der Gang wird infolgedeſſen leichter trotz der vermehrten Schnittſtellen, und auch die durch das Schleifen entſtehende Quetſchung der Bohne, mithin der große Saftverluſt, kommt in



Vorderanſicht.

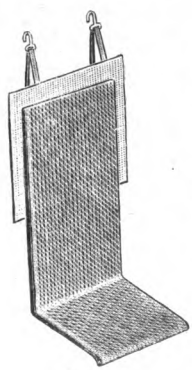


Im Gebrauch.

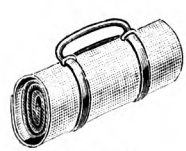
Verbeſſerte Bohnenſchneidemaſchine.

Wegfall. Die Lager der Wellen bestehen aus nahtlosem Messingrohr, wodurch ein äußerst ruhiger Gang erzielt wird. Die Maschine wird mit der rechten Hand gedreht, und mit der linken Hand werden die Bohnen in die Einführungstrichter eingeführt; der Schnitt kann feiner oder gröber gestellt werden. Durch Herausnahme der hinteren Blechwand ist der Apparat auch zum Schneiden von Kartoffeln, Gurken, Rüben u. s. w. verwendbar.

II. Reisepolster „Reise wohl". — Eine aus der Praxis entstandene Neuheit auf dem Gebiete des Reisewesens bildet das Reisepolster der Firma Ernst Brockhof in Leipzig-Reudnitz, Rathausstraße 49. Wie die erste Abbildung zeigt, besteht dasselbe aus einem etwa $1\frac{1}{2}$ Meter langen Polster mit praktischem Bezug, zwei Riemen mit Haken zum Anhängen an eine Eisenstrebe der Gepäckhalter, einem Handgriff und einer Schutzhülle. Ist das Anhängen nicht möglich, so bedient man sich des angebrachten Gurtes zum Festhalten des Polsters. Ein solches Reisepolster gestaltet die Bahnfahrt bedeutend angenehmer wie bisher, es schont die Kleidung ungemein, da sie nicht mehr mit dem Sitz und der Rückenlehne in Berührung kommt, es gestattet das Schlafen während der Fahrt, indem Kopf, Rücken und Sitz ein angenehmes Polster geboten wird. Das Reisepolster dient zur Erhaltung der Gesundheit, da die nachteiligen Erschütterungen bedeutend gemindert werden, und bildet für Kranke, die mit der Bahn fahren müssen, eine wahre Wohltat. „Reise wohl" läßt sich außerdem zu Hause, im Hotel, in der Sommerfrische u. s. w. immer praktisch verwenden, zum Beispiel zur Hängematte, als Triumphstuhl, als Schaukelstuhl, und zum einfachen, gewöhnlichen Stuhl bildet es eine praktische Ergänzung. Die



Geöffnet.



Geschlossen.

Reisepolster „Reise wohl".

aparte Neuheit nimmt zusammengerollt ein Plaid oder dergleichen mit auf. P. R.

Vergrabene Schätze werden weit häufiger gefunden, als man annimmt. So berichtet eine englische Zeitschrift von folgenden Funden: Vor einigen Jahren spielten eine Anzahl Knaben in dem Dorfe Beaworth mit Murmeln, als einer von ihnen in der Erde ein kleines Loch bemerkte, aus dem etwas Blankes hervorblitzte. Er steckte die Hand in die Öffnung und holte eine Anzahl Münzen hervor zu seiner und seiner Kameraden großen Verwunderung, die sich schnell mit den Münzen die Taschen vollstopften. Dann kehrten sie in das Dorf zurück und machten sich unterwegs den Scherz, nach jedem Vorübergehenden mit den Münzen zu werfen. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Laufeuer, und die Dorfbewohner stellten Nachgrabungen an, bei denen nicht weniger als 6500 Münzen, hauptsächlich aus der Zeit Williams I. und Williams II., die alle noch gut erhalten waren, gefunden wurden.

Zwei Jahre früher wurde ein noch größerer Fund in Staffordshire in der Nähe der Stadt Tutbury gemacht, wo ein paar Leute beschäftigt waren, im Doverfluß eine Furt herzustellen. Während sie im Sande gruben, bemerkte einer, daß etwas Helles ihm entgegenschimmerte, und als er tiefer grub, holte er einen ganzen Spaten mit Silbermünzen hervor. Sein Geschrei lockte seine Mitarbeiter zu der Stelle, wo sich zunächst um den Besitz des Schatzes eine regelrechte Prügelei entspann. Dann stopften sich alle die Taschen voll, und es stellte sich heraus, daß die Münzen Silberpennys aus der Zeit Eduards I. und Eduards II. waren und in einer Anzahl von 200,000 Stück in dem Loche gelegen hatten.

In Lancastershire waren Arbeiter eifrig dabei beschäftigt, den Damm des Ribblesflusses auszubessern, der infolge einer Überschwemmung stark gelitten hatte. Beim Graben stieß einer der Arbeiter auf ein großes Silberlager, das hier schon fast tausend Jahre lag. Es waren Haufen von Armbändern, Barren und Ornamenten und außerdem etwa 6000 Münzen aus der Zeit der Könige Alfred, Athelstane und anderer angelsächsischer Herrscher. Diese Silberschätze, die einen großen Antiquitäten-

wert hatten, wurden dem Kanzler der Grafschaft Lancaster eingehändigt, der sie an eine große Anzahl von Museen auf dem Kontinent und in Großbritannien verteilte.

Vor wenigen Jahren war eine Farm in der Nähe von Steyning in der Grafschaft Sussex der Schauplatz einer ähnlichen Entdeckung. Ein Bauer, der gerade sein Feld pflügte, stieß auf einen Busch, den er notwendigerweise ausroden mußte. Bei dieser Gelegenheit kam ein alter Kessel mit Silbermünzen zum Vorschein, die er mit einigen seiner Kameraden, die er herbeigerufen hatte, teilte. Die Münzen, von denen einige später ihren Weg in die Nationalmuseen fanden, bestanden hauptsächlich aus Silberpennys aus der Zeit Eduards des Bekenners. Ganz merkwürdig war es, daß diese Münzen, obwohl sie achthundert Jahre alt waren, so frisch erschienen, als kämen sie eben von der Münze.

Zwei Männer in Stooke Prior in Herfordshire fanden beim Ausgraben eines Kaninchenbaues, nur einen Fuß unter dem Erdboden, vier Taufbecher, zwei Monstranzen und eine Kelchschüssel, alles aus schwerem Silber und aus der Zeit der Stuarts stammend, während man in der Nähe von Stanmore in Middlesex Goldmünzen im Werte von etwa 4000 Pfund Sterling entdeckte, die ein fremder Emigrant hier vergraben hatte.

Zwei Arbeiter, die im Tufnellpark in London Wurzeln ausrodeten, fanden zwei Krüge mit 400 Goldstücken. Kurz darauf entdeckten einige Handwerker, als sie ein paar alte Häuser in Exeter abrissen, eine große Münzensammlung aus der Zeit Heinrichs VIII. von England, und der Gärtner des Pfarrers von Great Stanmore fand in einem Graben 300 Goldmünzen, darunter Louisd'ore, Napoleons und Dublonen.

Der Küster von Hexham Church und sein Gehilfe machten ein Grab in der Kirche zurecht, als sie plötzlich auf einen zierlichen eimerartigen Kasten stießen, der ungefähr 8000 Kupfermünzen aus der Zeit der ersten angelsächsischen Könige enthielt. Diese Entdeckung war für Numismatiker von größtem Interesse. L—n.

Ein Vergessener. — Laut der offiziellen „Pariser Gerichtszeitung" verhandelte die erste Kammer des Seinetribunals am

14. Mai 1837 über eine Majestätsbeleidigung, begangen gegen Marie Antoinette, also 44 Jahre nachdem die schöne unglückliche Königin von Frankreich unter dem Fallbeil geendet hatte.

Als diese nämlich an einem Februarabend des Jahres 1787 die Oper besuchte und dem ihr zujubelnden Publikum, dem Herkommen entsprechend, mit drei großen „Reverenzen" dankte, übertönte den Jubel plötzlich ein gellender Pfiff, der die stolze, verwöhnte Herrscherin so empörte, daß sie sich sofort in den Hintergrund ihrer Loge zurückzog und erklärte, in Zukunft sollte bei ihren Besuchen der Oper nur noch die Hofgesellschaft Zutritt erhalten. Jedoch war gerade ein Mitglied dieses Kreises der Frevler, der Marquis P., einer der jungen philosophierenden Edelleute, die, erfüllt von sentimentalen Weltbeglückungsideen, die Herrschaft der „Gleichheit und Vernunft" herbeisehnten, ohne die Schrecken zu ahnen, die solche Ideale über ihr Land und Volk bringen sollten; er hatte zur Bekundung seiner freiheitlichen Gesinnung oder auch nur aus Übermut es spaßhaft gefunden, die knicksende Königin durch sein Pfeifen in Verwirrung zu bringen. Natürlich wurde er sofort ziemlich unsanft aus dem Theater entfernt und nach dem städtischen Gefängnis Châtelet gebracht. Um ihn einer schweren Bestrafung zu entziehen, ließ seine bei Hof sehr angesehene Familie den Marquis als geistesgestört erklären, und es wurde ihr daraufhin gestattet, ihn in einer Nervenheilanstalt unterzubringen.

Man hatte für den jungen Marquis eines der bestеingerichteten Häuser dieser Art gewählt und seine Verpflegung durch ein größeres Kapital sichergestellt. Hier lebte er ganz friedlich und behaglich, widmete seine Mußezeit historischen Studien und gab zuletzt alle Versuche auf, seine Befreiung herbeizuführen. Die Revolution brach aus, seine Familie zerstreute sich nach allen Richtungen, dann kamen die Napoleonischen Kriege, aber aus der Außenwelt drang nie auch nur ein Gerücht bis zu dem Lebendigbegrabenen, der es endlich verlernte, an diese ihm so ferne, unerreichbare Welt noch zu denken.

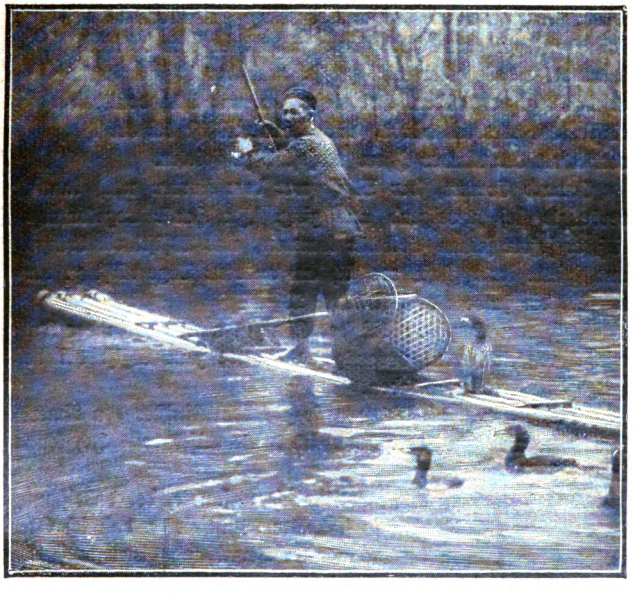
So kam es, daß der arme Marquis zur Zeit des Bürgerkönigtums noch immer eingeschlossen lebte, weil er Marie Antoinette etwas vor der Zeit mit Pfeifen begrüßt hatte, eine

Ungezogenheit, die schon zwei Jahre später als „patriotische" Tat gegolten und die ihn zum volkstümlichen Revolutionshelden gemacht hätte. Erst als er eines Tages eine im übrigen ganz gediegene historische Arbeit drucken lassen wollte, erzwang sich der darob erstaunte Druckereibesitzer Zutritt zu ihm. Von diesem wackeren Manne erfuhr der Marquis endlich die gewaltigen Ereignisse, die zu einer so völligen Umgestaltung aller Verhältnisse und Einrichtungen des öffentlichen Lebens geführt hatten. Von allen seinen Angehörigen lebte nur noch ein Neffe, der sofort Schritte tat, dieses letzte unglückliche Opfer des französischen Absolutismus der Freiheit wiederzugeben.

Vor Gericht wurde der Marquis als völlig geistesklar erkannt, in alle seine bürgerlichen und Familienrechte wieder eingesetzt, ihm aber wegen seiner völligen Unkenntnis der neuen Verhältnisse, in die er sich erst nach und nach einleben konnte, ein gerichtlicher Beirat gestellt. Von dem Abend in der Oper hatte er nur eine schwache Erinnerung bewahrt oder zog es vor, nicht über den verhängnisvollen Jugendstreich zu sprechen. v. F.

Fischjagd mit dressierten Kormorans. — In den großstädtischen Zirkussen erweckte jüngst eine Neuheit den Enthusiasmus des Publikums. Ein Chinese führte als Fischer in der in einen Teich verwandelten Arena dressierte Kormorans vor, die er Fische apportieren ließ. Der auf einem Floß befindliche Fischer wirft die Fische ins Wasser, die Kormorans tauchen ihnen nach und bringen dann die Beute im Schnabel prompt ihrem Herrn und Gebieter. Der Kormoran, auch Scharbe, Seerabe genannt, ist ein Schwimmvogel aus der Familie der Pelikane. Ausgewachsen ist er 92 Zentimeter lang und mit ausgestreckten Flügeln 150 Zentimeter breit. Sein Körper ist sehr gestreckt gebaut; er hat einen kleinen Kopf, mittellangen, starkhakigen Schnabel, langen, schlanken, dünnen Hals, mäßig lange, spitze Flügel, mittellangen, abgerundeten Schwanz, sehr kurzen, kräftigen Lauf, lange Zehen mit Schwimmhäuten, ausdehnbaren Kehlsack und nackte Kehle. Auf Oberkopf, Hals, Brust, Bauch und Unterrücken ist er glänzend schwarzgrün, auf Schwingen und Steuerfedern schwarz, an der Kehle und den Weichen weiß,

der Schnabel schwarz und an der Wurzel gelblich, die Kehl- und Gesichtshaut nackt und gelb. Der chinesische Kormoran, dessen Erscheinung einige Abweichungen von diesem Typus zeigt, wird seit undenklichen Zeiten in China zur Fischjagd benutzt. In Europa wurde die Fischjagd mit dem gemeinen Kormoran durch die Holländer im Beginn des 17. Jahrhunderts eingeführt,



Fischjagd mit dressierten Kormorans.

sie kam bald auch in England und Frankreich in Aufnahme. Schon bald aber kam der Sport wieder aus der Mode. Der Hals wird den Tieren während der Jagd etwas eingeschnürt, um zu verhindern, daß sie die Beute verschlucken. Auch in Süd- und Westdeutschland findet sich der geschickte Taucher an bewaldeten Flüssen und Seen. An schwer zugänglichen Küsten lebt er in großen Scharen. Er nistet auf Bäumen, aber auch in Felsenlöchern. Im September verläßt er die nördlichen

Gegenden und geht für den Winter bis Nordafrika, Westindien und Südasien. B. H.

Die letzte Whistpartie. — Es war zu Anfang des Jahres 1841, als der neuernannte amerikanische Gesandte beim englischen Hofe, Edward Everett, in London ankam. Bei dem Besuche, den er alsbald dem Premierminister Lord Melbourne machte, eröffnete ihm dieser, daß seine Antrittsaudienz bei Ihrer Majestät der Königin bereits am anderen Tage stattfinden würde. Der Minister fügte dann noch hinzu, indem er ihm vertraulich die Hand auf die Schulter legte, es sei nach der Hofsitte üblich, daß er mit dem neapolitanischen Gesandten und ihm, dem Minister, eingeladen werden würde, eine Partie Whist bei der Herzogin von Kent, der Mutter Ihrer Majestät, zu spielen.

Edward Everett, der Whist nur dem Namen nach kannte, verbeugte sich schweigend und ging. Zu Hause angekommen, ließ er sofort seinen Sekretär kommen, eine Whistkarte bringen und spielte krampfhaft, um sich am anderen Tage nicht zu blamieren, die halbe Nacht hindurch Whist.

Nach dem Empfang bei der Königin wurde er in der Tat, wie Lord Melbourne vorausgesagt hatte, zum Whist bei der Herzogin von Kent geladen.

„Sie spielen doch Whist?" fragte der Minister den Amerikaner, „denn offen gestanden, ich spiele miserabel. Ich kenne kaum die Spielregeln."

„Und ich," fiel der neapolitanische Gesandte, der dabeistand, lachend ein, „ich bin ein so schlechter Whistspieler, daß ich Sie, meine Herren, schon im voraus um Verzeihung bitten muß für die Fehler, die ich machen werde."

Gerade wollte auch Everett sein Geständnis von seinen seit gestern erworbenen Whistkenntnissen machen, als ein Hofbeamter erschien, um die Herren in die Gemächer der Herzogin zu führen.

Gleich nach der Vorstellung forderte die Herzogin die Herren zum Spielen auf. Aber die Karten waren kaum verteilt, als eine Hofdame hinter den Stuhl der Herzogin trat, und die letztere lächelnd bemerkte: „Meine Herren Gesandten, und auch Sie, Lord Melbourne, müssen entschuldigen, wenn ich beim Spiel

die Hilfe meiner Freundin hier in Anspruch nehme. Ich selbst bin eine zu schlechte Spielerin, als daß ich es allein unternehmen könnte, mich mit Ihnen zu messen. Allein die Etikette will es nun einmal so, und darum wollen wir also beginnen."

Diese Erklärung wäre für den Amerikaner fast zu viel geworden. Nur mit größter Mühe vermochte er sich eines lauten Heiterkeitsausbruchs zu enthalten. So gut es ging, half er das angefangene Spiel, bei dem auf allen vier Seiten Fehler über Fehler gemacht wurden, zu Ende spielen, dann konnte er sich aber nicht länger beherrschen. Mit echt amerikanischem Freimut erklärte er seine gänzliche Unkenntnis des Spiels, worauf die kleine Gesellschaft lachend und mit einem Seufzer der Erleichterung die Karten hinwarf.

Diese „Whistpartie" mit dem amerikanischen Gesandten war übrigens die letzte, die bei solchen Gelegenheiten veranstaltet wurde. W. St.

Ein Bambusloblied. — Die überaus vielseitige, man könnte fast sagen die Universalverwendbarkeit des Bambusrohres schildert ein Chinareisender in der folgenden originellen Weise: Der Hausherr Li-Schi kehrt von der Jagd, auf der er mit einem Bambusbogen und Bambuspfeil reiche Beute im Bambusdschungel erlegt hat, in sein Bambushaus zurück. Auf einen Bambussessel an einem Bambustisch läßt er sich nieder, seine mit Bambussandalen bekleideten Füße ruhen auf einer Bambusfußbank, auf seinem Haupte trägt er einen Bambushut. Sein Weib setzt eine Bambusschale, gefüllt mit Gemüse aus jungen Bambustrieben, vor ihn hin, das er mit einem Bambuslöffel verzehrt. Ein Schoppen Bambuswein, aus einem Bambusbecher getrunken, würzt die Mahlzeit. Nach Beendigung des Mahles, das auf einem Feuer aus Bambusholz bereitet wurde, säubert der Diener den Tisch mit einem Bambustuch und fächelt mit einem Bambusfächer dem Herrn Kühlung zu, der sich auf einem Bambusruhebett mit Bambusmatratze und Bambuskissen zur Siesta niedergelegt hat. Sein Weib schaukelt indessen das mit einem Bambusspielzeug spielende Kind in einer Bambuswiege. Nach der Siesta raucht der Herr seine Bambuspfeife und nimmt seine Bambusschreibfeder, um auf Bambuspapier einen Brief

zu schreiben. Dann geht er mit einem Bambuskorb am Arm und einem Bambusschirm als Schutz über seinem Haupte spazieren. Sein Weg führt ihn über eine Bambushängebrücke. Da erspäht er seinen ältesten Buben, der die Schule geschwänzt hat, um mit seinem Bambusrohr und einer aus Bambusfaser gedrehten Schnur zu fischen. Er nimmt ihm das Rohr ab und bläut ihm mit dem Universalbambus den Rücken — u. s. w. bis ins Unendliche. W. St.

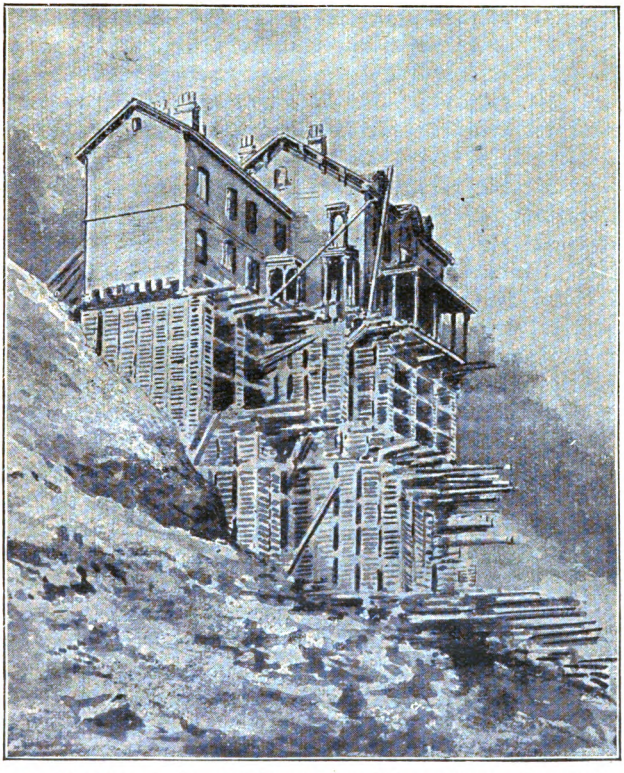
Was die Beredsamkeit kostet. — Ein belgischer Statistiker hat sich den Scherz gemacht, auszurechnen, was seinem Lande die parlamentarische Beredsamkeit kostet. Er hat jedes Geräusch, jede Pause im Parlament ausgerechnet. Er behauptet, daß jede Stunde einer belgischen Kammersitzung 7286 Franken, jede Minute 121 Franken 43 Centimes und jede Sekunde etwas über 2 Franken kostet.

Von dieser Grundlage ausgehend erklärt er, daß die Worte des Präsidenten bei Eröffnung einer jeden Sitzung: „Meine Herren, die Sitzung ist eröffnet," ungefähr 5 Franken ausmachen. Ein Lachen, für das er übrigens mit seinem beschränkten Untertanenverstand niemals einen rechten Grund finden konnte, wurde von ihm auf 60 Franken 50 Centimes bewertet. „Zeichen der Zustimmung auf vielen Bänken" kostet je nach der Länge 40 bis 60 Franken, und eine „anhaltende Bewegung" ist nicht unter 18 bis 25 Franken zu haben.

Er behauptet ferner, daß der Beifall von seiten der regierungsfreundlichen Partei am Schlusse einer Rede des Eisenbahnministers genau 65 Franken 45 Centimes kostete, und daß eine Sitzung von drei Stunden, in der drei unbedeutende Redner über eine ziemlich belanglose Sache sprachen, dem Staate oder vielmehr den Steuerzahlern auf 23,679 Franken und 50 Centimes zu stehen kam. L–n.

Die Überführung eines Hauses auf einen höher gelegenen Baugrund. — In aller Erinnerung wird noch der Einsturz eines Hotels in einem Schwarzwaldstädtchen sein, der während der Hebung des Hauses erfolgte. Die amerikanische Bautechnik auf dem Gebiete des Versetzens ganzer Häuser auf neue Fundamente hat ein solches Unglück noch nicht im Gefolge

gehabt. Sehr interessant war die kürzlich erfolgte Hebung eines Hauses um mehr als das Doppelte seiner eigenen Höhe. Es handelte sich dabei um ein Landhaus, das am Fuße eines



Die Überführung eines Hauses auf einen höher gelegenen Baugrund.

Felsenabhangs gelegen und durch den Bau einer Eisenbahn in seiner Existenz bedroht war. Das Haus hatte einen Grundriß von 12 zu 26 Meter und bestand aus einem Haupt- und einem Nebengebäude. Die Eisenbahngesellschaft stellte dem Besitzer einen anderen Baugrund auf der Höhe des Abhangs zur Ver-

fügung, und dieser ging darauf ein, sich sein Haus dort hinauf „heben" zu lassen. Man begann damit, die steinernen Fundamente von dem Gebälk des Hauses zu lösen und eine Zwischenlage von starken Balken einzufügen, deren Länge genau den Proportionen des Hauses entsprach. Von dieser Grundlage konnte es durch Winden in der bereits bewährten Weise bis zu einer gewissen Höhe emporgehoben werden. Das schwere Doppelhaus aber gleich auf einmal 60 Meter hoch zu heben und dann durch die Luft direkt mittels Versatzgerüsten auf seine neuen Fundamente in der Höhe des Abhangs zu bringen, ging doch nicht an. Man führte also hinter dem Hause auf dem Abhang genau nach dem Grundriß des Hauses ein oben völlig horizontales Balkengerüst auf, auf dessen Plattform man das Haus zunächst mittels Winden hob. Man wiederholte dies Verfahren in sorgfältigster Weise fünfmal, und so gelangte das Haus schließlich vor den neuen Baugrund, auf dem inzwischen die neuen Fundamente aus dem alten Material aufgeführt worden waren. Nun war es verhältnismäßig leichte Arbeit, das Haus auf die Grundmauern hinüberzuschieben und für eine feste Verbindung desselben mit dem Kellergewölbe zu sorgen. J. P.

Das Angstschreien der Frösche. — Das Quaken der Frösche, wie wir es an Sommerabenden an einem Teiche genugsam hören, ist allgemein bekannt. Die Frösche geben aber noch einen anderen Schrei von sich, den Angstschrei, welcher nur wenigen Menschen bekannt ist, und über welchen Hermann Löns folgendes berichtet hat. Schon als Knabe hat Löns einmal an einem Sommerabend im Garten einen eigentümlichen durchdringenden Schrei vernommen, den er nicht zu deuten wußte. Er fand an der Stelle, woher der Schrei gekommen zu sein schien, in einem Salatbeet einen Grasfrosch, der platt auf dem Boden lag, die Beine in ganz sonderbarer Stellung in die Höhe hielt und sich augenscheinlich gegen einen davonfliegenden Raben verteidigt hatte. Später wurde Löns an diese jugendliche Beobachtung lebhaft erinnert. Er hatte einen besonders ansehnlichen Frosch gefangen und ihn in eine Pappschachtel gesetzt, um ihn später einem Museum zu übergeben. Aus Versehen stieß er die Schachtel um und war nicht wenig überrascht, als der Frosch dabei den-

selben schrillen Schrei ausstieß, der ihm früher ein Rätsel gewesen war.

In zoologischen Werken findet sich bisher kaum eine Andeutung über den Angstschrei der Frösche. Löns führt aber noch zwei weitere Fälle an, bei denen die fraglichen Frösche einmal von einer Spitzmaus, das andere Mal von einer jungen Katze überfallen worden waren und ihre Todesangst auf gleiche Weise geäußert hatten. C. T.

Wie du mir, so ich dir. — Der Universitätsprofessor H. in Bonn, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein sehr gesuchter Arzt war, verstand es, bei glücklich verlaufenen Kuren auch recht hohe Rechnungen zu schreiben. Einst behandelte er einen in sehr bescheidenen Verhältnissen lebenden Schneidermeister, der an Magenbeschwerden litt. Nach beendeter Kur erhielt der Schneidermeister zu seinem Schrecken von dem Professor eine Honorarrechnung über 30 Taler. Inzwischen hatte der Professor bei seinem Patienten ein feines Winterbeinkleid anfertigen lassen. Diesen Umstand benützte nun der Meister, um wenigstens teilweise wieder auf die Kosten zu kommen. Das Beinkleid kostete eigentlich 5 Taler, der Meister stellte jedoch zwei verschiedene Rechnungen aus, eine über diesen Betrag, die andere über 15 Taler. Mit diesen Rechnungen ausgerüstet, begab sich die Frau des Schneiders zu dem Professor und bat diesen, von seiner Honorarrechnung einen Abstrich zu machen, da der Betrag von 30 Talern doch etwas zu hoch gegriffen sei. Der Herr Professor lehnte jedoch eine Herabminderung des Betrags entschieden ab. Da überreichte ihm die Frau, der ihr erteilten Anweisung gemäß, anstatt der Rechnung über 5 Taler die bereits quittierte Nota über 15 Taler, der noch drei Fünftalerscheine beigefügt waren. Mit süßsaurer Miene nahm der Professor Rechnung und Geld, und die Sache war erledigt.

Einige Tage später begegnete der Professor dem Schneidermeister auf der Straße; er schlägt seinen Überrock zurück, deutet auf das Beinkleid und sagt: „15 Taler!“

Da knöpft auch der Schneider seinen Rock auf, deutet auf seinen Magen und sagt ebenso lakonisch: „30 Taler!“ Dann zog jeder schweigend seine Straße. C. T.

Die Bevölkerung Chinas. — Annähernd verläßliche Ziffern über die Bevölkerung des Himmlischen Reiches standen bis jetzt nicht zur Verfügung, da es sich meistens um unkontrollierbare Schätzungen handelte. Diese Ungenauigkeit wurde auch in China als ein Übelstand empfunden, weswegen ein aus den Beamten der kaiserlichen Zollbehörden gebildetes Komitee neuerdings eine ziemlich genaue Zählung der Einwohner vorgenommen hat, deren Ergebnisse für die einzelnen Provinzen nunmehr publiziert wurden: Schöngking 16,000,000, Tschili 29,400,000, Schantung 37,500,000, Schansi 79,500,000, Honan 22,000,000, Hupei 34,000,000, Kiangsi 22,000,000, Nganhwei 35,800,000, Kiangsu 21,000,000, Tschekiang 11,800,000, Fokien 20,000,000, Kwangtung 32,000,000, Kwangsi 8,000,000, Jünnan 8,000,000, die westlichen Provinzen Sztschwan, Kansu und Schensi zusammen 55,000,000 und schließlich die Bevölkerung der Vertragshäfen 7,012,000, in Summa für das ganze Reich eine Einwohnerzahl von 439,012,000. Es mögen auch bei dieser amtlichen Aufstellung Fehler unterlaufen sein, was bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches kein Wunder wäre, nichtsdestoweniger müssen wir uns an dieses Ergebnis so lange halten, bis eine nach europäischem Muster organisierte Volkszählung durchgeführt sein wird, worauf wir allerdings noch lange werden warten müssen. A. E.

Der Jahrgang ist Nebensache. — Ein Senator des Staates Pennsylvanien bekam vor kurzem einen Brief von einem kleinen Jungen aus seiner Verwandtschaft nach Washington nachgeschickt, in dem dieser um einen Bericht der Staatsfischereikommission der Vereinigten Staaten ersuchte. Der Senator war sehr erstaunt, von dem Knaben einen solchen Wunsch zu hören, zeigte aber den Brief im Kapitol vor und schrieb ihm dann zurück, er müsse erst wissen, welcher Bericht gewünscht werde, da die Berichte jährlich herausgegeben würden. Der Knabe schrieb darauf: „Der Jahrgang ist Nebensache; ich will einen dicken Bericht, der so schwer ist, daß ich meine Blumen zum Herbarium darin pressen kann." O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Mütter, nähret selbst!

Durch die künstliche Ernährung mit der Flasche gehen allein in Deutschland jährlich mehr als 300000 Säuglinge an Verdauungskrankheiten zu Grunde. Dagegen gedeihen Brustkinder vortrefflich. **Ein Mittel, welches Milch schafft und jeder Mutter das Selbststillen ermöglicht,** ist das von den hervorragendsten Ärzten erprobte und empfohlene **LACTAGOL,** das in allen Apotheken und Drogerien erhältlich ist. Eine Broschüre über „Natürliche Säuglingsernährung" versendet gratis

Vasogen-Fabrik Pearson & Co., Hamburg 15.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bildersaal deutscher Geschichte.

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens in Bildern nach Originalen hervorragender Künstler. Mit erläuterndem Text. Herausgegeben von **Adolf Bär** und **P. Quensel.** Folio. In Prachtband geb. 20 Mark.

Auch in 3 Teile mit Lederrücken (für Schulzwecke) einfach gebunden 20 Mark.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Heimkehr der Deutschen aus der Schlacht im Teutoburger Walde.

Nach einem Gemälde von Paul Thumann.

Im „Bildersaal deutscher Geschichte" sind die Hauptzüge deutscher Vergangenheit, von grauer, sagenhafter Vorzeit an bis auf unsere Tage, festgehalten. Das Werk bietet eine köstliche Auslese aus dem reichen Schatze der Historienmalerei; ein in knapper, anziehender Form gehaltener Text gibt die nötigen Erklärungen, wodurch jedermann ein volles Verständnis der Illustrationen ermöglicht wird. Der „Bildersaal deutscher Geschichte" stellt sich dar als

Hausbuch für die deutsche Familie

von bleibendem Werte, das gleichzeitig als ein Denkmal deutscher Kunst gelten darf, bestimmt, für jung und alt eine Quelle angenehmer und nützlicher Unterhaltung zu geben, veredelnd auf den Geist zu wirken und Herz und Gemüt anzuregen für das Große, Erhabene, Schöne — vor allem aber zu pflegen die Liebe zu deutschem Volkstum und zum großen deutschen Vaterlande. — Die Illustrationen sind ausgeführt nach Originalen von **A. v. Werner, Bleibtreu, Kaulbach, Lenbach, Klimsch, Röchling, Raupp, Beckmann, Haug, Gerlach, Claus Meyer, Piloty, Menzel, Diez, Kampf, Prell, Hünten, Defregger, Spangenberg, Lindenschmit, Ferd. Keller, Grützner, Zick, Simm, Schnorr v. Carolsfeld, Vogel, Schuch, Gehrts, Friedrich, Thumann, Closz, Schrandolph, Kirchbach, Leeke, Knötel, Rößler** u. v. a.

Auch pädagogischen Zwecken will der „Bildersaal" als vorzügliches Anschauungsmittel für den Geschichtsunterricht dienen; er ergänzt die Geschichtsleitfaden in willkommener Weise und wird wesentlich dazu beitragen, den Unterricht lebensvoller zu gestalten.

Namhafte Blätter aller Richtungen haben das Werk anerkennend besprochen und von Ministerien und Behörden liegen zahlreiche amtliche Empfehlungen vor. Der „Bildersaal deutscher Geschichte" sollte in jedem Hause und in jeder Bibliothek vertreten sein.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Romane und Novellen

von Heimburg, Marlitt und Werner.

Elegante, nicht illustrierte Einzelausgaben.
Jeder Band geheftet 3 M., gebunden 4 M.

W. Heimburg.

Doktor Dannz und seine Frau. Roman.
Sette Oldenroths Liebe. Roman. 3. Aufl.
Im Wasserwinkel. Roman. 3. Auflage.
Antons Erben. Roman. 4. Auflage.
Trotzige Herzen. Roman. 3. Auflage.
Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 11. Auflage.
Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 6. Auflage.
Kloster Wendhusen. Roman. 6. Aufl.
Dazumal. 4 Novellen. 3. Auflage.
Ein armes Mädchen. Roman. 4. Aufl.
Trudchens Heirat. Roman. 3. Auflage.
Die Andere. Roman. 3. Auflage.
Herzenskrisen. Roman. 3. Auflage.
Unter der Linde. 7 Novellen. 2. Aufl.
Lore von Tollen. Roman. 3. Auflage.
Eine unbedeutende Frau. Rom. 2. Aufl.
Mamsell Unnütz. Roman. 3. Auflage.
Sabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. 2. Auflage.
Um fremde Schuld. Roman. 2. Auflage.
Haus Beetzen. Roman. 2. Auflage.
Grossvaters Stammbuch und anderes. Novellen.
Alte Liebe und anderes. Erzählungen.

E. Marlitt.

Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Roman. 3. Auflage.
Die zweite Frau. Roman. 13. Auflage.
Das Geheimnis der alten Mamsell. Roman. 10. Auflage.
Goldelse. Roman. 27. Auflage.
Das Heideprinzesschen. Roman. 10. Aufl.
Im Hause des Kommerzienrates. Roman. 5. Auflage.
Reichsgräfin Gisela. Roman. 10. Aufl.
Im Schillingshof. Roman. 4. Auflage.
Thüringer Erzählungen. 7. Auflage.
Das Eulenhaus. Roman. 3. Auflage.

E. Werner.

Runen. Roman. 2. Auflage.
Hexengold. Roman. 3. Auflage.
Am Altar. Roman. 7. Auflage.
Die Blume des Glückes. Erzählung. 2. Auflage.
Gesprengte Fesseln. Roman. 5. Auflage.
Frühlingsboten. Roman. 3. Auflage.
Gartenlaubenblüten. 2 Novellen. 3. Aufl.
Gebannt und erlöst. Roman. 2. Auflage.
Ein Held der Feder. Roman. 4. Auflage.
Glück auf! Roman. 6. Auflage.
Um hohen Preis. Roman. 3. Auflage.
Sankt Michael. Roman. 3. Auflage.
Vineta. Roman. 6. Auflage.
Heimatklang. Der Lebensquell. 2 Erzählungen. 2. Auflage.
Die Alpenfee. Roman. 2. Auflage.
Flammenzeichen. Roman. 3. Auflage.
Gewagt und gewonnen. 6 Erzählungen und Novellen. 2. Auflage.
Freie Bahn! Roman. 2. Auflage.
Fata Morgana. Roman. 2. Auflage.
Der Egoist. Der höhere Standpunkt. 2 Novellen. 2. Auflage.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 887 6
WILSON
ANNEX